A. gr. b. 2807
(2

Digitized by Google

<36629720660019

<36629720660019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

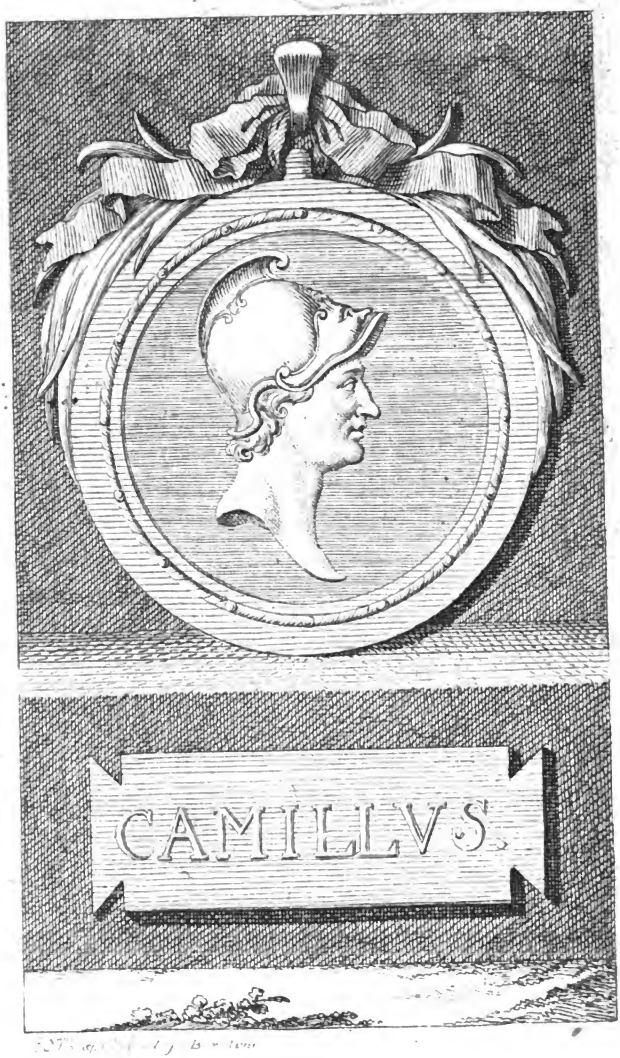
Digitized by Google

Digitized by Google

Auct. Gr. vet. 177. p. 647.

Digitized by Google

Digitized by Google


CAMILVS

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen.

Von

Gottlob Benedict von Schirach.

Zweyter Theil.

Bibliothek. Oberablac.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1777.

Digitized by Google

A. gr. b. 2807/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

An den

Königlich-Dänischen

Geheimen Staats- und Cabinetssecretair

Herrn

Olaus von Guldberg

in Koppenhagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die frohen Empfindungen, welche mit der Hochachtung für große Verdienste und der Dankbarkeit für gütiges Wohlwollen vergesellschaftet sind, machen es mir jetzt zum angenehmsten Geschäfte, Ihnen, Verehrtester! hier öffentlich einen Beweis meiner mannichfaltigen lebhaften Verehrung darzulegen. Ich weiß, daß es Ihnen angenehm seyn wird, den Plutarch Ihnen gewidmet zu sehn, denn ich weiß, mit welcher zärtlichen Neigung Sie dem Studium der Römischen und Griechischen Weisheit, und besonders der Geschichte dieser berühmten Völker zugethan sind. Ich würde mir diese Freyheit mit vollkommner Zuversicht haben nehmen können, wenn ich auch nicht das Glück näherer

rer und groſser Verbindlichkeiten gegen Sie hätte, und dadurch mich zur dankvollſten Verehrung verpflichtet fände. Aber Plutarch ſelbſt iſt es, der meinem Opfer einen wahren Werth beylegt.

Athen und Rom erſcheinen in dieſem zweyten Theile der Plutarchiſchen Biographien in ganz verſchiedenem Zuſtande. Jene berühmten Griechen ſind unter dem Perikles zur höchſten Stufe des Glanzes und der Macht geſtiegen, und der Nachfolger und Schüler des Perikles ſieht ſchon ſein Vaterland ins äuſſerſte Verderben verſenkt. Athen, dieſe erlauchte Stadt, verliert auf einmal alles. Sie, die der Million der Perſiſchen Kriegsmacht Widerſtand geleiſtet hatte, iſt eine Sklavin einer benachbarten geringen Republik. Rom hingegen kämpft mit den ſiegenden Galliern, und wird errettet, wird von den Carthaginienſern überwunden, und beſiegt ſie dennoch völlig. Die Griechen fallen ſchnell von ihrer Höhe herab; die Römer arbeiten ſich durchs Gedränge empor. Erlauben Sie mir, einige zerſtreute Anmerkungen über dieſe ältere Geſchichte zu machen.

Dieſe

Diese ältere Geschichte selbst ist weder so ganz ungewiß, wie sie ein scharfsinniger Franzose darstellt, *) der viel beweist, aber noch mehr muthmaßt, noch auch so sehr durch unumschränkte Zuverläßigkeit über allen Zweifel erhoben, wie so viele übertriebene Liebhaber des Alterthums uns gern überreden möchten. Ich habe in einer besondern Schrift vor elf Jahren **) den Mangel der Glaubwürdigkeit verschiedener Erzehlungen des Livius und des Dio Caßius dargethan. Meine Zweifel bey manchen Begebenheiten sind seitdem vermehrt worden, es sind neue hinzugekommen, und wenn die Begebenheiten selbst auch auser Zweifel gesetzt sind, so muß man doch noch oft die Umstände dabey bezweifeln.

Nur ein einziges Beyspiel. Sie werden mit mir glauben, daß die Art, wie die Römer und das Capitolium von den Galliern, nach Zerstörung der Stadt, errettet worden, völlig ungewiß sey, wenn Sie die

*) Dissertation sur l'incertitude des cinq prem. Siecl. de l'Histoire Rom.

**) Historische Zweifel und Beobachtungen. Halle, 1766.

Digitized by Google

Erzehlungen unſers Plutarchs in der Biographie des Camillus mit dem erſten und zweyten Buche des Polybius, und dem Livius *) und dem Dionyß von Halicarnaß, und einer Stelle des Suetonius **) vergleichen, wenn man auch nicht ſo weit gehn, wie Rualdi ***) und den Putarch eines Fehlers beſchuldigen will, da er gewiß nach ſeiner beſten Kenntniß erzehlte.

Wenn Livius ſelbſt geſteht, daß er Wahrheit nicht finden könne, und ſchlechterdings alle Mühe verloren ſey, ****) daß alſo der Sage nach erzehlt werden müſſe, was dürfen wir weiteres Zeugniß? Wenn ſelbſt Plutarch, im Theſeus, ſagt, daß ſich der Leſer an das Wahrſcheinliche halten müſſe, weil man zur Wahrheit nicht hindurch dringen könne, was iſts nöthig, zu beweiſen, der Glaube an alle Geſchichte des

*) Libr. V. cap. 49. ſeq.

**) In Vit. Tiber. cap. 3.

***) Joan. Rualdi Animaduerſ. in Plutarch. XI. Ed. Reisk. Plut. Tom. I. pag. 177. ſeq.

****) Cura non deeſſet, ſi qua via ad verum inquirentem duceret. Libr. VII. cap. 6.

des Alterthums sey Schwachsinn, oder Pedanterie!

Nicht daß ich einen allgemeinen Pyrrhonismus des Alterthums begünstigen, oder anpreisen wollte. Nein! dazu kennen Sie mich, hoff' ich, zu gut; sondern ich wünschte nur, daß man in der alten Geschichte mehr als zu geschehen pflegt, jene Regel des alten griechischen Weisen, der richtig urtheilte, mehr gebrauchte — ἀπιστεῖν, τῶν ἀρχαίων σοφῶν.

Glauben Sie nicht Selbst, daß die Römische Geschichte in verschiedenen Stücken ungewiß sey, wenn Sie zu erwägen belieben, was mit den Annalen der Oberpriester (Pontificum) geschah? Oeffentliche Tafeln, nach unsrer Art Zeitungen, welche vom Senate ausgegeben, auf dem Markte (in albo) aufgehangen wurden, um dem Volke Muth zu machen, oder den Unmuth niederzuschlagen, oder das Große größer, das Schöne schöner darzustellen, welche nachher in dem Gewahrsam der Oberpriester ein Archiv des Staats wurden, und dem Livius und andern erhabenen Geschichtschreibern den gründlichsten diploma-

tischen Stoff ihrer Geschichte liefern musten, diese Urkunden — diese einzigen der Römer — können sie uns über allen Zweifel hinwegsetzen? Urtheilen Sie Selbst, Sie großer Kenner der alten Geschichte, der Sie Selbst in diesem Fache gedacht, gearbeitet und mit allgemeiner Bewunderung geschrieben haben! —

Selbst unser Plutarch sagt im Leben des Fabius, in diesem, Ihnen, Verehrungswürdigster! gewidmetem Theile, daß der Senat bis auf die Schlacht bey Cannä dem Volke die erlittenen Uebel und die Umstände dabey immer verschwiegen haben, und dann erst, bey dem unverschweiglichgroßem Unglücke, habe völlige Entdeckung machen müssen. So ists. Und da es so ist, werden Sie, Theuerster! nicht mit mir einig seyn? —

Nicht werd' ich deswegen an den Begebenheiten überhaupt zweifeln. Diese in Zweifel ziehen, hieße die Frechheit bis zur Verunehrung der würdigsten Männer treiben; allein die Umstände einzelner Begebenheiten, und besonders viele so beschriene Thaten der Römer bedürfen einer noch genauern

nauern historischen Kritik, als man bisher für nöthig gehalten hat. — Man vergrößerte die Zahl der Feinde, um die Siege herrlicher zu machen. Man nannte ein ganzes Volk überwunden, wenn man nur einen Theil desselben geschlagen hatte. *) Man verschönerte durch Zusätze die Thaten der großen Krieger, die Thaten des Curtius, Mutius Scävola, Horatius Cocles, Camillus. Eine Kritik der Römischen Geschichte wäre ein kostbares Werk, aber im Ganzen ein unausführbares.

Sicherer ist die Geschichte der Griechen. Da ist nicht ein einziges Volk, das allein Thaten aufzeichnet; da ist kein Rom, das uns das unglückliche Carthago schildern kan, wie es ihm gut dünkt, sollt's auch mit bedauernswürdiger Verletzung der Wahrheit seyn. Da dürfen die Athenienser nicht von den Lacedämoniern reden, wie die Römer von den Carthaginiensern. Eifersucht bewährt die Wahrheit, und Gleichgewicht der Macht hindert Verunglimpfung. Gleichwohl wird oft eine prächtige Trophäe ein trü-

*) Liv. Libr. III. cap. 9. 10. Conf. Libr. VI. cap. 12.

trügerisches Zeichen, der Nationalstolz vergrößert die Begebenheit, die Cabale gegen einen großen Mann verringert eine andre, und indem das Glück zu sehr erhoben wird, wird das Unglück bey anderer Gelegenheit, wenn das Volk sich verloren glaubt, zu übertrieben geschildert. Ich müßte die Grenzen einer Zuschrift zu sehr überschreiten, wenn ich Ihnen davon umständlichere Beweise darlegen, und die Schriftsteller zu meinen Zeugen aufrufen wollte. Ich kan mich hier sicher vorläufig auf die Lectüre des Plutarchs selbst beziehen.

Jede alte Geschichte von jedem Volke hat ihre bewundernswürdige Aehnlichkeit mit der alten Geschichte der Griechen und Römer. Jupiter und Odin, oder Wodan, Theseus, der die herumschweifenden Griechen, und Heinrich der erste, der die wildschwärmenden Teutschen in Städte zusammen vereinigt, *) und die Götter und Helden der Nordmänner in Parallele der Götter und Helden der Süd- und Ostmänner würden einem unbefangnem Geschichtsfor-

*) Sigebert. Gembl. ad an. 922. Wittich. L. II. Annal. pag. 643.

forſcher eine herrliche gleichartige Materie werden, würden eine allgemeine alte Religions- und Menſchengeſchichte darſtellen. Möchte ich einmal Zeit, Anlaß, Kräfte und Trieb zum Verſuche eines ſolchen Werks, welches eine philoſophiſche Geſchichte der Menſchheit werden könnte, haben. Aber wie viel von allen dem müſte ich haben, um Ihres Beyfalls werth zu ſeyn! Kaum wage ichs zu hoffen.

Stoff zu einer andern weitläuftigen Betrachtung gewährt der Umſturz der blühenden Athenienſiſchen Republik, der ſich bey Lebzeiten des Alcibiades, deſſen Leben dieſes Buch enthält, ereignete. Man kan darthun, daß die innerliche Staatsverfaſſung der Republik ſelbſt die Urſache ihres Unglücks war. Eine Völkerſchaft in beſtändiger Gährung untereinander, immer in Furcht vor großen Geiſtern, daß ſie zu groß werden möchten, immer vom Neide beunruhigt, immer in gegenſeitiger Betriebſamkeit der Vornehmen und des Volks wider einander; dieſe konnte in ſolcher Verfaſſung nicht lange glücklich bleiben. Der Mann, der für das Beſte des Staats das

Meiſte

Meiſte redte und that, der große Wohlthaten gab, mußte befürchten, blos eben deswegen aus der Stadt verwieſen zu werden. Ich kenne kein Geſetz und keine Gewohnheit bey irgend einer Nation, die dem Staate ſchädlicher ſeyn könnte, als der Oſtrakismus der Athenienſer war. Nichts kan ſeltſamer ſeyn, als einen großen Mann blos deswegen, weil eine Menge Menſchen ſein Anſehn für zu groß halten, auf zehn Jahre zu verweiſen, dieſe Verweiſung ſelbſt für keine beſchimpfende Strafe zu halten, und ſich oft der mächtigſten Hülfe des Staats zu berauben, ohne dem verwieſenen Manne ein Verbrechen zuzuſchreiben. Diejenigen, welche den Oſtrakismus für eine politiſche Stütze der Freyheit des Volks halten, beſitzen nur eine flache Kenntniß der Athenienſiſchen Staatsverfaſſung. Piſiſtratus und Perikles, welche den Oſtrakismus mit eigentlichſtem Rechte verdient hätten, blieben davon frey, aber der rechtſchaffene Ariſtides, dem es nicht eingefallen war, eine Herrſchaft wie Piſiſtratus und Perikles an ſich zu reiſſen, wurde verwieſen.

Athen war nur immer in denen Zeitpunkten glücklich, mächtig und groß, in welchen Einer die vornehmste Gewalt im Staate behauptete, und durch List oder Macht das Volk regierte. Die Niederlage der ganzen Seemacht bey Aigospotamos würde entweder nicht vorgefallen, oder nicht von so großen Folgen für den Staat gewesen seyn, wenn Alcibiades, anstatt der drey andern, Befehlshaber der Flotte gewesen wäre.

Man kan von den meisten Republiken, man kan von Rom selbst eine ähnliche Bemerkung machen. Wenn der Römische Staat zu wanken schien, mußte ihn die unumschränkte Dictatur wieder befestigen. Die größten Eroberungen geschahen von Feldherren, die alles zu Rom vermochten, und als dieser Staat in seiner schönsten Blüthe stand, waren Sulla, Pompejus, Cäsar, die Herrscher dieses Staats. Ich kann diese fruchtbare Materie hier nicht weiter ausführen.

Verzeihen Sie, Höchstgeschätzteſter! daß ich schon so lange Sie von wichtigern Geschäften abgehalten habe. Ich

)( )(werde

werde zeitlebens den erhabnen Ruhm mit der lebhafteſten Freude betrachten, den ſich Guldbergs Verdienſte erworben, und ich achte es für ein Glück, daß ich einer Ihrer erſten Verehrer ſeyn kann.

Nach-

Nachricht.

Ich habe, auſſer dem ſchuldigſten Danke für verſchiedne öffentliche gütige Urtheile über den erſten Theil dieſer meiner teutſchen Ueberſetzung der Biographien des Plutarchs, um ſo weniger dem Publicum zu ſagen, da ich mich bemüht habe, die Fortſetzung dieſer Arbeit immer mehr, nach angefangner Art, des Beyfalls der Kenner werth zu machen.

Es iſt übrigens ſchon bekannt, daß Herr Decker, Königlicher Hofbuchdrucker in Berlin, den ganzen Verlag dieſes Werkes übernommen hat, daß zwar alle Bedingungen der Pränumerationen und Subſcriptionen bleiben, aber ſich jeder Liebhaber nunmehr an Hrn. Decker zu wenden hat, und ich weder mit Pränumerationen, noch Subſcriptionen, noch dem Verkaufe dieſes Werks etwas zu thun habe.

Man hoft, daß auch die Anzahl der Bogen dieſes zweyten Theils nicht die Zufriedenheit ſtören wird, da man nicht anders, als immer mit dem Ende einer Lebensbeſchreibung ſchließen kan, und der dritte Theil zuverläßig mehrere Bogen enthalten wird, als dieſer zweyte und der erſte. Dieſer dritte Theil erſcheint unausbleiblich in künftiger Michaelismeſſe.

Die Verſchönerungen, welche Herr Decker dem Werke durch Kupfer und Vignetten giebt, werden, bey unverändertem Preiſe, die Zufriedenheit und den Beyfall der Liebhaber vermehren. Bey dieſem zweyten Theile werden zugleich die Kupfer zum erſten, der Kopf des Theſeus,

seus, und eine allegorische Vignette, vom Hrn. Decker, unentgeldlich, mitgeliefert.

Noch sind folgende nachgekommene Subscriptionen zu bemerken:

Frau Professorin Gmelin, zu Blaubeuren.

Herr M. Bockshammer, Pfarrer zu Buttenhausen.

Herr Cramer, d. R. C. zu Königslutter.

Herr J. C. Mast, zu Wolfenbüttel.

Herr von Münch, in Augsburg.

Herr von Schad, Oberamtmann in Langenau.

Herr Scholl, im Kloster zu Blaubeuren.

Herr Sparkuhle, zu Wolfenbüttel.

Herr M. Walz, Pfarrer zu Weiler-Steißlingen.

Herr M. Weißmann, Pfarrer zu Mehrstetten.

Herr H. W. B. Weitenkampf, zu Wolfenbüttel.

Herr B. G. L. von der Wense, zu Wolfenbüttel.

Digitized by Google

Biographien
des
Plutarchs.

Digitized by Google

Digitized by Google

Camillus.

Das besonderste und seltsamste unter den vielen und grossen Begebenheiten, die man vom Furius Camillus erzehlt, ist wohl dieß, daß er als Feldherr viele und merkwürdige Schlachten gewonnen, fünfmal zum Dictator erwählt worden, viermal einen Triumph gehalten, den Namen des zweyten Stifters von Rom bekommen, und doch niemals Consul gewesen ist. Daran war der damalige Zustand des Staats Schuld. Das Volk wollte wegen seiner Streitigkeiten mit dem Senate keine Consuln erwählen lassen, es übertrug den Obersten in der Armee die höchste Gewalt, deren Herrschaft, ob sie gleich alle Macht der Consuln hatten, wegen ihrer Anzahl, weniger beschwerlich schien. Denn es war ein Trost für diejenigen, welche die Herrschaft weniger Personen nicht ertragen konnten, daß nicht zween, sondern sechs Männer die Regierung führten. Camillus hatte sich in dieser

Zeit durch seine Thaten die größte Achtung erworben, aber er wollte doch nicht wider Willen des Volks Consul werden, obgleich während dieser Zeit vielmals Wahltage (Comitia) zur Ernennung der Consuln gehalten wurden. * In den mancherley andern Aemtern, die er verwaltete, bezeigte er sich immer so, daß, wenn er ein Amt allein verwaltete, die Herrschaft mehreren gemein zu seyn schien, und wenn er mehr Gehülfen hatte, die Ehre ihm allein blieb. Jenes verursachte seine Bescheidenheit, wodurch er seine Gewalt dem Neide entzog; dieses war die Wirkung seiner Klugheit, in der er es ohnstreitig allen zuvorthat.

Damals stand das Geschlecht der **Furier** noch in keinem Ansehn. Er erhob es durch sich selbst zuerst zum Glanze, da er in der grossen Schlacht gegen die Aequer und Volsker sich unter dem Dictator Posthumius Tubertus so sehr aufzeichnete.

Er

* Die oberste Herrschaft der drey, vier, oder sechs Obersten der Armee an statt der zwey Consuln dauerte 78 Jahr: die ersten Tribuni militum consulari potestate wurden A. V. C. 309 gesetzt, und im Jahre 387 wurden wieder Consuln erwählt.

Digitized by Google

Er ritte der Armee voran, und ob er gleich in die Hüfte verwundet wurde, ließ er nicht nach, sondern zog den Pfeil aus der Wunde, fochte mit den tapfersten der Feinde, und trieb sie in die Flucht. Er erhielt hierauf unter andern Belohnungen auch die Würde des Censors, ein Amt, welches zur damaligen Zeit viel Ansehn hatte.

Man rühmt von ihm eine schöne Verfügung, die er als Censor machte, daß er nämlich die Unverheyratheten theils durch Vorstellungen, theils durch gedrohte Strafen bewog, sich mit den Wittwen zu verheyrathen, deren es wegen der bisherigen Kriege sehr viele gab. Die Nothwendigkeit bewog ihn auch, den Waisen Abgaben aufzulegen, da sie bisher von allen Abgaben frey gewesen waren. Die beständigen Kriege waren die Ursache, welche große Summen erfoderten: besonders kostete die Belagerung der Stadt Veji sehr viel. * Diese Hauptstadt von Hetrurien

* ἡ Βηΐων πολιορκία· τούτους ἔνιοι Ὀυενετανοὺς καλοῦσιν· Deren Einwohner von einigen Venetaner genannt werden. Ich habe dieses Einschiebsel im Texte oben weggelassen, weil es den Zusammenhang der Stelle mehr stört als

war der Stadt Rom an Waffen und der Menge der Soldaten gewachsen. Stolz auf ihren Reichthum, Ueppigkeit, und Pracht, führte sie mit den Römern um den Vorzug und die Herrschaft Kriege, und lieferte viele merkwürdige Schlachten. Um diese Zeit aber ließ sie ihren Ehrgeitz fahren, welchen viele Niederlagen gedemüthigt hatten. Ihre Einwohner befestigten die Stadt mit einer breiten und festen Mauer, füllten sie mit Waffen, Proviante und Kriegsvorrathe, und hielten so mit Muthe eine Belagerung aus, welche langwierig war, und den Belagerern viele Mühe und Beschwerlichkeit machte. Denn sie, die gewohnt waren, nur im Sommer im Felde zu stehen, und im Winter sich nach Hause zu begeben, wurden jetzt zum ersten male von ihren Obersten genöthigt, ein festes Lager zu errichten, und im Winter, so wie im Sommer, im feindlichen Lande stehen zu bleiben.

Es hatte diese Belagerung nun beynahe schon sieben Jahre gedauert: man beschuldigte die Generale,

als befördert, und unnütz ist. Die verschiednen Lesearten dazu genommen, dünkt mir dieser Zwischensatz in Absicht seiner Aechtheit zweifelhaft zu seyn.

Digitized by Google

nerale, daß sie die Belagerung zu nachläßig trieben, man rief sie zurück, und wählte andre Befehlshaber. Camillus war einer von ihnen: er war jetzt das zweyte mal Oberster bey der Armee. Aber er wurde doch nicht zu dieser Belagerung gebraucht, denn das Loos bestimmte ihn zum Feldzuge wider die Falisker und Capenaten, welche währender Beschäftigung der Römer mit den Vejentern öfters ins Römische Gebiet einfielen, und den ganzen Hetruriſchen Krieg hindurch Unruhe machten. Sie wurden vom Camillus zurückgetrieben, und mußten mit vielem Verluste sich hinter ihren Mauern verbergen.

Mitten unter der Heftigkeit der Belagerung trug sich jene Begebenheit mit der Albaniſchen See zu, welche unter die unglaublichſten Wunder gehört, und da man keinen natürlichen Grund angeben konnte, eine große Furcht erweckte. Der Sommer gieng zu Ende, und war weder regneriſch, noch durch ſtarke Südwinde ſchädlich geweſen. Die Sümpfe, Flüſſe und Quellen, deren es in Italien viele giebt, waren theils völlig ausgetrocknet, theils hielten ſie nur noch wenig Waſſer; die Flüſſe, welche gewöhnlicher maſſen im Sommer niedrig ſind, waren faſt eingetrocknet.

Nur die Albanische See, welche ihre eigne Quellen, und keinen Abfluß hat, und mit starken Bergen umgeben ist, wuchs so stark an, ohne daß man eine andre als übernatürliche Ursache angeben konnte, daß sie, ohne Sturm und Wellenschlagen, bis an die Spitze der Berge sich erhob. Anfänglich bemerkten dieses nur die Viehhirten und Schäfer: als aber das Wasser den Damm durchbrach, welcher, gleich einer Erdzunge, die niedre Gegend vor der Ueberschwemmung sicherte, und der Strom mit Gewalt über die Felder und Wiesen sich gegen das Meer zu ergoß, so wurden dadurch nicht allein die Römer bestürzt, sondern auch alle Einwohner Italiens hielten es für ein grosses Wunderzeichen.

Im Lager vor Veji sprach man so viel von dieser Begebenheit, daß auch die Belagerten bald davon unterrichtet wurden. Da gewöhnlich bey einer Belagerung, welche lange dauert, die Feinde mit einander in Bekanntschaft und Gespräch gerathen, so geschah es auch hier, daß ein Römer mit einem von den Feinden, den man für einen in alten Traditionen erfahrnen und in der Wahrsagerkunst ziemlich geschickten Mann hielt, in Bekanntschaft und Unterredung kam. Wie der Römer

mer gewahr wurde, daß dieser Mann bey der Nachricht von der Ergiessung der Albanischen See sehr vergnügt wurde, und über die Belagerung spottete, so sagte er, dieß sey nicht das einzige Wunderzeichen, welches gegenwärtig den Römern begegne, sondern es hätten sich noch andere und unglaublichere Wunder ereignet; er wolle sie ihm entdecken, damit er vielleicht bey diesen allgemeinen Uebeln sein eignes Beste beobachten könne. Der Vejier wird aufmerksam, läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, und hofft, einige Geheimnisse zu erfahren. Indem währendem Gespräche der Römer den Vejier weit genug von dem Stadtthore entfernt hat, ergreift er ihn, da er stärker war, hebt ihn in die Höhe, und indeß einige aus dem Lager zu Hülfe laufen, bemächtigt er sich seiner gänzlich, und führt ihn zu den Generalen. In dieser Bedrängniß wurde der Vejier überzeugt, daß das Schicksal unvermeidlich sey, und entdeckte einige geheime Orakel seines Vaterlandes, z. E. **die Stadt Veji würde nicht eher erobert werden können, bis die Feinde die Albanische See, wenn sie sich ergossen hätte, von ihrem Laufe zurück geleitet, und ihren Strom nach dem Meere verhindert hätten.**

Die Nachricht davon setzte den Senat zu Rom in Verlegenheit: er hielt für das beste, durch Abgesandte den Gott zu Delphos um Rath zu fragen. Man schickte drey grosse und angesehene Männer ab, Licinius Cossus, Valerius Potius, und Fabius Ambustus. Sie brachten nach vollendeter glücklicher Reise und erhaltner Antwort vom Apollo noch einige andre Orakel mit, welche sich auf die Vernachläßigung einiger alten Gebräuche bey dem so genannten lateinischen Feste bezogen. Es wurde ihnen befohlen, das Gewässer der Albanischen See, so viel es geschehen könnte, von dem Meere zurück in das alte Ufer zu leiten, oder wenn dieses nicht möglich wäre, es durch Kanäle und Graben aufs Feld zu leiten, und auszutrocknen. Auf diese Nachricht befolgten die Priester die Befehle wegen der Opferfeste, das Volk aber bestrebte sich, das Gewässer wegzuleiten.

Im zehnten Jahre der Belagerung hob der Senat alle andre obrigkeitliche Aemter auf, und machte den Camillus zum Dictator. Er erwählte sich den Cornelius Scipio zum Generale der Reuterey. Er that das Gelübde, daß er, wenn er den Krieg glücklich endigte, den Göttern zu

Ehren

Ehren groſſe Schauſpiele anſtellen, und derjenigen Göttin, welche die Römer Mutter Matuta* nennen, einen Tempel erbauen wolle. Nach den Gebräuchen, die bey ihrem Opferfeſte vorgehn, zu urtheilen, iſt dieſes die Göttin, welche bey den Griechen Leukothea heißt. Denn ſie führen eine Magd in das Innerſte des Tempels, geben ihr darauf Ohrfeigen, und treiben ſie wieder aus dem Tempel heraus: ſie tragen die Kinder ihrer Brüder ſtatt ihrer eignen in ihren Armen, und bey dem Opfer ſtellen ſie die Begebenheiten der Säugammen des Bacchus, und die Leiden der Ino wegen ihrer Nebenbuhlerin vor.

Nach verrichtetem Gelübde zog Camillus gegen die Faliſker, und Kapenaten, ihre Bundesgenoſſen zu Felde, und ſchlug ſie in einer groſſen Schlacht. Hierauf wandte er ſich zur Belagerung der Stadt Veji. Er ſahe ein, daß ein Sturm ſchwer und gefährlich ſeyn würde, und legte

* Bekannter iſt ſie unter dem Namen der Göttin Ino. Die vom Plutarch angeführten Gebräuche beziehen ſich gröſtentheils auf die Fabel, daß ſie aus Eiferſucht über ihre Magd, Antiphera, als ihre Nebenbuhlerin, raſend geworden ſey.

Digitized by Google

legte daher Minen an, da das Erdreich um die Stadt herum sich zum Untergraben schickte, und die unterirrdischen Gänge tief, und vor den Feinden versteckt, geführt werden konnten. Da dieß nach Wunsche vollendet war, so unternahm er einen Sturm, um die Feinde auf die Mauern zu locken. Indessen gieng eine Anzahl seiner Soldaten durch die unterirrdischen Gänge bis an das Schloß, wo der Tempel der Juno stand, welcher der größte in der Stadt und in besondrer Verehrung war. Eben soll damals der Fürst der Hetrurier geopfert, und der Wahrsager, der die Eingeweide des Opferthiers besehen, mit starker Stimme ausgerufen haben: Gott würde denjenigen den Sieg geben, welche diese Opfer vollenden würden. * Die Römer hören in den un-

* Xylander und ihm nachfolgend Dacier glauben, Plutarch habe den Livius, der diese Geschichte erzehlt, (Libr. V. cap. 21.) nicht recht verstanden, und die Worte qui hostiae exta prosecuisset, so genommen, als wenn da stünde — prosecutus esset: daher sey das Wort καταπολεθησαντι, gekommen; aber καταπολεθειν τοις ἱεροις heißt so viel als sacra peragere,

unterminirten Gängen diese Wahrsagung, durchstossen schnell den Boden, springen mit Geschrey und Geräusche ihrer Waffen hervor, die Feinde entfliehen voll Bestürzung, sie nehmen die Eingeweide des Opferthiers, und tragen sie zum Camillus. Aber man sieht leicht, wie sehr diese Erzehlung einer Fabel ähnlich ist.

Die Stadt wurde mit Sturm erobert. Die Römer machten eine unermeßliche Beute: Camillus, welcher vom Schlosse herab der Plünderung zusah, stand anfänglich voller Thränen da, und als die Umstehenden ihm dazu Glück wünschten, hob er die Hände zu den Göttern empor, und betete folgendermassen: „Grosser Zeys, und alle ihr Götter, die ihr die guten und bösen Thaten beobachtet, ihr selbst wisset, daß wir Römer nicht auf eine ungerechte Art, sondern durch die Nothwendigkeit gedrungen, gegen diese Stadt der feindseligen und ungerechten Menschen ins Feld gezo-

agere, und Plutarch hat den Livius gewiß nicht falsch verstanden: er hat ihm gar nicht nach geschrieben, ihn gar nicht zu seiner Quelle gehabt: er folgt immer lieber griechischen Scribenten, als den Römischen, und dem Livius am allerwenigsten.

Digitized by Google

gezogen sind. Soll uns ja aber eine strafende Rache wegen dieses gegenwärtigen grossen Glücks treffen, so flehe ich, schont Stadt und Römisches Heer, laßt mich die Strafe, so gemildert sie seyn kann, treffen.„ Indem er nach diesem Gebete, der Gewohnheit der Römer zu Folge, sich rechter Hand herumdrehn wollte, fiel er. Die Anwesenden erschracken darüber, er aber stand vom Falle wieder auf, und sagte: „es sey ihm nach seinem Wunsche, bey dem größten Glücke, ein kleiner Unfall widerfahren.„

Nach der Zerstörung der Stadt befahl er, die Statüe der Juno, seinem Gelübde gemäß, nach Rom bringen zu lassen. Als die Baumeister deßwegen zusammen gekommen waren, so opferte er, und flehte die Göttin an, die Neigung der Römer gnädig anzunehmen, und wohlwollend eine Mitgenoßin derjenigen Götter zu seyn, die in Rom wohnten. Man erzehlt, daß die Bildsäule laut geantwortet habe, sie wolle, und genehmige es. Livius berichtet, * Camillus habe die

* Livius berichtet (Libr. V. cap. 22.) die Sache etwas anders, als Plutarch hier von ihm behauptet, z. E. daß der Juno Statüe das velle deut-

die Bildsäule der Göttin berührt, und sie gebeten, einige von den Beystehenden aber hätten geantwortet: die Göttin willige ihm sein Begehren, und folge ihm gern. Diejenigen, die die Wahrheit dieses Wunders behaupten, haben das grosse Glück der Stadt Rom zu ihrem stärksten Beweis, welche von ihrem geringen und verachteten Anfange zu ihrer grossen Hoheit und Macht, nicht ohne den Beystand einer Gottheit, der durch viele und grosse Zeichen bewiesen wurde, hätte empor steigen können.

Man erzehlt noch verschiedne andre dergleichen Wunderzeichen: die Bildsäulen der Götter sollen, nach den Berichten älterer Geschichtschreiber, öfters geschwitzt, öfters geseufzt, sich umgewandt, und mit dem Kopfe genickt haben. Wir haben selbst von noch lebenden Personen dergleichen wundervolle Erzehlungen gehört, die man nicht sogleich verwerfen darf. Es ist gefährlich, solche Dinge zu leicht zu glauben, oder zu stark in Zweifel zu ziehen. Denn die menschliche Schwachheit

deutlich ausgesprochen; ein Beweis, daß, wie ich vorher bemerkt, Plutarch den Livius nicht zu seinem Führer nimmt, und sehr wenig nachgelesen hat.

heit hat keine bestimmte Einschränkung und Richtigkeit der Urtheilskraft: bald wird sie in eine Art von dummen Aberglauben, * bald aber zu einer übertriebnen Verachtung göttlicher Dinge hingerissen. Das beste ist, behutsam seyn, und das übertriebne vermeiden.

Camillus, entweder durch die grosse That, daß er eine Stadt, die zehn Jahre hindurch belagert worden war, und mit Rom um die Herrschaft gestritten, erobert hatte, oder durch die Lobsprüche zum Stolz verleitet, nahm eine Gesinnung an, die den Sitten und der Staatsverfassung von Rom entgegen war. Auch hielt er einen sehr stolzen Triumph, und fuhr auf einem mit vier weissen Pferden bespannten Wagen durch die Stadt, welches kein Feldherr weder vor noch nach ihm gethan hat, denn die Römer halten einen solchen Triumphwagen für heilig, und glauben, daß er nur dem Könige und Vater der Götter zukomme. Er zog sich dadurch den Haß der Bürger zu, welche eines solchen Stolzes nicht gewohnt waren.

* τύφον. M. s. die Reiskische Erklärung dieses Wortes in seiner Ausgabe d. Plut. Tom. I. pag. 841.

Digitized by Google

waren. Ein zweyter Grund kam dazu, da er sich dem Vorschlage, die Einwohner der Stadt Rom zu theilen, widersetzte. Die Zunftmeister des Volks nämlich thäten den Vorschlag, sowohl den Senat als das Volk in zwey Theile zu theilen, davon der eine Theil zu Rom bleiben, der andre aber, den das Loos träfe, in die eroberte Stadt Veji ziehen sollte, wodurch sie begüterter werden, und durch diese zwey grosse und schöne Städte ihr Land und ihre Güter besser beschützen könnten. Das Volk, welches sich sehr vermehrt hatte, und reich geworden war, nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, und verlangte in den öffentlichen Versammlungen mit Tumult die Bestätigung desselben. Aber der Senat und die vornehmsten Männer Roms hielten diesen Vorschlag nicht sowohl für eine Theilung der Stadt Rom, sondern vielmehr für eine Vernichtung derselben. Sie wurden dadurch beunruhigt, und baten den Camillus um Beystand. Dieser, weil er sich vor Streit bey der Stimmensammlung darüber fürchtete, suchte dem Volke immer allerhand andre Beschäftigungen zu geben, und verhinderte dadurch den Vortrag der Sache: machte sich aber bey dem Volke verhaßt. Der offenbarste und größte Haß wider ihn ent-

stand wegen des zehnten Theils der Beute, und der Anlaß dazu war nicht ungegründet, wenn auch nicht völlig gerecht.

Er hatte, als er zur Belagerung der Stadt Veji abgieng, das Gelübde gethan, wenn er die Stadt erobrte, dem Gotte Apollo den zehnten Theil der Beute zu heiligen. Bey der Einnahme und Plünderung der Stadt wollte er entweder die Römischen Bürger nicht mißvergnügt machen, oder er vergaß bey den damaligen Umständen sein Gelübde: er überließ ihnen die Beute. Als er aber einige Zeit darauf die Dictatur niederlegte, trug er die Sache dem Senate vor: auch kündigten die Wahrsager den Zorn der Götter an, welchen sie bey den Opfern erkannt, und welcher eine Versöhnung erfodre.

Der Senat gab ein Decret heraus, daß zwar die Beute getheilt bleiben sollte, wie es wohl nicht anders möglich war, daß aber alle, die daran Antheil hätten, den zehnten Theil mit geleisteter eidlicher Versicherung wieder hergeben sollten. Es wurden verschiedne Zwangsmittel gebraucht, um die Soldaten, welche arm waren, jetzt, nach ausgestandnen Kriegsbeschwerlichkeiten, zu nöthigen, einen Theil von dem, was sie

erwor-

erworben, und auch wohl schon verzehrt hatten, wieder herauszugeben. Camillus, der durch ihren Unwillen beunruhigt wurde, gab in Ermangelung eines guten Grundes den ungereimtesten von seinem Verfahren an: er gestand, er habe sein Gelübde vergessen. Dadurch wurden sie noch unwilliger, indem er vormals den zehnten Theil des feindlichen Vermögens gelobt hätte, und nun den zehnten Theil von dem neuerworbnen Vermögen der Römischen Bürger nähme.

Nachdem durch die einzeln dargebrachten Theile die ganze Summe beysammen war, so beschloß man, einen goldnen Becher verfertigen zu lassen, und ihn nach Delphos zu senden. Aber das Gold war in der Stadt Rom sehr rar, die obrigkeitlichen Personen wußten nicht, wo sie es herbekommen sollten, bis die Frauenzimmer unter sich selbst den Entschluß faßten, daß jede ihren goldnen Schmuck dazu hergeben sollte. Dieß betrug nach dem Gewichte acht Talente Gold. *

* Wie schon Dacier bemerkt, machte damals ein Talent Gold so viel als zehn Talente Silber, also zehntausend Thaler; und die 8 Talente, der ganze damalige Schmuck der Römischen Damen, betrug demnach 80,000 Thaler.

Digitized by Google

Der Senat, um dafür eine gebührende Ehre zu erzeigen, erlaubte durch ein Gesetz, den Frauenzimmern, nach ihrem Tode, so wie den Männern, Lobreden zu halten. Denn bis auf diese Zeit war es nicht Sitte, den Frauenzimmern nach ihrem Tode öffentliche Lobreden zu halten.

Es wurden drey der vornehmsten Römer zu Abgesandten erwählt, und in einem grossen, gut bemannten, und herrlich ausgeschmücktem Schiffe mit diesem Geschenke nach Delphos geschickt. Aber die Meeresstille war ihnen eben so sehr als ein Sturm zuwider, so, daß sie der Gefahr umzukommen nur auf eine unvermuthete Art entgiengen. * Es machten nämlich einige Schiffe der Liparenser bey den aeolischen Inseln auf sie Jagd, und hielten sie für Seeräuber. Durch Bitten und Flehn bewegten sie zwar die Liparenser, daß sie ihnen keine Gewalt anthaten, aber das Schif nahmen sie doch weg, führten es in ihren Hafen, erklärten es für ein seeräuberisch Schif,

* Alle bisherigen Uebersetzer haben diese Stelle, aus Unwissenheit eines griechischen Idiotismus, falsch verstanden und übersetzt, wie Reiske gezeigt hat; Ed. Plut. in Animaduers. pag. 841. welchem ich gefolgt bin.

Digitized by Google

Schif, und boten Güter und Mannschaft zum Verkaufe feil. Kaum wurden sie durch die Menschenliebe und das Ansehn ihres Anführers, Timesitheus, bewogen, die Römer los zu lassen, von dem die Römer auch mit seinen eignen Schiffen begleitet wurden. Er war sogar bey der Uebergabe des Geschenks gegenwärtig. Er erhielt zu Rom dafür die gebührenden Ehrenbezeigungen.

Da die Zunftmeister des Volks den Vorschlag, nach Veji zu ziehen, von neuen vorbrachten, so gab der zu gelegener Zeit entstehende Krieg mit den Falisken den Patriciern die Gewalt, nach ihrem Wunsche die Comitia zu halten. Sie erwählten den Camillus mit fünf andern zum Obersten der Armee, weil die Umstände einen Feldherrn erforderten, der Ansehn und Ruhm mit Erfahrung verband. Camillus brach, nach der Einwilligung des Volks, mit seinem Heere in der Falisker Gebiet ein, und belagerte die Stadt Phalerii, welche stark befestigt und mit allen Kriegsbedürfnissen versehen war. Die Eroberung war zwar weder leicht noch bald zu vollenden, aber er wollte auch überdieß die Römischen Bürger dadurch beschäftigen und abhalten, daß sie nicht aus Langerweile in der Stadt unruhige

Bewegungen machten. Dieses Mittel gebrauchte man beständig wie ein Arzneymittel, um die unruhigen Bewegungen der Bürgerschaft auf auswärtige Oerter hin zu lenken.

Die Falisker, auf ihre starke Festungswerke sich verlassend, verachteten die Belagerung so sehr, daß sie, die Wachen auf den Mauern ausgenommen, unbewafnet in der Stadt herum giengen, ihre Kinder ruhig in die Schule gehen, und sie unter der Aufsicht ihres Lehrmeisters um die Mauern herumspatzieren, und ihre Uebungen machen liessen. Denn die Phalerier hatten, wie die Griechen, einen allgemeinen Stadtlehrer, um dadurch ihre Kinder von Jugend auf zum gemeinsamen freundschaftlichen Umgange zu gewöhnen. Dieser Lehrmeister suchte durch diese Kinder die Stadt zu verrathen: er führte sie anfänglich alle Tage nahe an den Mauern spatzieren, und wenn sie ihre Uebungen vollendet hatten, wieder zurück. Hierauf führte er sie immer weiter, so, daß sie ganz sicher wurden, als wenn alles ohne Gefahr wäre. Endlich gieng er mit ihnen insgesammt zu den Römischen Vorposten über, lieferte sie ihnen, und verlangte zum Camillus geführt zu werden.

Als

Als er vor dem Camillus gestellt wurde, sagte er: „Ich bin der Lehrmeister aus der Stadt, ich ziehe deine Gnade meiner Pflicht vor, ich überliefere dir in diesen Kindern hier die Stadt.„

Camillus hielt bey Anhörung dieses Vortrags die Sache für abscheulich. Er sagte zu den Umstehenden: „Der Krieg ist ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber auch im Kriege giebts für rechtschafne Männer gewisse Gesetze. Man muß den Sieg nicht auf solche Art zu erlangen suchen, daß man aus schändlichen und ungerechten Handlungen Vortheile ziehe. Ein Feldherr muß den Krieg durch eigne Tapferkeit, nicht durch fremde Bosheit führen.„ Er befahl hierauf den Gerichtsdienern, dem Menschen die Kleider vom Leibe zu reissen, die Hände auf den Rücken zu binden, und den Kindern Stöcke und Geisseln zu geben, daß sie den Verräther damit vor sich in die Stadt hinein peitschen sollten.

Schon hatten die Phalerier die Verrätherey ihres Stadtlehrers erfahren. Die Stadt gerieth, wie leicht zu erachten, über einen solchen Unfall in Jammer und Klagen; die vornehmsten Männer und Weiber liefen, wie unsinnig, an die

Mauern und Thore, als eben die Kinder ihren Lehrmeister nackend und gebunden mit Schlägen vor sich her wieder zurücktrieben, und den Camillus als ihren Erretter, und Gott, und Vater, ausriefen. Bewundrung und Liebe für den Camillus nahm jetzt nicht allein die Aeltern dieser Kinder, sondern alle Bürger ein, da sie dieses Schauspiel sahen. Sie liefen zusammen, um eine Berathschlagung zu halten: sie schickten Abgeordnete an ihn, und übergaben sich mit ihrer Stadt.

Camillus schickte die Abgeordneten nach Rom. Diese sagten, als sie vor den Senat geführt wurden: „Die Römer haben dadurch, daß sie die Gerechtigkeit höher achteten als den Sieg, uns bewogen, lieber besiegt als frey zu seyn, wir halten uns für nicht so sehr von der Macht überwältigt, als wir gestehen, von eurer Großmuth überwunden zu seyn.„ Der Senat bevollmächtigte hierauf den Camillus, die Friedensunterhandlungen zu schliessen, und dieser nahm von den Phaleriern Contribution, und verließ sie, nachdem er mit allen Falisken ein Bündniß gemacht hatte.

Aber die Soldaten, welche auf die Plünderung der Stadt Phalerii gehoft hatten, und nun mit leeren Händen nach Rom kamen, beschwerten

sich

sich bey den andern Bürgern über den Camillus, als über einen Mann, der das Volk hasse, und den Armen ihre Vortheile mißgönne. Als bald hernach auch die Zunftmeister wieder den Vorschlag, wegen Wegziehung eines Theils der Einwohner von Rom nach Veji, vorbrachten, und das Volk darüber zur Stimmensammlung beriefen, und Camillus dabey keine Feindschaft achtete, und keine Freymüthigkeit scheute, so erschien er als einer, der vor allen andern die Gewalt des Volks niederdrückte; der Vorschlag wurde zwar ungern verworfen, aber das Volk wurde wider ihn sehr aufgebracht. Dieß gieng so weit, daß es seinen Haß nicht einmal aus Mitleid fahren ließ, da er um eben diese Zeit durch den Tod seines zweyten Sohns, den er durch Krankheit verlor, sehr niedergeschlagen, und als ein empfindungsvoller, zärtlicher Mann, so betrübt war, daß er auch an dem Tage, da er vor Gericht gefodert wurde, nicht erschien, sondern für Traurigkeit in dem Zimmer der Frauen blieb.

Sein Ankläger war Lucius Apulejus: er beschuldigte ihn eines Unterschleifs bey der Hetruriſchen Beute: man wollte auch einige eherne Thüren von dieser Beute in seinem Hause gesehen

haben. Das Volk war gegen ihn erbittert, und es war leicht einzusehn, daß es ihn unter jedem Vorwande verdammen würde. Er ließ also seine Freunde, und die, welche neben und unter ihm im Kriege gedient, deren eine gute Anzahl war, zu sich kommen, und bat sie, nicht zuzugeben, daß er auf eine so ungerechte Weise unter so schimpflichen Beschuldigungen verdammt, und seinen Feinden zum Spotte würde. Seine Freunde antworteten darauf, nach Berathschlagungen und Ueberlegungen: sie glaubten nicht, daß sie in Absicht des Urtheils selbst ihm würden helfen können, aber sie wollten die Strafe, zu der er verdammt werden würde, mit bezahlen helfen. Dieß schien ihm unerträglich: er beschloß in der Hitze, freywillig die Stadt zu verlassen, und in der Verweisung zu leben.

Er gieng, nachdem er seine Gemahlin und seinen Sohn umarmt, aus seinem Hause stillschweigend bis ans Thor. Hier blieb er stehen, wandte sich um, und betete zu den Göttern, indem er die Hände gegen das Capitolium ausstreckte, daß, wenn er unschuldig durch Bosheit und Neid des Volks vertrieben würde, den Römern es bald gereuen möge, und alle Menschen erkennen möchten,

ten, daß die Römer den Camillus nöthig hätten, und nach seiner Hülfe sich sehnten.

Er gieng also, nachdem er, wie Achilles, seine Mitbürger verwünscht hatte, in eine freywillige Verweisung. * Er mußte, unverhörter Sache, eine Geldstrafe von funzehntausend As erlegen, welche, nach Silbermünze zu rechnen, tausend fünf hundert Drachmen betragen: denn nach zehn As rechnete man die Silbermünze, und zehn solche kupferne As machten einen so genannten Denarius aus. **

Es

* Vier Jahre nach Einnahme der Stadt Phaleriі im ersten Jahre der 98 Olymp. im J. nach Erb. R. 365.

** Es ist offenbar, daß die gewöhnliche Lesart des Textes falsch, und von Abschreibern verdorben worden. Dacier hat flüchtig und falsch übersetzt. Hr. Kind folgt der Verbesserung des Scaliger und Ruald, welche durch die Lesart eines Codicis in der Reiskischen Ausgabe bestätigt wird, und welcher ich auch, mit geringer Abweichung vom Hr. Kind, gefolgt bin. Die Verbesserung des seel. Reiske in Annot. pag. 842. dünkt mir zu gewagt, zu weitläuftig

Es giebt keinen Römer, der nicht überzeugt wäre, daß die Verwünschungen des Camillus bald in Erfüllung gegangen wären, und daß das ihm angethane Unrecht auf eine Art gerächt worden sey, welche ihm zwar nicht angenehm, sondern vielmehr schmerzhaft, aber für seine Ehre von ausgebreitetem Rufe gewesen. Ein so grosser Zorn der Götter kam über Rom, und so viel Furcht und Gefahr und Schande brachte dieser Zeitpunkt über die Stadt! entweder weil es Schicksal war, oder weil es das Geschäft irgend eines Gottes ist, eine mit Undank belohnte Tugend nicht ungerochen zu lassen.

Für das erste Zeichen eines bevorstehenden grossen Unglücks hielt man den Tod des Censors Julius; denn die Römer betrachten das Amt eines Censors als ein sehr heiliges Amt. Ein anderes Zeichen hatte sich noch vor der Flucht des Camillus ereignet. Ein Mann, der zwar weder von vornehmen Geschlechte war, noch im Senate saß, aber für einen braven ehrlichen Mann gehalten

tig für den Plutarchischen Text. Die Strafe des Camillus betrug nach unserm Gelde etwa 500 Rthaler. Sehr viel für die damalige Zeit.

halten wurde, Marcus Cedicius, eröfnete den Obersten der Armee eine Sache, die Aufmerksamkeit verdiente. Er erzehlte, als er in der Nacht vorher auf dem sogenannten neuen Wege gegangen wäre, habe ihm jemand sehr laut zugerufen, er habe sich umgewandt und keinen Menschen erblickt, aber von einer Stimme, die stärker als eine menschliche gewesen sey, diese Worte gehört: „Geh, Marcus Cedicius, sage den Obersten morgen früh, sie sollten in kurzer Zeit die Gallier erwarten.„ Die Obersten lachten und spotteten über diese Erzehlung. Bald drauf erfolgte die Begebenheit mit dem Camillus.

Die Gallier, ein Volk der Celtischen Nation, sollen ihr Land, welches für ihre Menge nicht zum Unterhalte hinreichte, verlassen, und neue Wohnplätze gesucht haben. Es waren Schaaren vieler tausend junger streitbaren Männer, und der Weiber und Kinder noch mehr, davon ein Theil an den Küsten der Nordsee hin über die riphäischen Gebürge gegangen, und die äuserstен Länder von Europa in Besitz genommen, ein ander Theil zwischen den Pyrenäen und Alpen sich niedergelassen, und in der Nähe der Sennonen und

Celto-

Celtorien lange Zeit gewohnt hat. * Als sie aber, lange Zeit hernach, den Wein kosteten, der zum erstenmale aus Italien zu ihnen gebracht wurde, so geriethen sie über dieses Getränke so sehr in Entzücken, daß sie die Neuheit dieses Vergnügens fast unsinnig machte: sie ergriffen die Waffen, zogen mit ihren Aeltern nach den Alpen zu, und suchten das Land, welches eine so schöne Frucht hervorbrächte, und hielten alle andre Länder dagegen für wild und unfruchtbar.

Derjenige, welcher ihnen zuerst diesen Wein bekannt machte, und sie auch zum Einfalle in Ita-

* Diese Beschreibung der Wanderung der Celten ist freylich ziemlich schwankend und unzulänglich, sich einen deutlichen Begrif zu machen. Aber die Griechen und Römer bekümmerten sich um die fremden Nationen, die sie Barbaren nannten, sehr wenig, und kennen daher ihre Geschichte nicht. Der Name der Celtorien, κελτοριων, ist ganz unbekannt, und vielleicht ein Fehler der Abschreiber. Die Sennonen waren selbst auch Celten, ein früher angekommener Stamm, als der, von deren Wanderung Plutarch hier redet. Vergl. Liuii Hist. Libr. 5. cap. 34. sequ.

Italien reitzte, soll Aruns, ein Hetrurier, gewesen seyn, ein Mann von gutem Stande, und keinem üblen Charakter, der aber durch einen gewissen Zufall verleitet wurde. Er war Vormund eines jungen Menschen, Namens Lucumo, welcher sowohl wegen seines Reichthums als wegen seiner schönen Gestalt von jedermann geehrt und geliebt wurde. Dieser genoß von Jugend auf der Kost des Aruns in dessen Hause, und wollte, als er schon mündig geworden war, das Haus des Aruns nicht verlassen, indem er vorgab, ohne dessen Umgange nicht leben zu können. Er hatte aber schon lange mit der Frau des Aruns insgeheim einen unerlaubten Umgang geführt. Ihre Leidenschaft gieng endlich gegen einander so weit, daß sie ihre Begierden weder mäßigen noch länger verbergen konnten, und der junge Mensch unternahm so gar, die Frau öffentlich zu entführen. Aruns verklagte ihn; allein die Menge der Freunde und das aufgewandte Geld des Lucumo brachten es dahin, daß dem Aruns nicht Gerechtigkeit wiederfuhr. Er verließ sein Vaterland, und begab sich zu den Galliern, von denen er gehört hatte, und leitete sie zu ihrem Einfalle in Italien.

Sie

Sie eroberten sehr bald das ganze Gebiet, welches ehedem die Hetrurier inne hatten, und sich von den Alpen an beyde Meere erstreckte, wie noch der Name dieser Meere beweist; denn das nordliche Meer wird von der Hetruriſchen Stadt Adria her das Adriatiſche Meer genannt, und das gegen Mittag das Hetruriſche Meer. Dieſes ganze Land iſt voller Bäume, hat ſchöne Viehweiden, und wird von vielen Flüſſen durchſtrömt. Es lagen achtzehn ſchöne und groſſe Städte darinnen, welche durch Induſtrie und Handel reich, und durch Pracht glänzend waren. Die Gallier nahmen ſie, nach Vertreibung der Hetrurier, in Beſitz. Dieſe Begebenheiten hatten ſich lange vor den Zeiten des Camillus zugetragen.

Damals belagerten die Gallier die Hetruriſche Stadt Cluſium. Die Cluſiner nahmen ihre Zuflucht zu den Römern, und baten ſie um Geſandten, und Vorſtellungen an die Barbaren. Die Römer ſchickten drey angeſehene Männer aus dem Geſchlechte der Fabier, welche groſſe Ehrenſtellen zu Rom bekleideten. Sie wurden von den Galliern, wegen des Ruhms der Stadt Rom, freundlich aufgenommen, die Belagerung wurde eingeſtellt, und eine Unterredung gepflogen. Auf

die

die Frage, durch welche Beleidigung die Gallier bewogen worden wären, gegen die Clusiner zu Felde zu ziehen, antwortete der Gallische König Brennus mit Lächeln: „Die Clusiner thun uns Unrecht, daß sie, da sie nur wenig Land bauen können, doch so viel besitzen, und uns fremden, zahlreichen, und bedürftigen Leuten nichts davon abgeben wollen. Auf solche Art thaten euch Römern vordem die Albaner, Fidenaten, und Ardeaten Unrecht, und jetzt noch die Vejier, Capenaten, und viele von den Falisкern und Volskern. Wider diese Völker führt ihr Krieg, wenn sie euch nichts von ihren Gütern mittheilen; führt sie in die Sklaverey, plündert sie, und zerstört ihre Städte. Und ihr thut daran nichts ungerechtes, sondern folgt dem ältesten Gesetze, welches von Gott anfängt und sich bis auf die Thiere erstreckt, und dem Stärkern die Güter des Schwächern zueignet. Denn auch die Thiere haben den Naturtrieb, daß die Stärkern mehr haben sollen als die Schwächern. Unterlasset also, die Clusiner bey ihrer Belagerung zu bemitleiden, damit ihr nicht die Gallier lehrt, auch mitleidig und freundschaftlich gegen diejenigen zu werden, denen ihr Unrecht gethan habt.„

Aus diesen Reden sahen die Römer ein, daß Brennus an keinen Frieden denke. Sie begaben sich in die Stadt Clusium zurück, sprachen den Einwohnern Muth ein, und reitzten sie zu einem Ausfalle wider die Barbaren in ihrer Begleitung, um entweder die Tapferkeit der Barbaren kennen zu lernen, oder ihre eigne zu zeigen. Bey dem Ausfalle aus Clusium und dem Gefechte an der Mauer sprengte einer von den Fabiern, Quintus Ambustus, einem grossen und schönen Gallier entgegen, welcher den andern weit voran geritten war, und wurde anfänglich in der Heftigkeit des Kampfes, und weil die glänzenden Waffen das Gesicht blendeten, nicht erkannt. Als er aber, nach erlangtem Siege, den Gallier niederwarf, und ihn ausplünderte, erkannte ihn Brennus, der die Götter zu Zeugen rief, daß dieser Mensch wider die allgemeinen, und bey allen Menschen heilig gehaltenen Rechte, sich nicht als einen Gesandten, sondern als einen Feind betragen. Er hob sogleich die Feindseligkeiten gegen Clusium auf, und führte seine Armee auf Rom zu. Damit es aber nicht schiene, als wenn er die zugefügte Beleidigung gern gesehn hätte, um einen Vorwand zum Kriege mit den

Römern

Römern zu haben, so foderte er durch Gesandte zu Rom die Auslieferung des Mannes, um ihn zu bestrafen. Indessen rückte er langsam fort.

In der zu Rom darüber gehaltenen Versammlung des Senats bezeugten sehr viele ihren Unwillen über die Fabier. Selbst die Priester, welche Feciales heißen, hielten es für ein Verbrechen wider die Religion, und riethen, daß der Senat das begangne Unrecht den Urheber büssen lassen, und dadurch die andern davon befreyen sollte. Diese Fecialen setzte Numa Pompilius ein, der sanfteste und gerechteste der Könige Roms, um Hüter des Friedens zu seyn, und über die Ursachen zu erkennen und zu entscheiden, welche mit Recht einen Krieg erfodern. Der Senat trug die Sache dem Volke vor: die Priester klagten ebenfals den Fabius an, aber der Pöbel verspottete mit Frechheit die heiligen Gesetze, und ernannte sogar den Fabius mit seinen Brüdern zu Obersten.

Die Nachricht davon brachte die Gallier so sehr auf, daß sie ihren Marsch beschleunigten. Ihre große Anzahl, ihre glänzenden Waffen, ihre Tapferkeit und ihre Erbitterung, setzten die Völkerschaften, durch deren Gebiete sie zogen, in

solche Bestürzung, daß sie Städte und Land für verloren hielten. Die Gallier aber fügten, wider alle Vermuthung, ihnen keinen Schaden zu, nahmen auch nichts von ihren Aeckern, sondern zogen nahe bey ihren Städten vorbey, und liessen ausrufen, sie zögen auf Rom zu, und führten bloß wider die Römer Krieg, und hielten die andern Völkerschaften für ihre Freunde.

Indem die Barbaren mit solchem Eifer anrückten, führten ihnen die Obersten die Römische Armee entgegen, welche der Anzahl nach ihnen gewachsen war, denn sie bestand aus mehr als vierzigtausend Fußvölkern, aber die meisten waren ungeübt, und führten zum erstenmale die Waffen. Man vernachläßigte dabey auch gänzlich die Religion, es wurde weder zum glücklichen Fortgange der Waffen geopfert, noch fragte man die Wahrsager, wie es sonst bey einer Gefahr und einem Kriege zu geschehen pflegte. Die Anzahl der Befehlshaber brachte dazu noch Verwirrung in alle Sachen. Und sonst hatten die Römer auch wohl bey geringern Kriegen oftmals unumschränkte Befehlshaber gewählt, welche sie Dictatoren nannten, indem sie wohl wußten, wie nützlich es bey gefährlichen Umständen sey, von

einer

einer einzigen Stimme mit höchster Gewalt, die alle Macht besitzt, regiert zu werden. Nicht wenig Schaden brachte ihnen auch ihre Ungerechtigkeit gegen den Camillus, weil es dadurch gefährlich geworden war, ohne Gunst und Schmeicheley die Herrschaft zu führen.

Neunzig Stadien von Rom lagerte sich die Römische Armee bey dem Flusse Allia, nicht weit davon, wo er in die Tiber fällt. Hier stellten sich ihnen die Gallier entgegen, und schlugen sie, wegen erstandner Unordnung, auf eine schimpfliche Art in die Flucht. Der linke Flügel wurde sehr bald in den Fluß gejagt, und litte eine vollkommne Niederlage: der rechte hatte weniger Schaden, weil er so gewichen war, daß er sich aus der Ebene auf die Hügel gezogen hatte, und davon entkamen einige nach Rom. Die übrigen, die noch dem vom Würgen matten Feinde entronnen waren, flüchteten nach der Stadt Veji, und hielten schon Rom mit allen seinen Einwohnern für verloren.

Die Schlacht erfolgte währendem Vollmonde nach dem längsten Tage, * an eben dem Tage,

* Am 16. Julius. Vergl. Liv. Hist. Libr. V. c. 28 et 36. sequ.

an welchem vordem in der großen Niederlage gegen die Hetrurier dreyhundert aus dem Geschlechte der Fabier umgekommen waren. Es ist seitdem gebräuchlich geworden, diesen Tag, wegen der zweyten Niederlage, bis jetzt noch, von dem Flusse her, den allischen Tag zu nennen.

Wir haben an einem andern Orte* untersucht, ob man einige Tage für glücklich, andere für unglücklich halten solle, und ob Heraklitus mit Recht dem Hesiodus darüber den Vorwurf gemacht, daß er nicht gewußt, daß die natürliche Beschaffenheit eines Tages so gut wie des andern sey. Indessen wird es zu gegenwärtiger Stelle sich wohl schicken, einige Beyspiele anzuführen. So haben die Böotier am fünften Tage des Monats Hippodromius, oder August, den die Athenienser Hekatombäon nennen, zwey herrliche Siege erfochten, durch welche sie die griechische Freyheit behaupteten,

* In Quaestion. Rom. 25. Conf. Macrob. Saturnal. cap. 16. Hesiodus hat seinem Lehrgedichte, Opera et dies, ein besondres kleines Gedicht, in welchem er die guten und bösen Tage bezeichnet, angehängt. Die Schrift des Heraklitus, auf welche sich Plutarch bezieht, ist verloren gegangen.

Digitized by Google

ten, den einen bey Leuktra, und den andern bey Geräston, mehr als zweyhundert Jahre vorher,* da sie den Lattamyas und die Thessalier schlugen. Hingegen sind die Perser in demselben Monate mehrmals geschlagen worden, als am sechsten Tage dieses Monats von den Griechen bey Marathon, am dritten bey Platäa, und an eben dem Tage bey Mykale, am fünf und zwanzigsten bey Arbela. Die Athenienser gewannen in eben diesem Monate um die Zeit des Vollmonds, unter der Anführung des Chabrias das Seetreffen bey Naxos, und am zwanzigsten Tage desselbigen Monats die Schlacht bey Salamis, wie wir in der Schrift von den Tagen bemerkt haben. Der Monat Junius hat den Barbaren offenbar viel

* Plutarch hat sich hier sowohl in Absicht der Zeit als der Sache selbst geirrt. Die erwähnte Schlacht erfolgte kurze Zeit vor der bey Thermopylä, ohngefähr hundert Jahre vor der bey Leuktra, und nicht beym Vorgebürge Geräst, sondern bey Cerissus, einem Schlosse in Thessalien. Plutarch erzehlt es selbst richtiger in lib. de Herod. malign. Opp. Moral. pag. 1592. M. s. auch die Reiskische Ausgabe des Plutarchs h. l. Tom. I. pag. 535.

Digitized by Google

Unglück gebracht: denn Alexander schlug in demselben die Feldherrn des Persischen Königs bey Granicus, und die Carthaginenser wurden am vier und zwanzigsten Tage dieses Monats bey Sicilien vom Timoleon geschlagen, an welchem Tage auch Troja, nach den Berichten des Ephorus, Kallisthenes, Damastes und Phylarchus, eingenommen worden ist. Hingegen ist der Monat September, den die Böotier Panemus nennen, den Griechen nicht günstig gewesen. Denn am siebenten Tage dieses Monats erlitten sie vom Antipater bey Kranon eine gänzliche Niederlage, und vorher waren sie, an demselbigen Tage, vom Philippus bey Chäronea geschlagen worden. Und an eben diesem Tage, in eben diesem Monate und Jahre, wurden die Völker, welche mit dem Archidamus nach Italien überschiften, daselbst von den Barbaren erschlagen. Die Carthaginenser bemerken besonders den zwey und zwanzigsten Tag dieses Monats als einen, welcher ihnen sehr viele und grosse Unglücksfälle gebracht hat. Es ist mir im Gegentheile auch nicht unbekannt, daß um eben die Zeit, da die Eleusinischen Mysterien gefeyert wurden, Theben vom Alexander zerstört worden, und, daß nachher die Athenienser am

zwanzig-

zwanzigsten des Monats October, an welchem sie die feyerliche Procession des Bacchusfestes halten, haben müssen Macedonische Besatzung einnehmen. So ist auch ein Tag den Römern glücklich und unglücklich gewesen: denn sie verloren vorher an demselbigen Tage unter der Anführung des Caepio in der Schlacht mit den Cimbern ihre Armee, an welchem sie nachher durch den Lucullus die Armenier und den Tigranes besiegten. Auch starben der König Attalus und Pompejus der grosse an ihren Geburtstagen.

Man könnte noch viele anführen, denen einerley Tage sowohl Glück als Unglück gebracht haben. Aber die Römer halten diesen einzigen Tag, an welchem die Niederlage beym Flusse Allia erfolgt ist, für unglücklich, und fügen ihm die zwey folgenden Tage jedes Monats aus eben diesem Grunde bey, da, wie gewöhnlich, Einfalt und Aberglaube sich weiter ausbreitete. Wir haben von dieser Materie weitläuftiger in den so genannten Römischen Fragen gehandelt.

Wenn die Gallier, gleich nach der unglücklichen Schlacht beym Flusse Allia, die Flüchtigen verfolgt hätten, so hätte sie nichts verhindert, Rom sogleich zu zerstören, und alle in der Stadt zu-

rück gebliebne nieder zu machen. So groß war die Furcht, in welche die Flüchtlinge die Einwohner der Stadt versetzten, und so sehr waren diese voller Verwirrung und Unbesonnenheit. Aber die Barbaren glaubten selbst nicht, daß ihr Sieg so groß sey, und überliessen sich auch aus Freude dem Wohlleben, und theilten die grosse Beute, die sie in dem Lager machten, wodurch denn die Menge, die die Stadt verließ, Zeit zur Flucht bekam, und die zurück blieben, sich wieder fassen und neue Zurüstungen machen konnten. Diese verliessen die Stadt, und begaben sich aufs Capitolium, welches sie mit Waffen und Festungswerken versahen.

Vor allen andern wurden die Heiligthümer aufs Capitolium gebracht. Das heilige Feuer der Vesta aber mit den dazu gehörigen Heiligthümern nahmen die Vestalischen Jungfrauen, und begaben sich damit auf die Flucht. Einige behaupten, sie hätten sonst nichts in Verwahrung gehabt, als das heilige Feuer, dessen Verehrung, als des Ursprungs aller Dinge, der König Numa eingeführt habe. Denn das Feuer hat die schnellste Bewegung unter allen Dingen der Natur, und jede Zeugung ist eine Art von Bewegung, oder

geschieht

geschieht doch mit Bewegung. Alle andern Theile der Materie liegen, wenn die Wärme fehlt, unwirksam und wie todt, sie verlangen die Kraft des Feuers gleichsam als ihre Seele; wenn diese hinzu kommt, so fangen sie an, entweder zu wirken, oder fremde Wirkungen anzunehmen. Daher soll Numa, ein forschbegieriger Mann, und von dem man wegen seiner Weisheit sagte, daß er mit den Musen Umgang habe, das Feuer geheiligt und aufzubewahren befohlen haben, als das Bild der alles belebenden ewigen Macht. Andere behaupten, daß das heilige Feuer als ein Reinigungszeichen vor den geheiligten Oertern brenne, daß aber doch in dem Innersten des Tempels Heiligthümer verborgen würden, welche niemand, ausser den so genannten Vestalischen Jungfrauen, sehen dürfe. Auch ist es eine gemeine Sage, daß das Trojanische Palladium, welches Aeneas nach Italien mitgebracht, daselbst verwahrt würde. Einige erzehlen auch, daß Dardanus, als er Troja erbaut, die Heiligthümer aus Samothracien dahin gebracht, und für sie gewisse heilige Ceremonien angeordnet, und daß Aeneas sie, bey der Eroberung von Troja, entwandt, und wohlbewahrt nach Italien bey seiner

ner Niederlassung daselbst gebracht habe. Andere, welche davon besondre Geheimnisse wissen wollen, sagen, es lägen daselbst zwey nicht grosse Fässer, davon eines offen und leer, das andre voll und versiegelt wäre, beyde aber dürften von niemanden sonst als den heiligen Jungfrauen gesehen werden. Andere behaupten, daß dieses unwahr sey, und sagen, daß damals die heiligen Jungfrauen die meisten Heiligthümer in zwey Fässer gelegt, und unter dem Tempel des Quirinus vergraben hätten, und daß daher noch jetzo der Ort den Namen von diesen Fässern habe. *

Die heiligen Jungfrauen flüchteten mit den vorzüglichsten Heiligthümern an den Fluß herab. Auf dem Wege begegnete ihnen unter den andern Flüchtlingen Lucius Albinus, ein Mann von gemeinem Stande, welcher seine Frau und Kinder mit den nothwendigsten Bedürfnissen auf einem Wagen führte. Wie dieser sah, daß die heiligen Jungfrauen die Heiligthümer in ihren Busen trugen, und ganz ohne Begleitung und ermattet waren, so warf er sogleich seine Güter mit seiner Frau und Kindern vom Wagen, und gab ihnen denselben, daß sie darauf in eine der griech-

* Er hieß Doliola.

griechischen Städte flüchten konnten. Diese Ehrfurcht des Albinus für die Religion, die sich bey so bedrängten Umständen so glänzend zeigte, schien mir hier eines Andenkens nicht unwürdig zu seyn.

Die Priester der andern Götter, und die Alten, welche schon Consuln gewesen waren, und Triumphe gehalten hatten, konnten sich nicht entschliessen, die Stadt zu verlassen. Sie zogen ihre feyerlichen besten Kleider an, und beteten zu den Göttern, so wie ihnen der Oberpriester Fabius vorbetete, sie weyheten sie selbst zum Opfer fürs Vaterland, sie setzten sich geschmückt auf elfenbeinernen Stühlen auf den Markt, und erwarteten ihr Schicksal.

Am dritten Tage nach der Schlacht erschien Brennus mit seiner Armee vor der Stadt. Er fand die Thore offen, die Mauern ohne Soldaten: anfänglich erweckte ihm dieß Furcht vor einen Hinterhalt oder Kriegslist, weil er nicht glaubte, daß die Römer so gänzlich in Verzweiflung gerathen wären. Da er aber sichre Nachricht bekam, zog er durch das Collinische Thor in die Stadt, und nahm Rom ein, welches von seiner Erbauung an etwas über dreyhundert und

sechzig

sechzig Jahre gestanden hatte; wenn man der Genauigkeit der Chronologie jener Zeiten trauen kann, da sogar von neuern Zeiten die Verwirrung derselben verschiednen Zweifeln unterworfen ist.

Es scheint von diesem Unglücksfalle und der Einnahme Roms sogleich ein dunkles Gerücht nach Griechenland gekommen zu seyn. Denn Heraklides aus Pontus, der nicht lange nach dieser Zeit gelebt hat, sagt in seinem Buche von der Seele, es habe vom Abend her ein Gerücht sich ausgebreitet, daß eine Armee, die aus dem fremden Lande der Hyperboräer gekommen, die griechische Stadt Rom am grossen Meere erobert habe. Ich wundre mich nicht, daß Heraklides, der so viele Fabeln und Erdichtungen vorbringt, die wahre Nachricht von der Einnahme Roms durch die Hyperboräer und das grosse Meer verschönert hat. Der Philosoph Aristoteles hatte, wie offenbar erhellt, von der Einnahme der Stadt durch die Celten Nachricht erhalten: er nennt aber ihren Erretter Lucius, da es doch nicht Lucius sondern **Marcus Camillus** gewesen. Allein es ist bloß dem Gerüchte nachgesagt.

Bren-

Brennus, sobald er sich der Stadt bemächtigt hatte, schloß das Capitolium ein, und gieng selbst mit einem Theile seines Volks auf den Markt. Er gerieth in Verwunderung, da er hier die alten Männer in ihrem Schmucke und ganz stillschweigend sitzen sah, die bey den ankommenden Feinden nicht aufstunden, und weder Miene noch Farbe veränderten, sondern unerschrocken und sorglos sich auf ihre Stöcke lehnten und einander ansahen, ohne ein Wort zu sprechen. Alle Gallier wurden über das ungewöhnliche Schauspiel erstaunt, und stunden lange Zeit an, ehe sie es wagten, näher zu gehn, und diese Leute nur anzurühren, die sie für höhere Wesen hielten. Einer von ihnen unternahm es, näher zum Papirius Manius zu gehen, berührte sanft sein Kinn, und streichelte seinen langen Bart. Aber Papirius schlug ihn stark mit dem Stocke auf den Kopf; worauf der Gallier sein Schwerdt zog, und ihn tödtete. Hierauf wurden auch die andern überfallen und umgebracht, und alles Lebendige, was ihnen begegnete, niedergemacht. Die Häuser wurden viele Tage hindurch ausgeplündert, darauf angesteckt und zerstört, aus Zorn gegen diejenigen, welche das Capitolium inne hatten, und

sich

sich nach geschehener Auffoderung nicht hatten ergeben wollen, sondern sich von ihren Mauern herab tapfer vertheidigten, und viele verwundeten. Dieß war auch die Ursache, daß sie die ganze Stadt zerstörten, und alle Gefangenen, die in ihrer Gewalt waren, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, umbrachten.

Die verzögerte Belagerung verursachte bey den Galliern einen Mangel am Proviante. Sie theilten sich daher: ein Corps blieb bey dem Könige zur Belagerung des Capitoliums, ein anderes zog in die umliegenden Gegenden auf Raub, und verwüstete alle Dörfer. Sie zogen nicht zusammen, sondern in verschiedenen Haufen an verschiedene Oerter, weil sie, stolz auf ihr Glück, ganz sicher waren. Der stärkste und wohlgeordnetste Haufen gieng gegen die Stadt Ardea zu, wo sich Camillus aufhielt, welcher dort, nach seiner Flucht aus Rom, ein ruhiges, geschäftloses Leben führte. Jetzt gerieth er auf Entwürfe und Hofnungen, nicht, wie er in der Stille den Feinden entfliehen, sondern wie er sie bey Gelegenheit angreifen könnte. Da er sahe, daß die Ardeaten zwar stark genug waren, aber keinen Muth hatten, weil ihre Anführer weichlich und unerfahren

waren,

waren, so redete er zuerst den jungen Leuten zu, und sagte ihnen, man müsse das Unglück der Römer nicht der Tapferkeit der Gallier zuschreiben, und die Niederlagen, die durch schlechte Maasregeln verursacht worden wären, nicht für ein Werk der Feinde halten, die ihren Sieg sich nicht selbst erworben, sondern durch den Zufall erhalten hätten: jetzt sey es Ehre, auch mit Gefahr den Krieg auswärtiger barbarischer Völker wegzutreiben, der ein Ende, wie das Feuer, nehmen würde, durch Vertilgung der überwundnen. Aber wenn sie Muth und Entschlossenheit hätten, so wollte er ihnen einen Sieg ohne Gefahr zu gelegner Zeit verschaffen. Da das junge Volk diesen Vorstellungen Beyfall gab, so gieng Camillus zu den obrigkeitlichen Personen der Ardeaten, und berete sie auch, seinen Vorschlag anzunehmen. Er bewafnete nun alle junge Mannschaft, aber behielt sie innerhalb den Mauern der Stadt, damit die Feinde, die in der Nähe standen, nichts davon erführen.

Diese kamen nach der Plünderung der Landschaft einstmals mit vieler Beute beladen zurück, und lagerten sich ohne alle Ordnung und Vorsicht. Sie hatten sich betrunken, als sie die

Nacht überfiel, alles war im Lager in tiefer Ruhe. Camillus erfuhr dieses durch seine Spionen. Er führte die Ardeaten in der Stille bis ans Lager. Um Mitternacht grif er den Wall an, mit grossem Geschreye, und von allen Orten her tönenden Kriegstrompeten, um die betrunknen Feinde zu erschrecken. Sie erwachten kaum durch den Tumult aus dem Schlafe; und nur wenige wurden durch die Furcht wieder nüchtern, stellten sich bewafnet zur Gegenwehr, und kamen fechtend um; die meisten wurden in der Besoffenheit und im Schlafe unbewafnet niedergemacht. Diejenigen, welche etwa noch in der Nacht vom Walle entrunnen waren, wurden von den ausgeschickten Reutern in den Feldern herumirrend umgebracht.

Der Ruf von dieser Begebenheit breitete sich bald in die umliegenden Städte aus, und bewog viele junge Leute, sich zum Camillus zu begeben; besonders kamen die nun herbey, welche aus der Schlacht bey Allia entflohen waren, und sich zu Veji aufhielten. Sie bedauerten sich jetzt untereinander. Welch einen General, sagten sie, hat das Schicksal der Stadt Rom genommen, und Ardea mit den Siegen des Camillus beehrt,

indem

indem die Stadt, die einen so grossen Mann erzeugt und ernährt hat, verwüstet und vertilgt wird. Und wir, weil wir keinen General haben, bleiben in diesen fremden Mauern eingeschlossen sitzen, und werden an Italien zu Verräthern. Wohlan, laßt uns zu den Ardeatern schicken, und unsern General wieder von ihnen uns ausbitten, oder laßt uns unsre Waffen ergreifen, und selbst zu ihm gehn. Denn er ist nicht mehr ein Verwiesener, und wir sind nicht mehr Bürger, da wir kein Vaterland mehr haben, sondern dieses in der Gewalt der Feinde ist.

Nach diesem Entschlusse schickten sie zum Camillus und liessen ihn bitten ihr General zu werden. Er aber antwortete, daß er die Stelle nicht eher annehmen würde, bis die Römischen Bürger auf dem Capitolium ihre Wahl gesetzmäßig würden bestätigt haben: denn er erkenne in diesen die Erhalter des Vaterlandes: auf deren Befehl wolle er willig die Feldherrnstelle annehmen, ohne deren Willen aber sich in keine öffentliche Geschäfte mischen.

Man bewunderte die Bescheidenheit und Rechtschaffenheit des Camillus: aber man wußte kein Mittel, aufs Capitolium davon Nachricht zu brin-

gen, es schien unmöglich, daß jemand aufs Schloß kommen konnte, da die Feinde die Stadt inne hatten.

Ein gewisser junger Römer, Pontius Cominius, von Geburt aus mitlerm Stande, aber nach Ruhm und Ehre begierig, dieser übernahm die Gefahr freywillig. Er nahm zwar nichts schriftliches an die auf dem Capitolium mit, damit nicht, wenn er gefangen würde, die Feinde dadurch das Vorhaben des Camillus erführen. Er zog ein schlechtes Kleid an, und versteckte darunter Stücke von Korkbaumholze. Er kam bey Tage auf seinem Wege sicher fort, und gelangte in der Abenddämmerung bey der Stadt an. Weil er wegen der feindlichen Wachen nicht über die Tiberbrücke gehen konnte, so wickelte er sein kurzes und leichtes Kleid um den Kopf, und schwamm auf dem Korkholze über den Fluß an die Stadt heran. Er vermied, durch Beobachtung der Feuer und des Geräusches, die feindlichen Wachen, und gelangte an das Carmentalische Thor an, wo eine grosse Stille herrschte, wo der Hügel des Capitoliums am steilsten und mit einem grossen schroffen Felsen umgeben war. Hier stieg er in der Stille heran, und kam endlich

lich mit der größten Gefahr und Mühe an die Römischen Vorposten auf die Mauer. Er wurde, nachdem er sie gegrüßt und seinen Namen angegeben hatte, zu den Anführern gebracht.

Der Senat versammelte sich. Pontius verkündigte den Mitgliedern den Sieg des Camillus, von dem sie noch nichts gehört hatten, und den Entschluß der bewafneten jungen Mannschaft. Er bat, dem Camillus die Feldherrnstelle zu bestätigen, weil alle Bürger, die sich ausser Rom befänden, niemanden anders als ihm gehorchen würden. Der Senat erklärte, nach gehaltner Berathschlagung, den Camillus zum Dictator, und schickte den Pontius auf dem Wege, wie er gekommen war, wieder fort, der auch eben so glücklich wieder durch kam, den Feinden entgieng, und den auswärts sich aufhaltenden Römern den Schluß des Senats überbrachte.

Sie empfiengen den Camillus mit vieler Freude, und dieser Feldherr fand schon zwanzig tausend Mann in Waffen, brachte noch mehr Hülfstruppen zusammen, und machte Anstalt, den Feind anzugreifen. So wurde nun Camillus zum zweytenmale Dictator. Er begab sich nach Veji, wo er die Truppen versammelte und mit frem-

den verstärkte, um auf die Feinde anrücken zu können.

Zu Rom kamen indessen einige Gallier von ohngefähr an den Ort, wo Pontius in der Nacht aufs Capitolium gestiegen war, und fanden da die Spuren von seinen Händen und Füssen, wo er sich angehalten oder hinaufgeklettert war, und an verschiednen Stellen zertretnes Gras und abgefallne Stückchen Erde. Sie benachrichtigten den König davon. Dieser besahe es, und sagte gleich anfänglich nichts: des Abends aber ließ er diejenigen von seinen Truppen zusammenkommen, die am behendesten von Körper und zu klettern gewohnt waren. Er sagte zu ihnen: „Die Feinde haben uns selbst einen unbekannten Weg zu sich gezeigt, der weder unwegsam noch unersteiglich ist. Es wäre eine Schande für uns, wenn wir nach einem so gut gemachten Anfange nicht zum Ende eilten, und einen Platz als unüberwindlich verlassen wollten, bey dem uns selbst die Feinde den Ort zeigen, wo er eingenommen werden kann. Denn da, wo einer hinansteigen konnte, ist es auch mehrern nach einander nicht zu schwer, die sich einander Hülfe leisten und beystehen können. Und ich will jeden, der den

Muth

Muth dazu haben wird, mit Ehre und Geschenken belohnen.„

Die Gallier versprachen auf diese Vorstellung des Königs ihre willigen Dienste. Um Mitternacht stiegen viele in größter Stille den Felsen heran, und hiengen sich an den steilsten und gefährlichsten Stellen an einander, die sie auch währendem Klettern viel leichter zu übersteigen fanden als sie geglaubt hatten. Die ersten waren schon auf dem Gipfel, und stellten sich in Ordnung, um sich der Mauern zu bemächtigen, und die schlafenden Wachen zu überfallen. Sie wurden weder von Menschen noch Hunden bemerkt, nur von den heiligen Gänsen, welche in dem Tempel der Juno unterhalten wurden, und sonst immer reichlich gefüttert worden waren, jetzt aber, bey dem Mangel des kaum für die Besatzung hinreichenden Proviants, sparsamer bedacht wurden. Dieses Thier hat von Natur ein scharfes Gehör, und merkt das geringste Geräusche. Die Gänse auf dem Capitolium aber waren aus Hunger noch wachsamer und unruhiger, und bemerkten sehr bald die ankommenden Gallier, schrien und liefen flatternd zu den Römern, und weckten alles auf, indem nun schon die Feinde, da sie ent-

deckt waren, mit Geschrey und Ungestüm den Angrif thaten. Jeder ergrif in der Eile die ersten Waffen, die er in die Hände bekam, und stand dem andern bey. Der erste von allen war Manlius, ein Mann, der schon Consul gewesen, und einen starken Körper und einen muthigen Geist besaß, dieser begegnete zweyen Feinden, davon er dem einen, welcher eben mit seiner Streitart aushohlte, mit dem Degen die rechte Hand abhieb, und dem andern sein Schild ins Gesicht stieß, und ihn den Felsen herabstürzte. Er stellte sich hierauf mit den andern, die zu ihm herbey liefen, auf die Mauer, und warf die andern Feinde, deren noch nicht viele oben standen, und die auch keinen starken Widerstand leisteten, ebenfalls herab.

Am folgenden Morgen stürzten die auf solche Art erretteten Römer den Officier, der über die Wache gesetzt war, den Felsen herab zu den Feinden, dem Manlius aber ertheilten sie eine Belohnung seines Sieges, die mehr Ehre als Nutzen für ihn war. Denn jeder brachte ihm so viel, als er den Tag über zu seinen Unterhalt bekam, nämlich ein halb Pfund Mehl, und ein Viertel einer griechischen Kotyle Wein.

Den

Den Galliern fieng nun an der Muth zu sinken. Es äuserte sich ein Maugel am Proviante, weil sie aus Furcht vor den Camillus nicht fouragiren konnten. Es riß auch eine Krankheit bey ihnen ein, die von der Menge der über einander geworfenen Todten, und aus dem Staube der Steinhaufen entstand. Die häufige Asche der Brandstätten verderbte durch ihre Trockenheit und Schärfe die Luft, welche durch Hitze und Wind den Körpern einen ungesunden Dunst eintrieb. Sehr viel trug auch die Veränderung des Klima und der Lebensart bey, indem sie aus einem schattigten und im Sommer durch kühle Oerter für die Sonne geschützten Lande in ein niedriges Land gekommen waren, welches gegen den Herbst ungesund war. Nicht weniger schadete die Langwierigkeit der Belagerung des Capitoliums, denn sie lagen nun schon den siebenten Monat davor. Das Sterben im Lager vermehrte sich daher so sehr, daß man auch, wegen der Menge, die Todten nicht mehr begraben konnte.

Die Umstände der Belagerten waren nicht besser. Der Hunger riß unter ihnen ein, und der Mangel von Nachricht, was Camillus mache, verursachte Muthlosigkeit. Es konnte niemand

zu ihnen gelangen, weil die Feinde alles sorgfältig besetzt hielten. Unter solchen beyderseitigen üblen Umständen fiengen die Vorposten zuerst an von Friedensbedingungen zu sprechen. Hierauf dachten auch die Vornehmsten daran, und der Oberste Sulpitius ließ sich mit dem Brennus in mündliche Unterhandlung ein. Man wurde einig, daß die Römer tausend Pfund Gold geben, und die Gallier, nach Empfang desselben, sogleich die Stadt und das Land verlassen sollten. Man beschwor den Vergleich. Das Gold wurde herbeygebracht. Aber die Gallier betrogen erst heimlich durch falsches Gewicht, dann offenbar, indem sie die eine Wagschale niederzogen, und dadurch den Ausschlag der Zunge der Wage verhinderten. Die Römer wurden darüber unwillig. Hingegen Brennus hohnlächelte, machte sein Schwerdt ab, und legte es mit dem Gurte noch zu dem Gewichte hinzu. Sulpitius fragte ihn: Was soll das bedeuten? — Was sonst, antwortete Brennus, als Schmerz für die Ueberwundnen? Man hat hernach ein Sprüchwort daraus gemacht. Einige Römer wurden dadurch so aufgebracht, daß sie verlangten, das Gold wieder mit ins Capitolium zu nehmen, und die Belagerung

lagerung ferner auszuhalten. Andere aber wollten, daß man einem so geringen Unrechte nachgäbe, weil es nichts schändliches sey, mehr zu geben, als man versprochen, und man überhaupt diesen Tribut nicht mit Ehre, sondern durch die üblen Umstände gezwungen, leistete.

Indem die Römer und Gallier sich darüber streiten, kommt Camillus vor seiner Armee her an die Thore der Stadt. Er erfährt, was vorgeht: er läßt die Truppen in guter Ordnung langsam fortrücken: er selbst eilt mit den Tapfersten zu den Römern. Diese weichen auf den Seiten aus, ihm Platz zu machen, und empfangen ihn als ihren unumschränkten Befehlshaber mit Ehrfurcht und Stillschweigen. Camillus nimmt das Gold aus der Wage weg, und giebts den beystehenden Gerichtsdienern; zu den Galliern aber sagt er, sie sollten Wage und Gewicht nehmen und weggehn, denn setzte er hinzu, die Römer pflegen ihr Vaterland nicht mit Gold sondern mit Eisen zu erhalten.

Brennus wurde darüber aufgebracht, und beschwerte sich, daß man den beschwornen Frieden breche. Aber Camillus antwortete, daß der Friede nicht rechtmäßig, und ungültig sey, denn er

sey

sey damals schon zum Dictator gesetzt gewesen, und keiner habe also das Recht der Regierung gehabt, Brennus habe mit Personen einen Vergleich gemacht, die dazu nicht bevollmächtigt gewesen wären. Jetzt sollte er sagen, was die Gallier wollten, er, Camillus, komme als ein gesetzmäßiger Befehlshaber, denen Verzeihung zu ertheilen, die ihn darum bäten, und die Ungerechten, wenn sie nicht Reue bezeugten, zu bestrafen.

Hierüber gerieth Brennus in Wuth, und ließ die Waffen ergreifen. Das Gefecht fieng sogleich von beyden Seiten an. Beyde Partheyen trieben einander herum, und stritten in vermischter Unordnung, wie natürlich, da sie an den Häusern, in engen Strassen, und solchen Oertern fochten, wo sie sich nicht stellen konnten. Aber Brennus änderte bald seine Gedanken. Er führte die Gallier ohne grossem Verluste in ihr Lager zurück. Des Nachts darauf verließ er mit seinem Heere die Stadt, zog sich sechzig Stadien zurück, und lagerte sich an dem Gabinischen Wege. *

Mit

* Obgleich Livius Libr. V. cap. 49. sequ. mit dieser

Mit Anbruch des folgenden Tages erreichte schon Camillus mit seiner wohlbewafneten Armee die Gallier. Alle Römer waren voller Muth. Sie griffen die Feinde an, und schlugen sie in einer grossen hartnäckigten Schlacht mit vielem Verluste, und nahmen ihr Lager ein. Viele von den Flüchtlingen wurden sogleich im Nachjagen niedergemacht, die meisten aber, die sich zerstreut hatten, wurden von dem aus den umliegenden Flecken und Städten herbeylaufenden Volke umgebracht.

So wurde Rom auf eine sonderbare Art eingenommen, und auf eine noch sonderbarere Art errettet, nachdem es ganze sieben Monate in der Gewalt der Feinde gewesen war. Denn sie waren wenige Tage nach dem funfzehnten Julius in die

dieser Erzehlung des Plutarchs von der Errettung Roms durch den Camillus übereinkommt, und die Römischen Historiker auf gleiche Art erzehlen, so ist sie doch manchem Zweifel unterworfen, wie schon Rualdus Animaduers. ad Plut. XI. Edit. Reisk. T. I. p. 177. sequ. zeigt. Ueber den Livius habe ich in meinen historischen Zweifeln und Beobachtungen (Halle 1766.) verschiedenes erinnert.

Digitized by Google

die Stadt eingerückt, und wurden gegen den dreyzehnten Februar wieder vertrieben.

Camillus hielt einen Triumph, wie ihm gebührte, er war der Erretter des verlornen Vaterlandes geworden, und brachte Rom nach Rom zurück. Denn die Einwohner der Stadt, die mit ihren Weibern und Kindern sie verlassen hatten, folgten seinem Triumphwagen nach. Und diejenigen, die auf dem Capitolium belagert worden, und beynahe vor Hunger umgekommen waren, giengen jenen entgegen, umarmten sich, und weinten vor Freude über diese unglaubliche Begebenheit. Die Priester und Tempelhüter brachten die Heiligthümer, die sie entweder bey ihrer Flucht in Rom vergraben, oder mit sich weggenommen hatten, wiederum gerettet hervor, und zeigten ihren Mitbürgern, die sie mit Freuden empfiengen, den erwünschtesten Anblick. Es schien, als wenn die Götter selbst wieder nach Rom zurück kamen.

Camillus opferte den Göttern, und reinigte die Stadt nach den Vorschriften der in diesen Gebräuchen erfahrnen Männer. Er stellte die ehemals vorhandnen Tempel wieder her, und errichtete einen neuen dem Gotte Ajus Locutius,

an

an eben dem Orte, wo jene nächtliche göttliche Stimme dem Marcus Cedicius die Ankunft der Gallier verkündigt hatte. Es war sehr schwer, die Stellen der eingeäscherten Tempel wieder zu finden, und der Eifer des Camillus und die Mühe der Priester konnten sie kaum entdecken.

Da man nun auch die Wiederaufbauung der gänzlich zerstörten Stadt vornehmen mußte, so gerieth das Volk bey dieser Arbeit auf eine Art von Muthlosigkeit und Trägheit, weil es an allen fehlte, und weil die Einwohner nach so vielen erlittenen Uebeln vielmehr eine Erholung und Ruhe nöthig zu haben schienen, als bey Armuth und geschwächten Körpern beschwerliche Arbeiten zu thun. Sie richteten ihre geheimen Wünsche also wieder auf die Stadt Veji, welche noch stand, und mit allen Bedürfnissen versehen war. Diejenigen, welche die Gunst des Volks suchten, nahmen daher Gelegenheit, das Volk aufzuwiegeln, und allerhand aufrührerische Reden wider den Camillus auszubreiten, er mißgönne ihnen aus Ehrgeitz und Ruhmsucht eine vollkommen erbaute Stadt, und nöthige sie, Ruinen wieder aufzubauen, und aus einem Aschenhaufen eine Stadt zu machen, damit er nicht nur den Namen eines

Feld-

Feldherrn und Herrschers von Rom, sondern auch den Namen des Erbauers von Rom, mit Verdrengung der Ehre des Romulus, führen möge.

Der Senat, der darüber einen Aufruhr befürchtete, ließ nicht zu, daß Camillus, so wie er wollte, vor Ablauf eines Jahres die Dictatur niederlegte, obgleich sonst kein Dictator länger als ein halbes Jahr sein Amt verwalten durfte. Die obrigkeitlichen Personen selbst suchten durch Schmeicheleyen und Vorstellungen das Volk zu besänftigen und zu ermuntern. Sie zeigten ihm die Denkmale und Gräber ihrer Väter, sie erinnerten es an die den Göttern geweihten Oerter, und Tempel, welche Romulus, Numa, und andere Könige ihm hinterlassen hatten. Vornehmlich wurde unter andern Heiligthümern der frische Kopf gezeigt, welchen man bey Grundlegung des Capitoliums gefunden hatte, und welcher andeuten sollte, daß dieser Ort das Haupt Italiens seyn solle, ingleichen das Feuer der Vesta, welches nach dem Kriege wieder von den heiligen Jungfrauen angezündet worden sey, und wieder verlöschen müßte, wenn die Stadt verlassen würde. Man stellte auch die daraus entstehende Schande vor, wenn diese Stadt von fremden Ankömmlingen

lingen sollte bewohnt werden, oder wenn sie so ganz verwildert zur wüsten Viehweide sollte liegen bleiben.

Unter solchen Vorstellungen, die man theils einzelnen Personen, theils auch dem Volke öffentlich machte, wurde der Senat auch sehr gerührt, wenn das Volk über die gegenwärtige Unmöglichkeit klagte, und bat, daß man es als arme, nackende, aus einem Schifbruche errettete Personen nicht zwingen möchte, die Ruinen einer gänzlich zerstörten Stadt wieder aufzubauen, da eine andere schon fertig stünde.

Camillus entschloß sich daher, den Senat in einer Versammlung darüber um Rath zu fragen. Er hielt selbst eine weitläuftige Rede, worinnen er für das Beste des Vaterlandes Sorge zu tragen ermunterte, und nach ihm hielt jeder, wer da wollte, eine Rede. Hierauf bat er den Lucius Lucretius, welcher immer seine Stimme zuerst zu geben pflegte, sein Gutachten zu sagen, welchem die andern in ihrer Ordnung nachfolgen sollten. Lucretius wollte, bey erfolgter Stille, eben anfangen zu reden, als von ohngefähr der Hauptmann, der denselben Tag die Wache hatte, sie vorbeyführte, und dem, der die erste Fahne führte, laut

zurief, er solle da, wo er wäre, stille stehen, und die Fahne aufstellen, denn es sey am allerbesten, an diesem Orte zu bleiben. Diese Worte, die in eben der Zeit, da Lucretius wegen des künftigen Schicksals besorgt und ungewiß war, gehört wurden, bewogen ihn, zu beten, und zu sagen, er trete mit seiner Meynung der eben gehörten von einer Gottheit geschickten Stimme bey. Alle übrigen folgten einstimmig dieser Meynung. Auch das Volk änderte auf eine wunderbare Art seine Gesinnung: einer ermunterte den andern, und viele fiengen an zu arbeiten, ohne eine Eintheilung und Ordnung zu erwarten, sondern wie jeder einen leeren Platz für sich bequem fand, und ihn anbauen konnte. Daher sie auch, aus Eifer und Eilfertigkeit, unordentlich und schlecht abgetheilte Gassen und Häuser aufbauten; denn innerhalb einem Jahre war, wie man erzehlt, die Stadt wieder mit Mauern und Privathäusern neuerbaut.

Diejenigen, welche vom Camillus zur Wiederaufsuchung und Abmessung der heiligen Oerter befehligt waren, weil alles in den Ruinen verschüttet lag, kamen, da sie um das Palatium herumwaren, an die Kapelle des Mars, und fanden

sie,

sie, wie alles andre, ganz von den Feinden verbrannt und zerstört. Indem sie den Platz reinigten, trafen sie tief unter der Asche versteckt den Wahrsagerstab des Romulus an, welcher an dem einen Ende krumm gebogen ist, und Lituus genannt wird. Die Wahrsager brauchen dergleichen zur Bezeichnung der Gegenden des Himmels, wenn sie den Vögelflug beobachten, und Romulus hatte denselben als ein sehr erfahrner Wahrsager gebraucht. Als Romulus aus den Augen der Menschen verschwand, hoben die Priester diesen Stab, wie irgend ein andres Heiligthum, sorgfältig auf. Da man ihn nun, bey dem Verluste aller andern Sachen, so ganz unversehrt wiederfand, so erweckte dieß die freudigsten Hofnungen, daß durch dieses Zeichen die ewige Wohlfahrt Roms versichert werde.

Noch dauerte diese Beschäftigung mit der Wiedererbauung der Stadt, als die Römer mit einem neuen Kriege angegriffen wurden. Die Aequer, Volsker und Lateiner fielen in ihr Land, und die Hetrurier belagerten zu gleicher Zeit Sutrium, eine mit den Römern verbündete Stadt. Die Generale, welche wider den Feind geschickt worden, und sich auf dem Berge Martius gelagert

hatten, wurden von den Lateinern umzingelt, und kamen in Gefahr, die ganze Armee zu verlieren; sie schickten nach Rom, und verlangten Hülfe. Hier wurde Camillus zum drittenmale Dictator.

Von diesem Kriege hat man zweyerley Erzehlungen: ich will die fabelhafte zuerst anführen. Die Lateiner, entweder bloß zum Scheine, oder aus wahrer Absicht, ihr Volk aufs neue mit den Römern zu verbinden, verlangten durch eine Gesandtschaft von den Römern deren Töchter zu ihren Weibern. Die Römer geriethen in Verlegenheit. Für einen Krieg fürchteten sie sich, weil sie sich noch nicht in Ordnung gebracht und erholt hatten, und die Uebergabe ihrer Töchter hielten sie für eine Geissfelschaft, der man nur den anständigen Namen der Ehe gäbe.

Hier rieth eine Magd, mit Namen Tutola, oder wie sie andre nennen, Philotis, dem Senate, man solle sie mit andern jungen und schönen Mägden wie freygeborne Bräute schmücken, und so zu den Feinden senden, für das übrige wolle sie sorgen. Der Senat nahm den Vorschlag an: er las so viele Dienstmägde aus, als Tutola für nöthig hielt, schmückte sie mit Kleidern und Golde, und schickte sie so zu den Lateinern, die nicht weit von

der

der Stadt ihr Lager hatten. In der Nacht darauf nahmen die andern alle den Feinden ihre Degen weg, Tutola oder Philotis aber stieg auf einen hohen wilden Feigenbaum, hieng hinter sich ihr Kleid um den Baum, und gegen Rom zu hielt sie eine leuchtende Fackel in die Höhe, welches das Zeichen war, das sie dem Senate gegeben, wovon sonst niemand etwas wußte. Es war daher der Auszug der Soldaten aus dem Thore, den die Officiere in aller Eile veranstalteten, sehr verwirrt, einer rief den andern, und kaum konnten sie in Schlachtordnung gestellt werden. Sie stürmten den Wall, indem die Feinde, die sie nicht erwartet hatten, noch schliefen, eroberten ihr Lager, und machten die meisten nieder. Dieß geschah am siebenten des Julius, den man damals Quintilis nannte. Das an diesem Tage gewöhnliche Fest soll zum Andenken dieser That gefeyert werden. Sie laufen alsdenn unter einander zum Thore heraus, und rufen viele gebräuchliche und gemeine Namen, als Cajus, Marcius, Lucius und dergleichen, wodurch das damals so eilfertige Rufen vorgestellt werden soll. Hierauf gehen die Dienstmägde herrlich geschmückt um die Stadt, und scherzen spottend mit allen,

die ihnen begegnen: sie halten auch eine Art von Gefechte mit einander, um anzuzeigen, daß sie an dem damaligen Gefechte mit den Lateinern Antheil gehabt haben. Sie setzen sich darauf unter schattigten Zweigen von Feigenbäumen, und werden daselbst gespeiset. Dieser Tag führt den Namen Nonae Capratinae, wie man sagt, von dem wilden Feigenbaume her, auf welchem Tutola die brennende Fackel zeigte: denn ein wilder Feigenbaum heißt Caprificus.

Andere behaupten, daß das meiste, was bey diesem Feste vorgeht, sich auf des Romulus Verschwindung beziehe, welcher an eben diesem Tage vor dem Thore aus den Augen der Menschen hinwegkam, bey einem eben entstandnen Sturmwinde und Nebel, oder wie andre wollen, während einer Sonnenfinsterniß. Davon führe der Tag den Namen Nonae Capratinae, denn die Ziege heißt capra, und Romulus verschwand beym Ziegensumpfe, wo er eben eine Versammlung des Volks hielt, wie wir in dem Leben des Romulus erzehlt haben. *

Die

* S. S. 143 u. ff. 1. Th. dieser Uebersetzung, wo auch die ganze Geschichte mit der Tutola schon erzehlt steht.

Die andre Erzehlung, welcher die meisten Schriftsteller Glauben beymessen, ist folgende: Als Camillus zum drittenmale Dictator war, und die Nachricht erhielt, daß die Armee der Römischen Generale von den Lateinern und Volskern eingeschlossen würde, so sahe er sich genöthigt, sowohl die noch ganz junge Mannschaft, als auch die alten Männer zu bewafnen. Er nahm einen weiten Umweg um den Berg Martius, hintergieng die Feinde, und schlug sein Lager hinter ihrem Rücken auf. Er machte seine Ankunft durch eine Menge von Wachfeuern bekannt. Die eingeschloßnen Römer bekamen dadurch Muth, und unternahmen es, den Feind anzugreifen. Die Lateiner und Volsker zogen sich in ihre Verschanzung zurück, da sie nun von zweyen Seiten Feinde um sich hatten, und umzäunten und befestigten mit vielen Pallisaden ihr Lager allenthalben. In dieser Stellung wollten sie eine neue Armee von Hause erwarten, und hofften auch auf den Beystand der Hetrurier.

Camillus, der dieses gewahr wurde, und befürchten mußte, eben so von den Feinden eingeschlossen zu werden, wie er sie eingeschlossen hatte, eilte zuvor zu kommen. Er sahe, daß die

feindliche Verschanzung aus Holz bestand, und daß mit dem Aufgange der Sonne ein starker Wind von den Bergen her wehete. Er ließ also viele Holzhaufen aufrichten, und führte seine Armee mit Anbruch des Tages aus: ein Theil mußte auf der einen Seite die Feinde mit Pfeilen angreifen, und ein großes Geschrey erheben. Er selbst führte diejenigen an, die die Holzhaufen anstecken sollten, und erwartete die Stunde, da der Wind am meisten auf den feindlichen Wall hinwehete. Die Schlacht fieng mit dem Aufgange der Sonne an, es erhob sich ein starker Wind, Camillus gab das Zeichen zum Angriffe, und ließ eine Menge Feuerbrände auf den Wall werfen. Die Flamme nahm bald überhand, da sie in den kreuzweise zusammengefügten Pallisaden Nahrung antraf, und breitete sich ringsherum aus, indem die Lateiner nichts hatten, wodurch sie das Feuer abhalten oder löschen konnten. Da schon ihr ganzes Lager im Feuer stand, stellten sie sich in einem engen Orte in Schlachtordnung, und thaten, von der Noth gedrungen, einen Ausfall auf die vor dem Walle in Ordnung gestellten bewafneten Römer. Nur wenige von ihnen entkamen, und die, welche im Lager zurückgeblie-

geblieben waren, wurden von dem Feuer verzehrt, bis die Römer es selbst auslöschten, um die Beute zu erhalten.

Nach diesem Siege ließ Camillus seinen Sohn Lucius im Lager, die Gefangenen und die Beute zu bewachen, er selbst aber rückte mit dem übrigen Theile der Armee in des Feindes Land. Er nahm die Stadt der Aequer ein, er zwang die Volsker, sich zu ergeben, er eilte darauf nach Sutrium, um den von den Hetruriern belagerten Einwohnern dieser Stadt, deren Schicksal er noch nicht erfahren hatte, in ihrer äußersten Gefahr zu Hülfe zu kommen. Allein diese hatten schon ihre Stadt den Feinden übergeben müssen: sie hatten alles verloren, und bloß ihre Kleider behalten, sie begegneten dem Camillus auf seinem Wege zu ihnen, mit ihren Weibern und Kindern, und beweinten ihr Schicksal.

Camillus wurde durch diesen Anblick gerührt, und da er sahe, daß die Römer, die die Sutrier umarmten und um Hülfe baten, auch vor Wehmuth und Zorn über dieses Schicksal weinten, so beschloß er, die Rache nicht aufzuschieben, sondern noch an demselben Tage nach Sutrium zu ziehen, da es noch dazu leicht zu erachten war,

daß die Feinde, nach der Einnahme einer so begüterten reichen Stadt, in der nun kein Feind mehr war, und ausser der auch keiner erwartet würde, völlig sorglos, und ohne Vorsicht seyn würden. Seine Vermuthung betrog ihn nicht. Er kam nicht nur, ohne bemerkt zu werden, durch das ganze Gebiet, sondern auch so an die Thore, und erstieg die Mauern, denn sie wurden von niemanden bewacht: die Feinde lagen in den Häusern bey Weine und Gastereyen zerstreut. Als sie es gewahr wurden, daß die Römer die Stadt inne hatten, waren sie schon so voll und besoffen, daß sehr viele nicht einmal an die Flucht dachten, sondern auf eine schändliche Art in den Häusern entweder sich umbringen liessen, oder sich auf Gnade und Ungnade ergaben. So wurde die Stadt Sutrium zweymal an einem Tage eingenommen: diejenigen, die sie erobert hatten, verloren sie, und die sie verloren hatten, bekamen sie durch den Camillus wieder.

Der Triumph, den er dieser Siege wegen hielt, hatte nicht geringern Glanz und Ruhm, als die beyden vorigen. Denn die größten Neider seiner Verdienste, welche fast alle grosse Thaten von ihm mehr dem Glückszufalle als seiner Tapferkeit

keit zuschreiben wollten, sahen sich jetzt gezwungen, die Ehre dieser Thaten der Klugheit und Thätigkeit des Helden zuzueignen.

Unter seinen Gegnern und Neidern war Marcus Manlius der vornehmste, eben derjenige, welcher zuerst die Gallier von der Mauer des Capitoliums bey ihrem nächtlichen Ueberfalle herabgestürzt hatte, daher er auch den Zunamen Capitolinus erhalten. Er wollte der vorzüglichste der ganzen Stadt seyn, und da er den Camillus auf keine gute Art an Ehre übertreffen konnte, so strebte er auf die gewöhnliche und gemeine Art die unumschränkte Oberherrschaft an sich zu reissen. Er suchte den Beyfall des Pöbels, besonders derjenigen, die grosse Schulden hatten, einige vertheidigte er vor Gerichte wider ihre Gläubiger, andre riß er mit Gewalt aus den Händen der Gerechtigkeit. Dadurch bekam er eine Menge von dürftigen Leuten zu seinem Anhange, welche durch ihre Frechheiten und Unruhen bey öffentlichen Versammlungen auf dem Markte den Vornehmen anfiengen Furcht zu erwecken.

Man wählte dieserwegen einen Dictator, den Quintus Capitolinus, welcher den Manlius in Verhaft nehmen ließ. Der Pöbel zog über diesen

sen Vorfall Trauerkleider an, welches nur bey den größten öffentlichen Unglücksfällen zu geschehen pflegte. Der Senat befürchtete einen Aufruhr, und ließ den Manlius wieder los. Dieser aber wurde nach erhaltner Freyheit nichts besser, sondern wiegelte durch immer gröſsre Frechheit das Volk in der Stadt auf.

Man wählte den Camillus von neuen zum Obersten bey der Armee. Manlius wurde vor Gerichte verklagt; allein den Anklägern schadete der Anblick des Capitoliums. Denn man konnte vom Markte an den Ort hinsehen, wo Manlius in der Nacht gegen die Gallier gefochten, und sie herabgestürzt hatte. Und er selbst bewegte durch seine dahin ausgestreckten Hände und durch seine Erinnerung mit Thränen an jenes Gefecht alles zum Mitleiden, so daß die Richter selbst zweifelhaft wurden, und ihr Urtheil öfters aufschoben, weil sie weder so ganz offenbare Frevelthaten unbestraft lassen wollten, noch sich, im Anblicke des Ortes, wo er die Heldenthat verrichtet, der Schärfe der Gesetze zu bedienen, entschlieſsen konnten. Camillus verlegte deswegen das Gericht auſserhalb der Stadt in den Petilinischen Wald. Hier, wo man das Capitolium

nicht

nicht sehen konnte, brachte der Kläger von neuen seine Klage vor: die Richter vergassen die Erinnerung an jene That, und geriethen in einen gerechten Zorn über die begangnen Verbrechen. Manlius wurde zum Tode verdammt, auf das Capitolium geführt, und vom Felsen herabgestürzt. So wurde einerley Ort zum Denkmale seiner glücklichsten Thaten und seines größten Unglücks. Die Römer rissen sein Haus nieder, baueten auf der Stelle einen Tempel der Göttin Moneta, und setzten durch ein Verbot fest, daß keiner von den Patriciern auf dem Schlosse wohnen sollte.

Als Camillus zum sechsten male die Stelle eines Obersten bey der Armee erhalten sollte, verbat er es, theils wegen seines hohen Alters, theils weil er bey seiner grossen Ehre, und so vielen glücklichen Thaten sich für den Neid und den Wechsel des Glücks fürchtete. Die offenbarste Entschuldigung war die Schwächlichkeit seines Körpers, denn er war um eben diese Zeit krank. Allein das Volk wollte es nicht zugeben, daß er die Herrschaft ausschlüge, sondern schrie, man verlange nicht, daß er als Reuter oder Soldat in den Gefechten Dienste thue, sondern bloß, daß

er

er ihnen Rath gäbe, und sie anführe. Er mußte also das Commando der Armee wieder übernehmen, und mit einem der andern Obersten, dem Lucius Furius, sogleich gegen die Feinde zu Felde gehen.

Dieses waren damals die Präneſtiner und Volsker, welche mit einer starken Macht das Land der Römischen Bundsgenossen verwüsteten. Camillus rückte auf sie los, und schlug sein Lager neben dem Feinde auf, in der Absicht, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit, wenn es zur Schlacht käme, er mit stärkern Kräften fechten könnte. Allein sein Nebenoberster Lucius verlangte aus Ruhmsucht mit Ungestüm ein Treffen, und reitzte auch die andern Officiere dazu, daher Camillus, damit es nicht schiene, als wenn er aus einer Art von Neide den jungen Männern die Gelegenheit des Sieges und der Ehre entzöge, das Heer zur Schlacht zu stellen, wiewohl ungern, erlaubte, er selbst aber blieb, wegen seiner Schwächlichkeit, mit weniger Mannschaft im Lager zurück. Lucius, der sich unvorsichtig bey der Schlacht betrug, war unglücklich. Wie Camillus hörte, daß die Römer die Flucht nähmen, konnte er sich nicht halten, sondern sprang aus dem Bette, und

rückte

rückte mit seiner Begleitung an die Eingänge des Lagers, wo er durch die fliehenden Römer hindurch auf die verfolgenden Feinde drang. Da kehrten denn die Fliehenden sogleich wieder um, und folgten ihm nach, und diejenigen, die von auswärts her nach dem Lager zu flüchteten, stellten sich vor ihm wieder in Ordnung, und ermunterten einander, ihren Feldherrn nicht zu verlassen. So wurden denn dießmal die Feinde noch von weitern Andringen abgehalten.

Am folgenden Tage führte Camillus seine Armee selbst wider die Feinde an, lieferte ihnen eine Schlacht, und schlug sie aufs Haupt. Er drang mit den Flüchtigen zugleich in ihre Verschanzung, nahm sie ein, und machte den größten Theil der Truppen nieder. Er erfuhr bald darauf, daß die Hetrurier die Stadt Satrium eingenommen, und die Einwohner niedergehauen hätten, welche alle Römer waren. Er schickte also nur die schweren Truppen seines Heeres nach Rom zurück, er selbst aber gieng mit der jungen und leichtesten Mannschaft gegen die Hetrurier, die die Stadt inne hatten. Er schlug sie, tödtete einen Theil von ihnen, und trieb die andern zur Stadt heraus.

Seine

Seine Rückkunft mit vieler Beute nach Rom zeigte, daß diejenigen sehr klug gewesen waren, welche sich von der Schwachheit und dem Alter eines Feldherrn, der Erfahrung und Herzhaftigkeit besaß, nicht hatten furchtsam machen lassen, und ihn, ohnerachtet seiner Krankheit und Abneigung, lieber zum Befehlshaber erwählt hatten, als die jungen Männer, die mit Eifer diese Stelle gesucht hatten. Deswegen trugen ihm auch die Römer, auf die Nachricht, daß die Tusculaner abgefallen wären, den Feldzug wider sie auf, wobey er einen von den fünf andern Obersten der Armee an seine Seite nehmen sollte. Alle wünschten und verlangten diese Ehre; er nahm aber, mit Vorbeygehung der übrigen, den Lucius Furius, wider aller Vermuthung, mit, welcher wider den Rath den Camillus, aus allzugrossem Eifer jene Schlacht, in der er unglücklich gewesen war, gehalten hatte. Es schien, als wenn er deswegen diesen Mann den andern vorzöge, um jenen Fehler zu verdecken, und die Schande von ihm abzuwenden.

Die Tusculaner suchten ihr Vergehen auf eine listige Art zu verbessern, als Camillus gegen sie anrückte. Sie schickten alle Ackersleute und Hir-

ten

ten aufs Feld, wie mitten im Frieden, sie liessen ihre Thore offen, und schickten ihre Kinder, wie sorglos, in die Schule. Die Handwerksleute unter den Bürgern sassen in ihren Werkstätten bey der Arbeit, die andern waren in ihren ordentlichen Kleidern auf dem Markte, die Rathspersonen giengen herum, und bestellten für die Römer Quartiere, als wenn sie nichts übles befürchteten, noch sich dergleichen bewußt wären.

Diese Vorkehrungen benahmen zwar nicht dem Camillus den Verdacht wegen ihrer Verrätherey, aber erweckten doch Mitleiden bey der Reue über ihr Verbrechen. Er befahl, daß sie durch Abgeordnete den Senat um Verzeihung bitten sollten. Er bat selbst für sie mit, und brachte es dahin, daß die Stadt die Befreyung von der Strafe, und das Römische Bürgerrecht erhielt. Dieses waren die vorzüglichsten Thaten des Camillus in seiner zum sechstenmale bekleideten Feldoberstenstelle.

Einige Zeit hernach erregte Licinius Stolo einen grossen Aufruhr zu Rom. Das Volk suchte durch eine Empörung wider den Senat es mit Gewalt durchzusetzen, daß von den zweyen Consuln der eine aus dem Volke gewählt würde, und

nicht beyde Patricier seyn sollten. Es wurden Zunftmeister des Volks erwählt, aber die Wahl der Consuln konnte wegen der rebellischen Menge nicht zu Stande kommen. Da die Unruhe, indem keine Oberhäupter waren, grösser zu werden anfieng, so wurde Camillus, wider Willen des Volks, zum viertenmale zum Dictator vom Senate erwählt. Er selbst nahm diese Würde ungern an, denn er wollte sich nicht denen Leuten widersetzen, die wegen so vieler und wichtiger Kriegsunternehmungen ihm frey sagen konnten, daß er mit ihnen im Felde weit grössre Dinge ausgerichtet habe, als mit den Patriciern in Civilgeschäften. Und er wußte auch wohl, daß er selbst vom Senate aus Neid zu dieser Stelle erwählt worden war, damit er entweder, wenn er glücklich wäre, das Volk ganz unterdrückte, oder, wenn er unglücklich wäre, selbst unterdrückt würde. Gleichwohl suchte er die damaligen Uebel abzuwenden, und setzte auf eben den Tag, an welchem die Zunftmeister das Gesetz wegen der Wahl der Consuln dem Volke vortragen wollten, die Musterung des Kriegsheers an, berief das Volk vom Markte auf das Marsfeld, und drohete denjenigen mit harten Strafen, welche nicht Gehor-

sam

sam leisten würden. Aber die Zunftmeister erwiederten diese Drohungen mit andern, und schwuren, ihn um funzigtausend Drachmen zu strafen, wenn er nicht aufhörte das Volk zu hindern, daß es über das Gesetz seine Stimmen gäbe. Entweder fürchtete er sich nun vor einer zweyten Verweisung und Strafe, die ihm für sein hohes Alter und viele herrliche Thaten schimpflich schien, oder er hielt sich für unvermögend, die unbezwingliche Gewalt des Volks zu überwinden: er gieng an demselben Tage nach Hause. Am folgenden Tage legte er, unter dem Vorwande der Schwächlichkeit, die Dictatur nieder.

Der Senat erwählte einen andern Dictator. Dieser erklärte den Stolo, den Urheber der Rebellion, zu seinem Generale der Reuterey, und ließ es geschehen, daß ein Gesetz gemacht wurde, welches den Patriciern sehr zuwider war, nach welchem niemand mehr als fünfhundert Hufen Land besitzen sollte. Anfänglich war Stolo sehr stolz darauf, daß die Mehrheit der Stimmen diesen Vorschlag, den er gethan, genehmigt hatten, aber bald hernach wurde er verklagt, daß er selbst mehr Land besaß, als er andern verstattet, und nach seinem eignen Gesetze bestraft.

Noch war die Streitigkeit wegen der Wahl der Consuln übrig, welche der Grund und die schlimmste Sache bey der Empörung war, die auch dem Senate bey seinem Zwiste mit dem Volke die mehrste Unruhe verursachte, als sichre Nachrichten ankamen, daß die Gallier aufs neue vom Adriatischen Meere her mit einem Heere von vielen tausenden gegen Rom in Anzuge wären. Mit dem Gerüchte zugleich erschienen schon die Folgen des Krieges, die Gegenden wurden verwüstet, und diejenigen, die nicht hatten nach Rom fliehen können, zerstreuten sich auf den Gebürgen. Die Furcht darüber stillte die Rebellion. Der Adel vereinigte sich mit den Bürgern, der Senat mit dem Volke: alle wählten den Camillus zum fünften male zum Dictator. Er war schon sehr alt, und es fehlte ihm wenig zu achtzig Jahren. Aber in Betracht der dringenden gefährlichen Umstände dachte er weder an eine Strafe, wie vordem, noch an irgend einen Vorwand, sondern übernahm sogleich die Oberbefehlshaberschaft, und ließ die Truppen zusammenkommen. Da er bemerkt hatte, daß die größte Stärke der Barbaren in ihren Schwerdtern bestünde, welche sie auf eine wilde Art, ohne

alle

alle Kunst, so führten, daß sie den Kopf oder die Schulter spalteten, so ließ er seinen meisten Soldaten eiserne Helme machen, welche auswärts glatt waren, daß die Schwerdter daran entweder zerbrächen oder absprängen: eben deswegen ließ er auch ihre Schilde mit eisernen Blechen überziehen, weil das Holz gegen die Hiebe nicht gut aushielt. Er lehrte auch selbst seine Soldaten, wie sie mit langen Spiessen die Schwerdter der Feinde abhalten und die Hiebe auffangen sollten.

Wie die Gallier nahe an dem Flusse Anio sich mit einer schweren und reichen Beute gelagert hatten, so führte Camillus seine Truppen ihnen entgegen, und nahm sein Lager auf einem sich allmählig erhebenden Hügel, der viele eingeschlossene Thäler hatte. Dadurch wurde der größte Theil seiner Armee versteckt, und der, den man sahe, schien sich aus Furcht auf die Anhöhe gezogen zu haben. Um die Gallier in dieser Meynung zu bestärken, so verwehrte er es ihnen nicht, als sie die Gegenden unter ihm verwüsteten, sondern hielt sich in seiner Verschanzung stille, bis er gewahr wurde, daß ein Corps der Feinde, um zu fouragiren, sich entfernt hatte, und die andern

Truppen im Lager den ganzen Tag sich mit Essen und Trinken überladen hatten. Da schickte er noch in der Nacht die leichten Truppen voran, um die Barbaren zu verhindern, daß sie sich nicht in Schlachtordnung stellen könnten, und sobald sie sich zeigten, sie in Verwirrung zu bringen. Er selbst zog bey Anbruch des Tages mit den schwer bewafneten Truppen in die Ebene vor den Feind, und stellte sie in weit grössrer Anzahl, und mit weit kühnerm Muthe, als die Feinde geglaubt hatten, in Schlachtordnung.

Das erste, was den Galliern den Muth benahm, war, daß sie glaubten, es sey ihnen unanständig, zuerst angegriffen zu werden. Dazu kam, daß die leichten Truppen sie anfielen, ehe sie sich nach ihrer gewöhnlichen Art in Ordnung stellen konnten, und durch beständiges Scharmuzieren sie nöthigten, aufs ungefähr ohne alle Ordnung sich ins Treffen einzulassen. Camillus erschien mit den schwerbewafneten Truppen indessen. Die Gallier eilten mit ihren Schwerdtern entgegen, denen aber die Römer ihre lange Spiesse vorhielten, und mit dem eisernen Theile derselben die Hiebe auffiengen, so daß die Gallischen weichen und dünngeschmiedeten Klingen sich umbeugten

beugten oder schadhaft wurden. So durchstachen auch die Römer mit ihren langen Spiessen die Gallischen Schilde, oder stiessen sie dadurch desto stärker. Die Gallier warfen deswegen ihre eigne Waffen weg, und suchten die Spiesse mit den Händen den Römern zu entreissen. Wie die Römer aber die Feinde ohne Waffen sahen, so griffen sie zu ihren Schwerdtern, und hieben sehr viele von den vordersten nieder, die andern entflohen auf die Ebene allenthalben hin; denn die Hügel und Anhöhen hatte Camillus schon vorher besetzen lassen, und da sie aus Uebermuth ihr Lager gar nicht befestigt hatten, so wußten sie, wie leicht man es würde einnehmen können.

Diese Schlacht soll dreyzehn Jahre nach der Einnahme der Stadt Rom vorgefallen seyn. Die Römer sollen dadurch ihren Muth gegen die Gallier bestärkt haben, vor welchen sie sich sonst sehr fürchteten, weil sie glaubten, daß die Gallier das erste mal mehr durch Krankheiten und ungewöhnliche Zufälle, als durch die Macht der Waffen wären besiegt worden. Und diese Furcht war so stark, daß durch ein Gesetz die Priester von allen Kriegsdiensten frey erklärt wurden, ausser wenn gegen die Gallier Krieg geführt würde.

Dieß war die letzte der kriegrischen Thaten des Camillus: denn die Einnahme der Stadt Veliträ verrichtete er in diesem Feldzuge als eine Nebensache, indem die Stadt sich ohne Schwerdtstreich ergab. Aber der größte und schwerste politische Streit war noch übrig, den er wider das Volk führen mußte. Dieses war durch den Sieg frecher geworden, und verlangte, wider den bisher gesetzlichen Gebrauch, daß einer von den Consuln aus dem Volke genommen werden sollte. Der Senat, der sehr dagegen arbeitete, ließ nicht zu, daß Camillus seine Dictatur niederlegte, weil er durch dieses Mannes grosses und mächtiges Ansehn am besten die Herrschaft der Vornehmen behaupten zu können glaubte.

Aber als einstmals Camillus auf dem Markte Gerichtstag hielt, so schickten die Zunftmeister des Volks einen ihrer Gerichtsdiener an ihn, und liessen ihm befehlen, demselben zu folgen. Der Gerichtsdiener legte schon Hand an, ihn wegzuführen. Es entstand ein Geschrey und Tumult auf dem Markte, dergleichen man noch nie gehört hatte. Die um den Camillus herum standen, trieben den Gerichtsdiener weg, das Volk unten an der Gerichtsstätte schrie mit grossem Lermen,

Lermen, er solle den Camillus herabziehen. Camillus, der darüber in die größte Verlegenheit kam, legte dennoch seine Würde nicht ab, sondern begab sich mit den Senatoren auf das Rathhaus. Ehe er da eintrat, wandte er sich gegen das Capitolium, und flehte die Götter an, der gegenwärtigen Gefahr das beste Ende zu verleihen. Er that auch das Gelübde, nach glücklich gestilltem Aufruhre der Göttin Eintracht (Concordia) einen Tempel zu erbauen.

In der Versammlung des Senats stritt man wegen der gegenseitigen Meynungen hart mit einander. Dennoch behielt die gelindere Meynung, die dem Volke nachgab, die Oberhand, und man verstattete, daß einer von den beyden Consuln aus dem Volke sollte gewählt werden. Da der Dictator diese Entschliessung des Senats dem Volke verkündigte, so entstand, wie leicht zu erachten, eine grosse Freude, die Unzufriedenheit gegen den Senat wurde aufgehoben, das Volk begleitete den Camillus mit Freudengeschrey und Händeklatschen nach Hause.

Den Tag darauf wurde in einer allgemeinen Versammlung beschlossen, der Göttin Eintracht, dem Gelübde des Camillus gemäß, einen Tempel

an einem Orte zu errichten, den man zugleich auf dem Markte und auf dem Versammlungsplatze des Volks sehen könnte, zum Andenken der Begebenheit. Man setzte auch zu dem sogenannten lateinischen Feste einen Feyertag hinzu, so daß es nun aus vier Feyertagen bestand, und alle Römer mußten sich sogleich bekränzen und Opfer bringen. In dem vom Camillus gehaltenen Wahltage der Consuln wurde Marcus Aemilius aus den Patriciern, und, das erstemal aus dem Volke, der andre Consul Lucius Sextius erwählt.

Dieß war die letzte der Thaten des Camillus. In dem darauf folgenden Jahre entstand zu Rom eine Pest, an welcher eine unzählige Menge Volks und die meisten der Senatoren starben. Auch Camillus starb. Sein Alter und sein glorreiches Leben hatten ihn mehr als irgend einen andern Menschen zum Tode reif gemacht, aber die Römer bedauerten seinen Verlust stärker als alle andre, welche um dieselbige Zeit von der Pest hingerissen wurden.

Peri-

Digitized by Google

Perikles.

Cäsar sahe zu Rom einige reiche Fremdlinge, welche junge Hunde und Affen am Busen trugen und liebkoseten. **Gebähren denn die Weiber bey diesen Leuten keine Kinder?** fragte er, und gab dadurch denjenigen eine erhabene Lehre, welche den Trieb der Neigung und Liebe, den man den Menschen schuldig ist, auf die Thiere verwenden.

Unsere Seele hat von Natur einen Trieb immer etwas zu sehen und zu hören, und diejenigen sind daher mit Recht zu tadeln, welche diesen Trieb auf Dinge anwenden, welche nicht werth sind, von uns gesehen und gehört zu werden, und darüber das angenehme und nützliche vernachläßigen. * Unsere Sinne verhalten sich zwar bey dem

* In den gemeinen Ausgaben ließt man nach den Worten ἄρ ἔν. ἐπει noch diese Worte, κυνῶν τε καὶ πιθήκων ἔκγονα — φιλομαθες κ.τ.λ. welche

dem Eindrucke jeder Erscheinungen leidend, und sehen und empfinden also alle Gegenstände, sie mögen nützlich oder unnützlich seyn. Aber jedermann kann, wenn er will, seinen Verstand gebrauchen, und seine Aufmerksamkeit nach Gefallen anwenden oder abwenden. Daher muß man nach dem Besten streben, nicht bloß um es zu betrachten, sondern auch um es mit Nutzen zu betrachten. Und wie dem Auge diejenige Farbe nützlich ist, die durch ihre Lebhaftigkeit und Anmuth das Gesicht zugleich ermuntert und stärkt, so muß man seine Gedanken auf solche Erscheinungen lenken, welche mit dem angenehmen zugleich uns zum eignen Nutzen antreiben. Dieß ist die Wirkung der Thaten der Tugend: sie erregen durch ihre Darstellung eine Nacheiferung, und einen lebhaften Hang zur Nachahmung.

In andern Dingen folgt nicht gleich auf die Bewundrung eines Werks der Trieb eben das zu thun. Oft erfolgt das Gegentheil, wir bewundern

welche offenbar eine Varietät der Lesart *νυνῶν τέκνα καὶ πιθήκων*, die einige Zeilen vorher stehen, sind, auch den Zusammenhang mehr hindern als befördern, und daher mit Recht in der Reiskischen Ausgabe weggeblieben sind.

dern das Werk und verachten den Meister. So achten wir die künstlichen Salben und den Purpur sehr hoch, die Färber und Salbenkrämer aber achten wir als Handwerker für geringe Leute. Daher sagte Antisthenes von einem geschickten Flötenspieler, Ismenias, nicht übel: „Es muß doch ein schlechter Mensch seyn, denn sonst wäre er kein so geschickter Flötenspieler.“ — Und Philippus sagte zu seinem Prinzen, als er bey einem Gastmale sehr gut und kunstmäßig sang: „Schämst du dich nicht so schön zu singen? Es ist genug, wenn sich ein König abmüßigt, den Sängern zuzuhören; und er ehrt die Musen schon genug, wenn er denen, die in dergleichen Künsten wetteifern, seine Gegenwart gönnt.“

Wer sich aber mit niedrigen Künsten beschäftigt, macht die auf unnütze Werke angewandte Arbeit zum Zeugen seiner Sorglosigkeit in edlern Beschäftigungen. Kein Jüngling von edler Geburt hat, wenn er die Statüe des Jupiters zu Pisa * sah, Begierde bekommen, ein Phidias zu werden;

* Welche Stadt nachher den Namen Olympia bekam. Der Olympische Jupiter vom Phidias ist als das höchste Meisterstück der Bildhauerkunst bekannt.

werden; oder ein Polyklet zu werden, wenn er die Juno zu Argos sah, oder ein Anakreon, Philemon, Archilochus zu werden, wenn er sich an den Meisterstücken dieser Dichter ergötzte. Denn es ist nicht nöthig, wenn man an einem Werke Vergnügen findet, dem Meister nachzuahmen. Daher die Betrachtung solcher Dinge wenig Nutzen bringt, bey welchen kein Trieb zur Nachahmung entsteht, und keine Art von Erhebung der Seele, denen, die sich darinnen hervorgethan haben, ähnlich zu werden.

Die Tugend hingegen wirkt durch ihre Handlungen so auf uns, daß wir, indem wir die Werke bewundern, den Meistern nacheifern. Wir schätzen bey den Gütern des Glücks ihren Besitz und ihren Gebrauch, bey der Tugend ihre Handlungen, und wir wollen jene von andern erhalten, diese aber andre von uns erhalten lassen. Denn das Edle reißt uns durch seine Thaten zu sich, erweckt selbst schnelle Thätigkeit, und bildet den Betrachtenden nicht durch Nachahmung, sondern indem es durch die Darstellung seines Werks Eifer einflößt.

Aus diesem Grunde haben wir uns auch entschlossen, unsre Lebensbeschreibungen fortzusetzen,

und

und dieses zehnte Buch verfertigt, welches das Leben des Perikles und des Fabius Maximus, der den Krieg gegen den Annibal geführt, enthält, zweyer Männer, die sowohl in andern vortreflichen Eigenschaften einander ähnlich waren, als auch besonders in der Sanftmuth, Gerechtigkeit, und der Gabe, die Unbilligkeit des Volks und ihrer Gehülfen bey den obersten Stellen zu ertragen, die auch beyde ihrem Vaterlande sehr nützlich wurden. Ob wir hierbey unsrer Pflicht Gnüge geleistet haben, kann man aus unsern Biographien selbst beurtheilen.

Perikles war aus dem Stamme Akamas, und aus der Cholargensischen Gemeinde, und stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus den vornehmsten Geschlechtern her. Xanthippus, welcher bey Mykale die Feldherrn des Königs von Persien schlug, heyrathete die Agariste, die Enkelin des Klisthenes, welcher die Pisistratiden vertrieb, die unumschränkte Herrschaft mit Muth aufhob, und Gesetze und eine Staatseinrichtung einführte, welche zur Einigkeit und allgemeinen Wohlfahrt vortreflich abgefaßt war. Dieser Agariste träumte, sie gebähre einen Löwen, und wenige Tage darauf kam sie mit dem Perikles nieder,

nieder, welcher zwar sonst einen wohlgestalten Körper, aber einen sehr langen und unförmlichen Kopf hatte: daher auch fast alle seine Bildnisse, um den Fehler zu verdecken, mit einem Helme umgeben sind. Die attischen Dichter nannten ihn einen Meerzwiebelkopf. Von den komischen Dichtern sagt Cratinus in seinem Lustspiele Chirones: „Der alte Saturn zeugte mit der Zwietracht den größten Tyrannen, den die Götter Kephalegeret nennen:„ * Und in dem Stücke Nemesis: „Komm Jupiter, du Gastrechtsgott, du glückseliger Großkopf.„ ** Teleklides sagt: „Perikles sässe zuweilen von vielen Geschäften zerstreut mit schwerem Kopfe in der Stadt, zuweilen

* Eine Anspielung auf den Homerischen Beynamen des Jupiters νεφεληγερέτα, Wolkensammler; κεφαληγερέτα heißt: der die Köpfe sammelt, und soll andeuten, des Perikles Kopf sey aus mehr als einem Kopfe zusammengesetzt.

** μακαριε. Eine ziemlich schale Zweydeutigkeit! μακαριος heißt glückselig, hier aber soll es auch auf des Perikles grossen Kopf gehen, und zusammengesetzt scheinen, aus μα, einer Vergrösserungspartikel, und καρα, der Kopf.

weilen errege er aus seinem Kopfe, worinnen eilf Personen Raum hätten, einen grossen Tumult. In dem Lustspiele Demi fragt Eupolis nach jedem von den aus dem Orkus heraussteigenden Aufrührern des Volks, und als zuletzt auch Perikles genannt wird, sagt er: Du führst also auch das Haupt der untern Ungeheuer herauf.

Die mehrsten Nachrichten sagen, Damon, von dessen Namen man die erste Sylbe kurz aussprechen müsse, habe den Perikles in der Musik unterrichtet. Aristoteles aber erzehlt, er habe die Musik von dem Pythoklides gelernt. Damon war ein starker Philosoph, und scheint unter dem Namen eines Musikus seine Weisheit vor dem Volke verborgen gehalten zu haben. Er unterrichtete den Perikles in der Staatskunst, und war bey diesem Staatsmanne das, was der Salber und Fechtmeister bey einem öffentlichen Kämpfer ist. Aber Damon blieb unter der Decke der Leyer nicht verborgen, sondern wurde als ein unruhiger Kopf und Freund der Tyranney verwiesen, und gab den komischen Dichtern Materie zum Spotte. Der komische Dichter Plato führt einen auf, der den Damon fragt: „Sage mir

Bayerische Staatsbibliothek München

doch zuerst, ich bitte dich, bist du nicht der Chiron * des Perikles gewesen, und hast ihn erzogen?„

Perikles genoß auch den Unterricht des Zeno, des Eleaten, welcher, wie Parmenides, die Naturlehre trieb, und sich eine besondre Fertigkeit erworben hatte, andre zu widerlegen, und durch Einwürfe sie in die Enge zu treiben, wovon Timon, der Phliasier, folgende Ausdrücke hat: „Mächtig ist die untrügliche Stärke des Zeno, er rede mit welcher der beyden Zungen er wolle, er siegt in aller Wissenschaft.„

Der vornehmste Freund des Perikles aber war Anaxagoras aus Klazomene, welcher ihm auch besonders den Stolz und den hohen Sinn, sich das Volk ergeben zu machen, beybrachte, und überhaupt sein ganzes Betragen zu einer majestätischen Würde erhob. Dieser Anaxagoras hatte den Beynamen Nus, Verstand, bekommen, entweder

* Chiron, ein Centaure, war ein berühmter Hofmeister vieler Helden seiner Zeit, aber er erzog auch den Actäon, der von seinen eignen Hunden zerrissen wurde, worauf wohl der komische Dichter angespielt, und dadurch auf die Rache des Volks gegen den Perikles gezielt hat.

weder weil man seine grossen und hellen Einsichten in die Naturlehre bewunderte, oder deswegen, weil er der erste war, der die Schöpfung und Einrichtung der Natur nicht dem blinden Zufalle, oder dem Verhängnisse, sondern einem verständigen reinen Geiste zuschrieb, der aus den vermischten mannichfaltigen Theilen des Ganzen, die gleichartigen Theile gesondert hätte.

Diesen Mann bewunderte Perikles ganz ungemein. Er lernte von ihm die Lehre von den Erscheinungen am Himmel und in der Natur, und bekam eine hohe Denkungsart. Er hatte nicht nur eine erhabene, von aller pöbelhaften und arglistigen Schwatzhaftigkeit, freye Beredtsamkeit, sondern es erweckten auch seine zum Lachen unbewegliche Miene, sein bescheidner Gang, seine Sittsamkeit in der Kleidung und den rednerischen Bewegungen, die durch keinen heftigen Affect gestört wurde, die angenehme sanfte Stimme, und andre dergleichen Vorzüge, ein bewundrungsvolles Erstaunen.

Er wurde einstmals von einem frechen niederträchtigen Menschen den ganzen Tag hindurch mit Schimpfreden überhäuft, und ertrug es stillschweigend, indem er eben auf dem Markte noth-

wendige Geschäfte hatte. Als er gegen Abend ganz gelassen nach Hause gieng, folgte ihm der Mensch nach, und schüttete alle nur mögliche Lästerungen wider ihn aus. Perikles befahl, indem er in sein Haus trat, einem seiner Bedienten, weil es schon finster geworden war, diesem Menschen nach Hause zu leuchten. Der Dichter Jon sagt, Perikles sey im Umgange stolz und anmassend gewesen, und hätte in seinen Pralereyen viel Verachtung gegen andre bezeigt: er lobt dagegen des Cimons feine Artigkeit und Höflichkeit im Umgange. Aber was geht uns Jon an, welcher bey der Tugend so wie beym Schauspiele verlangt, daß sie etwas satirisches habe? Zeno ermahnte diejenigen, welche die edle Erhabenheit des Perikles Hochmuth und Eigendünkel nannten, sie sollten auch einen solchen Eigendünkel zeigen, weil durch die Annehmung desselben unvermerkt ein Eifer nach edlen Thaten und eine Bekanntschaft mit denselben bewirkt werde.

Dieß war nicht der einzige Nutzen, den Perikles aus dem Umgange mit dem Anaxagoras zog. Er wurde auch dadurch über den Aberglauben erhoben, welchen die Furcht bey Lufterscheinungen in denjenigen wirkt, die die Ursachen davon nicht wissen,

wissen, und bey göttlichen Dingen aus Unverstand zittern und bestürzt werden. Davon befreyt die Naturlehre, sie bewirket, an statt eines furchtsamen ängstlichen Aberglaubens, eine sichre mit guten Hofnungen verbundne Ehrfurcht gegen die Götter.

Dem Perikles wurde, wie man erzehlt, einstmals von seinem Landgute der Kopf eines Widders mit einem einzigen Horne gebracht. Als der Wahrsager Lampo dieses aus der Mitte der Stirne hervorgewachsene harte und starke Horn besahe, so sagte er, es werde von den damals mächtigen zweyen Partheyen, des Thucydides und Perikles, derjenige eine die Oberherrschaft erhalten, zu welchen dieses Wunderzeichen gebracht sey. Allein Anaxagoras ließ den Scheitel zerhauen, und zeigte, daß das Gehirn die Hirnschale nicht völlig ausgefüllt und wie ein Ey geformt, aus der ganzen Schale an denjenigen Ort sich hingesenkt habe, wo die Wurzel des Horns entstanden war. Damals bewunderten den Anaxagoras alle Anwesende, bald hernach aber, da Thucydides verbannt wurde, und die Verwaltung aller Geschäfte des Staats in des Perikles Händen war, wurde der Wahrsager Lam-

po bewundert. Nach meiner Meynung hatte sowohl der Naturlehrer als der Wahrsager Recht: der eine wußte den Grund, der andre die Bestimmung der Sache geschickt anzugeben. Die Pflicht des einen war, zu untersuchen, woher die Sache käme, die Pflicht des andern, vorherzusagen, weswegen die Sache geschehen sey, und was sie anzeige. Wer aber behauptet, daß durch die Erfindung der Ursache die Vorbedeutung aufgehoben sey, der bedenkt nicht, daß er mit Aufhebung der göttlichen Andeutungen auch die aufhebe, die durch die Kunst geschehen, dergleichen das anzeigende Zusammenschlagen der Wurfscheiben, die Laternen, die Sonnenuhren sind, davon jedes seine Ursache und Zubereitung hat, und doch etwas anzeigt. Allein dieß gehört für eine andre Schrift als die gegenwärtige.

In seiner Jugend hatte Perikles Furchtsamkeit vor dem Volke. Denn er schien dem Pisistratus, der die Oberherrschaft an sich gerissen hatte, ähnlich zu sehen. Durch seine angenehme Stimme und schnelle fertige Beredtsamkeit wurde diese Aehnlichkeit vermehrt, welche die alten Athenienser in Erstaunen setzte. Da er überdem reich, von vornehmer Geburt war, und mächtige

Freunde

Freunde hatte, so fürchtete er sich vor einer Verweisung, und mischte sich in keine Staatssachen, aber im Kriege zeigte er sich als einen herzhaften braven Mann. Als aber Aristides gestorben, Themistokles verbannt, und Cimon wegen seiner Feldzüge die meiste Zeit ausserhalb Griechenlands war, so widmete er sich dem Volke, und wählte also, wider seinen Charakter, der gar nicht dem Volke günstig war, die Parthey der Armen, deren es viele gab, wider die Parthey der Reichen, deren wenige waren. Und es scheint, daß er auch, um den Verdacht zu vermeiden, als wenn er nach der Oberherrschaft strebe, und weil er sahe, daß Cimon, der die Parthey der Vornehmen hielt, von denselben sehr begünstigt wurde, die Parthey des Volks ergrif, wodurch er sich Sicherheit und Schutz wider den Cimon verschafte.

Sogleich sahe man auch seine ganze Lebensart verändert. Man sahe ihn keinen andern Weg in der Stadt gehn, als den auf den Markt und das Rathhaus. Er kam zu keinen Gastereyen und allen dergleichen Ergötzlichkeiten und Gesellschaften mehr. Die ganze lange Zeit hindurch, in welcher er sich dem Staate widmete, kam er zu keinem von seinen Freunden zu Gaste, ausser

auf die Hochzeit seines Vetters Eurypolemus, wo er doch nicht länger blieb, als bis das Trinken nach Tische angieng. Denn lustige Ergötzlichkeiten sind dem Stolze gefährlich, und es ist schwer, in muntern Gesellschaften eine würdige Erhabenheit zu behaupten. Obgleich bey der wahren Tugend das am meisten glänzt, was sich am meisten zeigt, und bey edeldenkenden Männern nichts so sehr, denen, die sie wenig kennen, bewundernswürdig ist, als ihre tägliche Lebensart ihren Vertrauten wird. Aber Perikles vermied auch, beständig unter dem Volke zu seyn, und dadurch demselben gewöhnlich zu werden, er kam nur nach gewissen Zwischenzeiten in die Versammlung. Auch hielt er nicht bey jedem Vorfalle Reden, noch trat er stets in die Gesellschaft des Volks, sondern sparte sich, wie Kritolaus sagt, gleich dem salaminischen Schiffe, zu den wichtigsten Angelegenheiten auf, die andern Geschäfte ließ er durch Redner, welche ihm ergeben und seine Freunde waren, betreiben. Einer von diesen soll Ephialtes gewesen seyn, welcher die Gewalt des Areopagitischen Senats unterdrückte, und, nach des Plato Ausdrucke, den stärksten Wein der Freyheit dem Volke reichlich einschenkte,

schenkte, davon es, sagen die komischen Dichter, wie ein Pferd unbändig wurde, Euböa biß, und auf die Inseln sprang.

Perikles, welcher die Beredtsamkeit zum Werkzeuge für den Plan seines Lebens und seines hohen Geistes vervollkommnete, bediente sich öfters der Hülfe des Anaxagoras, und gab seinen Reden durch seine physischen Kenntnisse gleichsam ein neues Colorit. Indem er die durch die Physik erlangten hohen Einsichten und wirksamen Kräfte mit seinem vortreflichen Genie verband, wie der göttliche Plato sagt, und das Nützliche davon in die Kunst zu reden übertrug, so that er es allen weit zuvor. Daher er auch den Zunamen, der Olympier, erhielt, obgleich einige glauben, er habe diesen Namen wegen der herrlichen Gebäude bekommen, mit denen er die Stadt schmückte, andere, er habe ihn wegen der Gewalt bekommen, die er in Kriegsgeschäften und der Staatsverwaltung sich erworben hatte. Man kann annehmen, daß alles dieses zusammengenommen ihm jenen ehrenvollen Beynamen zuwege brachte.

Die Komödien der damaligen Zeit, welche viele bittre und lächerliche Satyren auf ihn enthielten, sind ein Beweis, daß er wegen seiner Beredt-

samkeit diesen Namen erhielt; sie sagen, er habe in seinen Reden an das Volk gedonnert und geblitzt, und er trage einen schrecklichen Donnerkeil auf seiner Zunge. * Man erzehlt auch einen gewissen witzigen Einfall des Thucydides, des Sohns des Milesias, über die hinreissende Beredtsamkeit des Perikles. Dieser Thucydides, einer von den vorzüglichsten Männern, und ein fast beständiger Gegner des Perikles in den politischen Angelegenheiten, wurde vom Könige der Lacedämonier, Archidamus, gefragt, ob er oder Perikles besser ringen könne? — Wenn ich ihn auch zu Boden werfe, antwortete er, so siegt er doch, denn er sagt, er sey nicht zu Boden geworfen, und überredet es auch allen Zuschauern.

Nichts desto weniger war Perikles bey seinen Reden sehr besorgt, so, daß er, wenn er auf den Rednerstuhl gieng, die Götter bat, daß ihm auch nicht wider Willen irgend ein Wort entfahren möchte, das sich zu seiner Absicht nicht schicke.

Schrift-

* S. Cic. Orator. c. 4. c. 9. und meine Anmerk. darüber in meiner Ausgabe des Orat. Cic. (Halae 1766.) Aristophan. Acharn. vers. 529 sequ. auf welche Stelle des Aristophanes sich ohnstreitig hier Plutarch bezieht.

Digitized by Google

Schriftliches hat er von sich nichts hinterlassen, ausser den öffentlichen Decreten. Man weiß auch nur sehr wenige Einfälle von ihm. Z. B. er soll einstmals das Urtheil gefällt haben: **Man müsse die Insel Aegina dem Hafen Piräeus als eine Augenschuppe abziehn.** Ingleichen: **er sähe schon den Krieg aus Peloponnes auf Athen herziehen.** Zum Sophokles sagte er, als dieser mit ihm zugleich auf eine Unternehmung zu Schiffe gieng, und einen schönen Knaben lobte: **Sophokles, ein Feldherr muß nicht allein reine Hände, sondern auch reine Augen haben.** Stesimbrotus erzehlt, daß er in seiner öffentlichen Trauerrede auf die in Samos gebliebenen Athenienser, sie unsterblich, wie die Götter, genannt, und hinzugesetzt habe: **Denn die Götter sehen wir nicht, aber aus den Ehrenbezeigungen, die ihnen wiederfahren, und aus den Wohlthaten, die sie uns erzeigen, schliessen wir, daß sie unsterblich sind; und eben so ists mit denjenigen beschaffen, die fürs Vaterland sterben.**

Thucydides beschreibt die Staatsverwaltung des Perikles als eine Aristokratische, die nur den Namen einer Democratischen geführt habe, und wobey die Gewalt eigentlich in den Händen eines

eines einzigen Mannes gewesen sey. Viele andre hingegen erzehlen, daß das Volk zuerst durch den Perikles Ländereyen, Geld aus der öffentlichen Kasse der Schauspielhäuser, und Lohn für geleistete Dienste erhalten habe, wodurch es üble Sitten angenommen, und an statt der vorigen Mäßigkeit und Thätigkeit sich zur Pracht und Uebertretung der Gesetze gewöhnt habe. Aus den Begebenheiten selbst kann man den Grund dieser Veränderung erkennen.

Anfänglich stellte sich Perikles, wie schon bemerkt worden ist, dem Ansehn des Cimons entgegen, und bewarb sich um die Gunst des Volks. Aber er wurde durch den Reichthum und das Vermögen des Cimons übertroffen, welcher viel auf die Armen verwendete, täglich die dürftigen Athenienser speisete, die Alten kleidete, und auf seinen Landgütern sogar die Zäune wegreissen ließ, damit, wer nur wollte, frey Früchte holen konnte. Da Perikles deswegen nur die mindre Gunst des Volks erhalten konnte, so fiel er, auf Anrathen des Demonides von Oeon, wie Aristoteles berichtet, auf die Mittheilung der öffentlichen Gelder. Durch diese Mittheilung von dem, was vom Theater und den Gerichten einkam, und durch

andre

andre Belohnungen und Geschenke, gewann er sehr bald den Pöbel, und bediente sich desselben wider den Areopagitischen Senat, in welchem er keine Stelle hatte, weil ihn das Loos weder zu einen Archonten, noch Vorsteher der Gesetze, noch Aufseher der Feyerlichkeiten, noch auch zum Stadtrichter gemacht hatte. Diese obrigkeitlichen Aemter wurden von alten Zeiten her durch das Loos besetzt, und die sich darinnen wohl verhalten hatten, wurden in den Areopagitischen Senat aufgenommen. Perikles, der immer mehr und mehr Ansehn beym Volke bekam, unterdrückte die Macht dieses Senats durch seine Parthey so sehr, daß demselben durch den Ephialtes die meisten richterlichen Urtheilssprüche entzogen wurden, und Cimon sogar, als ein Freund der Lacedämonier und Feind des Volks, aus der Stadt verbannt wurde, er, der von dem vornehmsten Geschlechte war, den größten Reichthum besaß, die schönsten Siege wider die Feinde erfochten hatte, die Stadt Athen mit Geld und vieler Beute erfüllt hatte, wie das Leben dieses Helden umständlicher beweiset. So stark war die Gewalt des Perikles bey dem Volke.

Die-

Diejenige Art von Verbannung, welche den Cimon traf, und Ostrakismus hieß, bestimmte den Verbannten nur zehn Jahre Entfernung, nach deren Verlauf er wiederkommen konnte. Als die Hälfte dieser Zeit bey dem Cimon verflossen war, fielen die Lacedämonier mit einer starken Armee in die Tanagraische Landschaft, und die Athenienser stellten ihnen sogleich eine Armee entgegen. Hier kam Cimon aus seiner Verbannung zurück, und stellte sich bewafnet zu den Soldaten seines Stammes, um sich werkthätig von der Beschuldigung, als wenn er es mit den Lacedämoniern hielte, zu befreyen, indem er mit den Athenienſern wider sie die Waffen führte. Aber die Freunde des Perikles verbanden sich mit einander, und jagten ihn als einen Verbannten fort. Aus diesem Grunde scheint auch Perikles in der Schlacht mit den Lacedämoniern ausserordentliche Tapferkeit bewiesen, und, ohne sich zu schonen, es allen zuvorgethan zu haben. Es kamen auch in diesem Gefechte alle Freunde des Cimons um, welche Perikles ebenfalls einer Neigung für die Lacedämonier beschuldigte. *

Allein

* Sie fochten sehr tapfer, um sich von der Beschul-

Allein die Athenienser empfanden eine lebhafte Reue über ihr Verfahren gegen den Cimon, und ein Verlangen nach ihm, als sie an den Grenzen von Attica waren geschlagen worden, und auf den künftigen Frühling einen harten Feldzug befürchteten. Wie Perikles diese Neigung gewahr wurde, säumte er nicht, sich dem Volke gefällig zu machen, sondern fertigte selbst ein Decret aus, wodurch er den Cimon zurück berief. Dieser machte bey seiner Rückkunft zwischen beyden Staaten Friede: denn die Lacedämonier waren ihm eben so sehr gewogen, als sie den Perikles und die andern Günstlinge des Volks haßten.

Einige erzehlen, Perikles habe nicht eher das Zurückberufungsschreiben an den Cimon ausgefertigt, bis Elpinike, die Schwester des Cimons, zwischen diesen beyden Männern einen geheimen Vertrag zu Stande gebracht hätte, welchem zu Folge Cimon versprochen, mit zweyhundert Schiffen abzusegeln, und in den Ländern des Königs von Persien Krieg zu führen, dem Perikles aber die

schuldigung des Perikles zu befreyen, und giengen so zu sagen in ihren Tod. Ihre Anzahl belief sich auf hundert, wie in Cimons Leben umständlich erzehlt wird.

die Herrschaft in der Stadt zu lassen. Es scheint auch, daß Elpinike schon vorher dem Perikles günstigere Gesinnungen gegen den Cimon beygebracht habe, als dieser auf Leib und Leben angeklagt wurde. Denn Perikles war einer von denen vom Volke aufgestellten Anklägern. Als Elpinike zu ihm kam, und für ihren Bruder Vorstellungen that, lächelte er, und sagte: **Elpinike, du bist schon zu alt, um so wichtige Geschäfte zu treiben.** Indessen stand Perikles vor Gerichte, um doch der Schuldigkeit eines Anklägers Gnüge zu thun, nur einmal zur Anklage auf, und brachte ganz leichte Beschuldigungen wider den Cimon vor, worauf er gleich wieder weg gieng. — Wie kann man nun dem Idomeneus Glauben beymessen, welcher den Perikles beschuldigt, daß er den Ephialtes, seinen Freund, und gemeinschaftlichen Gehülfen in der Staatsverwaltung, aus Eifersucht und Neid über sein Ansehn beym Volke, heimlich umgebracht habe? Ich weiß nicht, woher er diese Beschuldigung genommen, womit er einen Mann befleckt, der zwar nicht ganz ohne Tadel war, aber eine erhabne Denkungsart und einen ehrliebenden Geist besaß, in welchem keine so grausame und thierische Leidenschaft erzeugt

wird.

wird. Ephialtes war den Vornehmen, die nach der Regierung strebten, furchtbar, und in Anklagen und Verfolgen der Feinde des Volks unerbittlich: seine Feinde stellten ihm also nach, und liessen ihn, wie Aristoteles erzehlt, durch den tanagraischen Aristodikus heimlich umbringen.

Cimon starb auf dem Feldzuge in Cypern. Der Adel, welcher den Perikles sich über alle erheben sahe, und gern wollte, daß doch jemand wäre, der sich ihm entgegen stellte, und seine Gewalt in der Stadt schwächte, damit er nicht gar Monarch im Staate würde, setzten ihm den Thucydides aus Alopeke entgegen, einen klugen Mann, und Anverwandten des Cimons. Er war zwar kein so grosser Officier wie Cimon, aber in der Politik und der Kunst mit dem Volke umzugehn weit geschickter: er blieb beständig in der Stadt, und widersetzte sich dem Perikles in Reden an das Volk, und brachte den Staat sehr bald ins Gleichgewicht. Er gab nicht zu, daß der Adel mit dem Volke vermischt wurde, wie bis dahin geschehen war, da das gemeine Volk alles Ansehn des Standes verdunkelt hatte. Er sonderte die beyden Stände ab, und vereinigte beyder Gewalt in eins, so daß sie einander gleichsam die Wage hielten.

Denn anfänglich war ihr Abstand so wie etwa ein Riß im Eisen, und zeigte nur den Unterschied zwischen dem Stande der Edlen und des Volks an. Aber die Streitigkeiten und der Ehrgeiz dieser beyden Männer machte den Riß weit tiefer, und verursachte, daß man den einen Stand das Volk, den andern die Edlen nannte. Daher ließ damals Perikles ganz vorzüglich dem Volke die Zügel schiessen, und richtete die Staatsverwaltung nach dessen Gunst ein, gab bald ein öffentliches Schauspiel, bald eine öffentliche Mahlzeit, bald eine andre Feyerlichkeit, und unterhielt die Stadt mit ausgesuchten Ergötzlichkeiten.

Jedes Jahr ließ er sechzig Kriegsschiffe absegeln, auf denen sich viele aus dem Volke einschifften, die acht Monate Sold bekamen, und so das Seewesen lernten, und sich darinnen übten. Ausserdem schickte er tausend Colonisten nach Chersones, fünfhundert nach Naxos, halb so viele nach Andros und tausend nach Thracien, die sich bey den Bisalten anbauen sollten. Noch andre Colonisten giengen nach Italien, wo die Stadt Sybaris wieder erbaut wurde, welche sie Thurium nannten. Alles dieses bewirkte Perikles, um die

Stadt

Stadt Athen von dem müßigen und aus Mangel an Beschäftigung unruhigen Volke zu befreyen, die Bedürfnisse der Armen zu stillen, und den Bundsgenossen gleichsam eine Besatzung neben an zu bauen, die sie in Furcht hielte, und den Abfall verhinderte.

Was aber den Athenienfern das größte Vergnügen und der Stadt die größte Zierde machte, die Auswärtigen aber in Erstaunen setzte, und allein schon ein Beweis von der damaligen, nicht mit Unrecht so gepriesenen, Macht und Glückseligkeit Griechenlands ist, war die Erbauung öffentlicher Gebäude. Und eben dieses beneideten die Feinde des Perikles unter seinen Veranstaltungen am meisten, und lästerten darüber in den Versammlungen des Volks: — „Es sey der Ehre und dem guten Rufe des Athenienfischen Volks nachtheilig, daß es die gemeinen Gelder aus Delos zu sich genommen habe, und Perikles die schicklichste Entschuldigung gegen die unzufriednen Bundesgenossen wegen dieses nach Delos gebrachten gemeinschaftlichen Geldes, daß es nämlich aus Furcht vor den Persern an einen sichern Ort in Verwahrung gebracht worden, vernichtet habe. Es scheine, daß man gegen Griechenland

höchstungerecht und tyrannisch verfahre, da es sehen müsse, daß die Athenienser die Summen, die gemeinschaftlich zum äußersten Bedürfnisse des Krieges zusammengebracht worden wären, dazu anwendeten, daß sie ihre Stadt damit vergoldeten und schmückten, wie ein freches Weib, das sich mit kostbaren Steinen behänge, und Statüen und Tempel erbauten, die tausend Talente kosteten.„

Perikles machte dem Volke Gegenvorstellungen. — „Wir sind nicht schuldig, sagte er, den Bundsgenossen von ihrem Gelde Rechnung abzulegen, weil wir sie wider die Feinde schützen, und sie uns kein Pferd, kein Schif, und keinen Mann sondern blos Geld dazu geben, welches nicht mehr denen gehört, die es gegeben haben, sondern denen, die es empfangen, wenn sie die dafür versprochnen Dienste leisten. Da unsre Stadt nun mit allen Kriegsbedürfnissen versehen ist, so müssen wir den Ueberfluß auf solche Dinge verwenden, von deren Ausführung wir ewigen Ruhm haben, und welche, selbst indem sie bearbeitet werden, guten Unterhalt verbreiten, weil dazu allerhand Handwerker und Künstler erfodert werden, wodurch die Künste empor gebracht und die müs-

sigen

sigen Hände gebraucht werden, fast die ganze Stadt eine Art von Besoldung erhält, und sich also durch sich selbst schmückt und ernährt. Denn diejenigen, welche Alter und Kräfte dazu haben, bekommen ihren Unterhalt für Kriegsdienste aus der öffentlichen Kasse. Damit aber das dazu unbrauchbare gemeine Handwerksvolk auch etwas erhalte, und dabey nicht ohne Beschäftigung sey, so nahm ich mir vor, jene grossen Gebäude und Werke, welche viel Zeit und vielerley Künste erfodern, durch das Volk selbst aufführen zu lassen, um sowohl den See = und Landsoldaten, als auch den Inwohnern der Stadt Gelegenheit zu verschaffen, daß sie von den öffentlichen Geldern Nutzen ziehen, und sich etwas verdienen könnten. Man braucht Materialien, Steine, Erzt, Elfenbein, Gold, Ebenholz, Cypressen, man braucht zu deren Bearbeitung Künstler, Zimmerleute, Bildhauer, Giesser, Steinschneider, Färber, Goldschläger, Elfenbeinschneider, Mahler, Sticker, Drechsler; ferner andre Leute, die die Materialien herbeyschaffen und herführen, als Kaufleute, Schiffer; zu Lande haben die, die Wagen verfertigen, die Pferde halten, die Fuhrleute, Seiler, Steinbrecher, die Leder verarbeiten, die auf den

Straſſen oder in den Metallgruben Dienſte thun, ihren Nutzen davon. Jeder Künſtler hat, ſo wie ein Officier, ſeine Leute unter ſich, nämlich das Tagelöhner-Volk, welches Handlanger-Dienſte thut. Auf dieſe Art erhält, ſo zu ſagen, jedes Alter, und jeder Stand ſeinen vollkommnen Unterhalt durch dieſe Dienſte.„

Bey dieſen mit einer ſtolzen Gröſſe und unnachahmlichen Pracht und Schönheit ſich erhebenden Werken, bey denen die Künſtler wetteiferten, die Kunſt durch die Schönheit der Kunſt zu übertreffen, war die Geſchwindigkeit, mit der ſie aufgeführt wurden, das bewundernswürdigſte. Denn alle dieſe Werke, deren jedes kaum in vielen Regierungen und Menſchenaltern aufgeführt werden zu können ſchien, wurden insgeſammt in den erſten Zeiten einer einzigen Regierung vollendet; obgleich eben damals Zeuxis dem Mahler Agatarchus, der ſeine Geſchwindigkeit und Fertigkeit im Mahlen rühmte, zur Antwort gab: **Er rühme ſich ſeiner Langſamkeit im Mahlen.** Denn eine ſchnelle Fertigkeit in Arbeiten von Kunſtwerken giebt ihnen nicht eine bleibende Dauer, noch eine ſorgfältig ausgearbeitete Schönheit; die auf

Bearbeitung verwandte Zeit verſchaft Stärke

zur

zur Erhaltung. Um so viel mehr verdienen die Werke des Perikles Bewundrung, da sie in kurzer Zeit auf eine lange Dauer vollendet wurden. Denn der Schönheit nach war damals schon jedes alt, ihre Anmuth aber macht, daß sie jetzt noch frisch und neu sind. Es glänzt an ihnen eine gewisse Neuheit, welche den schönen Anblick, von der Zeit unversehrt, erhält, gleichsam als wenn ein muntrer nie alternder Geist in ihnen lebte.

Phidias hatte die Oberaufsicht über alle Werke, obgleich grosse Baumeister und Künstler mit dazu gebraucht wurden. So erbaueten Kallikrates und Iktinus den hundert Fuß langen Tempel der Minerva, welcher den Namen Parthenion bekam. Die Kapelle zu Eleusis fieng Koroebus an zu bauen, er setzte die untere Säulenordnung, und verband sie mit den Säulenknöpfen, aber er starb darüber, und Metagenes aus Xypetus stellte den Mauerkranz mit der obern Säulenordnung auf; das Gewölbe, wodurch das Licht in den Tempel fällt, führte Xenokles von Cholarge auf. Die lange Mauer, von deren Erbauung Sokrates den Perikles selbst reden gehört hat, übernahm Kallikrates, aber sie wurde langsam aufgeführt, daher

Kratinus darüber spottete: „Lange schon, sagt er, führt Perikles jenes Werk mit den Worten auf, in der That aber regt sichs noch nicht.„

Das Odeum, oder das Theater für die Sänger und Dichter, welches inwendig viele Säulen und Sitze hat, und dessen Giebel immer schmäler und endlich spitzig zuläuft, ist ebenfalls auf des Perikles Veranstaltung, und, wie man sagt, nach dem Modelle des Gezelts des Königs von Persien erbaut. Kratinus spottet in seinem Lustspiele, die Thracierinnen, auch darüber. — „Der Meerzwiebelkopf Zevs Perikles tritt da einher, und hat das Odeum auf seiner Scheitel, froh, daß er der Verbannung entgangen ist.„ Durch des Perikles Bemühung wurde auch damals zuerst durch eine Verordnung festgesetzt, daß an dem Feste Panathenäa Singespiele gehalten werden sollten. Er wurde selbst zum Oberaufseher dabey gesetzt, und gab die Regeln, nach welchen auf der Flöte und Cither gespielt und gesungen werden mußte. Diese musikalischen Spiele wurden nicht allein an diesem Feste, sondern in der Folge auch zu andrer Zeit in dem Odeum gehalten. — Die Vorhöfe am Schlosse zu Athen wurden innerhalb fünf Jahren von dem Baumeister Mnesikles zu Stande gebracht.

Ein

Ein wunderbarer Zufall, der sich bey diesem Baue ereignete, gab einen Beweis, daß die Göttin Minerva ihn nicht mißbilligte, sondern ihn auch in der That mit ihrem Beystande begünstigte. Der arbeitsamste und eifrigste Künstler fiel so gefährlich herab, daß die Aerzte ihn aufgaben. Perikles, der darüber unruhig wurde, hatte im Traume eine Erscheinung der Göttin Minerva, die ihm ein Hülfsmittel verordnete, welches er so glücklich gebrauchte, daß er den Mann sehr bald und leicht wieder herstellte. Wegen dieser Begebenheit setzte er auch der Minerva Hygiea eine eherne Statüe auf dem Schlosse bey einem Altare, der schon vorher, wie man sagt, da gestanden haben soll. Phidias verfertigte das goldne Bild der Göttin, und an dem Piedestal steht des Künstlers Name eingegraben. Dieser Mann hatte fast alles unter seiner Aufsicht, und war, wie wir schon bemerkt haben, der Oberaufseher aller Künstler, wegen seiner Freundschaft mit dem Perikles. Dem Künstler wurde dadurch Neid, und dem Perikles Verläumdung zugezogen: man sagte, Phidias führe dem Perikles das Frauenzimmer zu, welches seine Arbeiten zu besehen käme. Die Komödienschriftsteller ergriffen dieses

Gerücht, und breiteten wider den Perikles viele unanständige Sachen aus, wobey sie die Frau des Menippus verleumdeten, eines guten Freundes des Perikles, der sein Nebengeneral war. Eben so beschuldigten sie den Pyrilampes, den Vertrauten des Perikles, daß er von den schönen Vögeln, die er aufzöge, die Pfauen heimlich denjenigen Frauen zuschickte, mit welchen Perikles unerlaubten Umgang pflegte. Und wer sollte sich wundern, daß solche privilegirte Spötter dem Neide des Pöbels, wie einem bösen Dämon, Lästerungen wider die vornehmsten Personen widmen, da es sogar Steſimbrotus, der Thasier, wagte, ein abscheuliches, obgleich erdichtetes, Verbrechen dem Perikles mit der Frau seines eignen Sohnes Schuld zu geben. Daher wird es der Geschichte so schwer, die Wahrheit allenthalben ausfündig zu machen, wenn den Nachkommen die Kenntniß der Begebenheiten der vergangnen Zeiten so verdunkelt wird, und die zu eben den Zeiten lebenden Schriftsteller, theils aus Haß und Neid, theils aus Gunst und Schmeicheley, die Wahrheit unterdrücken und entstellen.

Die Redner, welche Anhänger des Thucydides waren, schrieen wider den Perikles, er verschwende

de die öffentlichen Gelder, und wende die Einkünfte des Staats unrecht an. Er fragte also das Volk in einer Versammlung: Ob ihnen die Ausgaben zu viel dünkten? Da das Volk antwortete, ja, es sey sehr viel; so erwiederte er darauf: Nun so soll alles auf meine Kosten, und nicht auf die eurigen gehen: aber ich will auf alle Werke meinen eignen Namen setzen lassen. Sobald Perikles dieses gesagt hatte, schrie das Volk, entweder aus Bewundrung seiner Großmuth, oder aus Eifersucht über die Ehre dieser Werke, er solle das Geld zu den Ausgaben aus dem öffentlichen Schatze nehmen, und keine Kosten sparen. Endlich gerieth er mit dem Thucydides in eine öffentliche Klage, so daß entweder er oder Thucydides auf zehn Jahre verbannt werden sollte: aber er trieb den Thucydides aus der Stadt, und zerstörte gänzlich die ihm widrige Parthey.

Als nun die Streitigkeiten völlig aufgehört hatten, und die Stadt zu einer ruhigen Einigkeit gekommen war, machte er Athen, und alles, was Athen angieng, von sich gänzlich abhängig, die öffentlichen Einkünfte, die Armeen, die Schiffe, die Inseln, die Seeangelegenheiten, die grosse

Macht

Macht und Gewalt, welche der Athenienſiſche Staat über die Griechen und ſelbſt über die Barbaren hatte, die ihm unterwürfigen Völker und Bündniſſe mit Königen und Fürſten ſicherte, alles war vom Perikles abhängig. Aber nun war er auch nicht mehr der vorige, nicht mehr ſo gefällig gegen das Volk, er gab nicht mehr dem Verlangen der Menge, ſo leicht wie ſonſt, da er ſich gleichſam nach dem Wehen der Luft richtete, nach. Im Gegentheile ſtrebte er jene gelinde und dem Volke zu nachſichtige Regierung, die eine zu ſanfte weichliche Harmonie war, in eine ariſtokratiſche und königliche abzuändern. Er ſelbſt zeigte ſich immer der allgemeinen Wohlfahrt rechtſchaffen und untadelhaft ergeben, und brachte das Volk zu vielen Sachen durch ſeine Vorſtellungen gutwillig; aber zuweilen mußte er es auch mit Widerwillen zu nützlichen Dingen zwingen, ſo wie ein Arzt bey einer mannichfaltigen und langwierigen Krankheit, zuweilen wohl angenehme Arzneyen, zuweilen aber auch bittre und ſcharfe gebraucht.

Er verſtand allein die Kunſt, die mancherley Leidenſchaften des Volks, das eine ſo groſſe Gewalt hatte, immer geſchickt zu behandeln: er bediente

diente sich dabey vorzüglich der Furcht und der Hofnung, wie zweyer Steuerruder, wodurch er entweder den Uebermuth des Volks niederdrückte, oder die Feigheit ermunterte und erhob. Er bewies, daß, wie Plato sagt, die Beredtsamkeit die Herrscherin der Seelen sey, und ihre gröſte Kunst, die Neigungen und Leidenschaften der Menschen, welche gleichsam die Saiten der Seele sind, und eine sehr künstliche Rührung erfodern, geschickt zu behandeln. Allein die Ursache davon war nicht blos seine Beredtsamkeit, sondern, wie Thucydides bemerkt, sein ehrenvolles und allgemeines Zutrauen erweckendes Leben, da man sahe, daß er unbestechlich und über Bereicherungssucht erhaben war. Er, der eine grosse Stadt zur größten und reichsten machte, und an Macht und Ansehn es vielen Königen und Tyrannen zuvorthat, deren einige ihre Herrschaft auf ihre Kinder brachten; dieser Mann hinterließ nicht um eine Drachme mehr Vermögen, als er von seinem Vater geerbt hatte.

Thucydides schildert seine Regierungsgewalt umständlich; die Komödienschriftsteller aber zeichnen boshafte Züge davon. Sie nennen seine Freunde die neuen Pisistratiden, und befehlen ihm,

ihm, die Tyranney abzuschwören, da er eine der Demokratie gar nicht proportionirte und allzu starke Gewalt besässe. Teleklides sagt, die Athenienser hätten ihm die Einkünfte der Städte übergeben, und die Städte selbst, mit ihnen nach Willkühr zu verfahren, Mauern aufzubauen, und sie wieder nieder zu reissen; Bündnisse, Macht und Gewalt, Friede, Reichthum und Glückseligkeit, hiengen von ihm ab. Und dieses dauerte nicht etwa nur eine kurze Zeit, und so lange die neue Staatsverwaltung in ihrer ersten angenehmen Blüthe war, sondern vierzig Jahre hindurch: unter den Ephialten, Leokraten, Myroniden, Cimonen, Tolmiden und Thucydiden blieb er immer der erste in der Republik. Noch nach der Verbannung des Thucydides blieb er es funfzehn Jahre, aber, ob er gleich das einzige unter allen andern jährlich abwechselnden Aemtern besaß, so war er doch stets von Geitz und Geldsucht frey.

Indessen vernachläßigte er auch nicht sein Vermögen, sondern führte über seinen vom Vater ererbten rechtmäßigen Reichthum eine solche Verwaltung ein, welche ihm die leichteste und genaueste schien, und wodurch sein Vermögen nicht verringert, er aber bey seinen vielen andern Geschäf-

ten

ten nicht so sehr gestört würde. Er verkaufte seine jährlichen Früchte alle auf einmal, und dann ließ er das nothwendige wieder einzeln vom Markte kaufen, was seine Haushaltung erfoderte. Daher hielt er auch seine Kinder und Gemahlinnen so wenig kostbar, daß sie sich über diese auf jeden Tag so genau abgemessene Wirthschaft beklagten, wobey nichts, wie in andern vornehmen und reichen Häusern, übrig blieb, sondern alle Ausgaben und alle Kleinigkeiten zugezählt und zugemessen waren. Der Verwalter dieser genauen Haushaltung war sein Diener Evangelus, der entweder von Natur sich dazu schickte, oder vom Perikles zur Oekonomie war abgerichtet worden.

Alles dieses war das Werk der Philosophie des Anaxagoras, welcher selbst aus einer Art von enthusiastischer Großmuth sein Haus verlassen hatte, und seine Aecker unbearbeitet und wüste liegen ließ. Aber mich dünkt, es ist zwischen dem Leben eines Philosophen und eines Staatsmannes ein Unterschied. Jener richtet seine von äuserlichen Umständen freye Gedanken auf die Betrachtung edler erhabner Gegenstände; dieser aber muß seine guten Eigenschaften den menschlichen

Bedürf-

Bedürfnissen widmen, und der Reichthum ist ihm nicht allein nothwendig, sondern er gereicht ihm auch zur Ehre; wie denn selbst Perikles von seinem Vermögen vielen Armen Gutes gethan hat. Und vom Anaxagoras erzehlt man, daß er in seinem Alter von allen verlassen gelegen habe, und sich schon entschlossen gehabt habe, zu verhungern. Wie aber Perikles, der wegen seiner vielen Geschäfte an den Anaxagoras nicht denken konnte, diese Nachricht von ihm hörte, lief er gleich, ganz erschrocken, zu ihm hin, und bat ihn äuserst, sich zu erhalten, indem er nicht sowohl ihn als sich selbst bedauerte, wenn er einen so vortreflichen Rathgeber bey seiner Staatsverwaltung verlieren sollte. Anaxagoras deckte darauf sein verhülltes Gesicht auf, und sagte: **Perikles, wer eine Leuchte braucht, der gießt Oel drauf.**

Schon fiengen die Lacedämonier an, über den Wachsthum des Athenienſischen Staats eifersüchtig zu werden, als Perikles den Geist seiner Mitbürger noch mehr erhob, und ihnen grosse Aussichten verschafte, indem er eine öffentliche Einladung im Namen des attischen Staats an alle Griechen in Europa und Asien ausfertigte, wodurch sie ersucht wurden, aus allen grossen und

kleinen

kleinen Städten, und wo sich Griechen aufhalten möchten, öffentliche Abgeordnete nach Athen zu einer allgemeinen Versammlung zu senden, in welcher man über die Wiederherstellung der von den Feinden zerstörten griechischen Tempel, über die Opfer, die man den Göttern für die Erhaltung Griechenlands angelobt, und noch nicht dargebracht hätte, über die Sicherheit der Schiffahrt, und über einen allgemeinen Frieden Berathschlagung pflegen wollte. Es wurden dieser Absicht wegen zwanzig Männer, die über funfzig Jahr alt waren, versendet. Fünfe von ihnen ladeten die Jonier und Dorier in Asien, und die Einwohner der Inseln bis nach Lesbos und Rhodus ein, fünf andre die Völker am Hellespont und in Thracien bis nach Byzanz, und wieder fünf andre giengen zu den Einwohnern von Böotien, Phocis, und Peloponnes, von daher sie durch Lokris in das angrenzende feste Land bis nach Akarnanien und Ambracien reiseten. Die übrigen giengen durch Euböa zu den Oetäern, an den Maleischen Meerbusen, zu den Phtioten, Achäern, und Thessaliern. Sie ermahnten alle diese Völker, nach Athen zu kommen, und an den Berathschlagungen Antheil zu nehmen, welche man

wegen des allgemeinen Friedens und der Angelegenheiten Griechenlandes anstellen wollte. Es kam nichts zu Stande, und die Städte schickten keine Abgeordnete, weil die Lacedämonier, wie man sagt, entgegen waren, und auch zuerst in Peloponnes dieser Vorschlag verworfen wurde. Ich habe dieses nur erzehlt, um dadurch den hohen Geist und die weitsehenden Absichten des Perikles anzuzeigen.

Im Kriege erwarb er sich vornehmlich den Ruhm der Behutsamkeit. Er ließ sich nicht gern in eine Schlacht ein, wobey viel Unsicherheit und Gefahr war, und hielt diejenigen Feldherrn nicht für nachahmungswürdig, welche mit Wagen ein glänzendes Glück erhalten hatten, und darüber als grosse Männer bewundert wurden. Er sagte immer zu seinen Mitbürgern: „So viel auf ihn ankäme, sollten sie stets unsterblich bleiben.„ Als Tolmides, des Tolmäus Sohn, voll Zuversicht wegen seines vorigen Glücks, und des im Kriege sich erworbenen vorzüglichen Ruhms, zu einer ungelegnen Zeit einen Einfall nach Böotien unternehmen wollte, und ausser der übrigen Mannschaft tausend der tapfersten und ruhmbegierigsten Jünglinge beredet hatte, als Freywilli-

ge

ge dem Feldzuge beyzuwohnen, so suchte er durch eine öffentliche Rede ihn davon abzuhalten, und sagte dabey jene berühmten Worte: **Wenn Tolmides dem Perikles nicht folgen will, so wird er doch wohl thun, wenn er die Zeit, die weiseste Rathgeberin, erwartet.** Man rühmte ihn damals wegen dieses Ausdrucks nur wenig, aber einige Tage drauf, als Nachricht ankam, daß Tolmides in einer Schlacht bey Koronea geschlagen, selbst auf dem Platze geblieben, und eine grosse Anzahl tapfrer Bürger dabey getödtet sey, so erlangte Perikles, als ein weiser und patriotischer Mann, wegen seiner Rede grossen Ruhm und Liebe des Volks.

Von seinen Feldzügen wurde der nach Chersonnes am meisten geschätzt, welcher den daselbst wohnenden Griechen sehr vortheilhaft war. Denn er verstärkte nicht nur die Städte durch tausend zu ihnen geführte Athenienſische Colonisten mit neuer Macht, sondern er führte auch zur Beschüzzung des Isthmus von einem Meere zum andern Verschanzungen auf, und hielt durch die lange Mauer die Einfälle der um Chersonnes herum wohnenden Thracier ab. Er setzte einem beständigen und beschwerlichen Kriege ein Ende, wo-

durch dieses Land immer war beunruhigt worden, welches barbarische Völker zu Nachbarn hatte, und mit einheimischen und neben an wohnenden Räubern erfüllt war.

Bey Auswärtigen erlangte er durch jene Schiffahrt grossen Ruhm, da er mit hundert Schiffen von der Megarischen Stadt Pegä aus den Peloponnes umschifte. Er verwüstete nicht bloß die Städte an der Seeküste, wie Tolmides vordem gethan hatte, sondern wagte sich auch tiefer ins Land hinein, und trieb mit seinen ausgeschiften Soldaten verschiedene feindliche Partheyen hinter ihre Mauern, wo sie mit Furcht seinen Angrif erwarteten. Bey Nemea, wo sich die Sikyonier ihm entgegen stellten, und ein Treffen lieferten, jagte er sie in die Flucht, und errichtete eine Trophäe. Von Achaja aus, welche Landschaft mit den Athenienſern im Bündnisse stand, gieng er wieder mit seiner Mannschaft zu Schiffe, segelte an das gegen über gelegne feste Land, fuhr am Flusse Achelous herunter, landete wieder in Akarnanien, und durchstreifte das Land; er trieb hierauf die Oeneaden hinter ihre Mauern, plünderte und verwüstete ihr Land, und gieng nach diesen Unternehmungen nach Athen zurück, mit dem

Ruhme

Ruhme eines für die Feinde fürchterlichen, für seine Mitbürger aber behutsamen und thätigen Feldherrn. Denn seine Truppen hatten keinen, auch nicht einmal durch einen Zufall verursachten, Schaden erlitten.

Er that auch mit einer grossen herrlich ausgerüsteten Flotte einen Seezug nach Pontus, und gewährte den Griechischen Städten alle ihre Bitten, und viele Gefälligkeiten. Den angrenzenden barbarischen Völkern hingegen, und ihren Königen und Fürsten zeigte er die grosse Macht der Athenienser, ihre Furchtlosigkeit und Kühnheit, mit welcher sie allenthalben hinschiften, und die Oberherrschaft auf dem Meere behaupteten. Den Sinopensern ließ er unter den Befehlen des Lamachus dreyzehn Schiffe nebst Soldaten wider den Tyrannen Timesileus. Da dieser mit seinen Anhängern vertrieben war, verfertigte er eine öffentliche Erlaubniß, daß sechshundert freywillige Athenienser nach Sinope schiffen, und sich die Häuser und Aecker zueignen sollten, welche die Anhänger des Tyrannen besessen hatten, und also eine neue Colonie unter den Sinopensern gründen konnten.

In andern Sachen folgte er nicht den Einfällen der Athenienser, und ihrem Uebermuthe, der wegen ihrer Macht und grosser Glücks sie auf die Gedanken brachte, Aegypten zu erobern, und die Persischen Länder an der See anzugreifen. Viele waren auch schon von jener unglücklichen Begierde nach Sicilien eingenommen, welche nachher die Anhänger des Alcibiades wieder erweckten. Einige träumten gar von der Einnahme Hetruriens und Karthagos, und stärkten ihre Hofnungen mit der Macht ihrer damaligen Staatsverfassung, und dem glücklichen Laufe aller ihrer Unternehmungen.

Aber Perikles hielt dergleichen Ausschweifungen zurück, und unterdrückte die weitläuftigen Entwürfe. Er wendete den größten Theil der damaligen Macht zur Befestigung und Versicherung der schon vorhandnen Besitzungen an, und hielt es schon für ein grosses Geschäft, die Lacedämonier in Schranken zu halten, gegen die er am feindseligsten gesinnt war, wie er auf vielfache Art und besonders in dem so genannten heiligen Kriege zeigte. Nämlich die Lacedämonier waren mit Truppen nach Delphos gegangen, und hatten den Tempel, den die Phocenser besassen,

den

den Delphern eingeräumt: kaum waren sie weg, als Perikles mit Truppen dahin kam, und den Tempel wieder den Phocensern übergab. Und als die Lacedämonier das Vorrecht, welches sie von den Delphern erhalten hatten, das Orakel immer zuerst fragen zu dürfen, auf die Stirne des am grossen Altare stehenden ehernen Wolfes eingegraben hatten, so nahm er dieses Vorrecht für die Athenienser, und ließ es auf der rechten Seite eben dieses Wolfes eingraben.

Wie weise Perikles daran handelte, daß er die Macht der Athenienser in Griechenland behielt, bewiesen die folgenden Begebenheiten. Denn erstlich fielen die Euböer ab, wider welche er einen Feldzug unternehmen mußte. Bald darauf erhielt man Nachricht, daß die Megarenser die Waffen ergriffen, * und daß eine feindliche Armee unter der Anführung des Lacedämonischen Königs Plistonax an den Attischen Grenzen stünde. Perikles wandte sich also sogleich aus Euböa gegen das feindliche Heer in Attica. Er wagte

* ἐκπεπολεμωμένοι; in den andern, ausser der Reiskischen, Editionen steht ἐκπεπολεμημενοι, welches ganz falsch ist.

es zwar nicht, mit so zahlreichen und tapfern Feinden sich in ein Treffen einzulassen, aber da er bemerkte, daß der noch sehr junge König Plistonax vorzüglich den Rathschlägen des Kleandrides folgte, welchen auch die Ephoren als einen Rathgeber dem Könige, wegen seines Alters, an die Seite gesetzt hatten, so suchte er diesen insgeheim zu bestechen: er hatte ihn in kurzer Zeit durch Geld gewonnen, und beredet, die Peloponnesische Armee aus Attica abzuführen. Als die Armee das Attische Gebiet verlassen hatte, und in die umliegenden Städte aus einander gegangen war, so wurden die Lacedämonier darüber so aufgebracht, daß sie ihrem Könige eine so starke Geldstrafe auflegten, daß er sie nicht bezahlen konnte, und daher selbst Lacedämon verließ, den Kleandrides aber, welcher entwichen war, verdammten sie zum Tode. Dieß war der Vater des Gylippus, der die Athenienser in Sicilien schlug. Es scheint aber, als wenn die Geldgierde bey ihm eine angeborne Krankheit gewesen wäre, denn er wurde, wegen eben solcher schändlichen Verbrechen verdammt, Sparta zu verlassen; wovon in dem Leben des Lysanders umständlichere Nachricht gegeben worden.

In

In der Rechnung dieses Krieges setzte Perikles eine Ausgabe von zehn Talenten unter der Rubrik, für nothwendigen Aufwand, an, und das Volk ließ es gelten, ohne eine Erinnerung wegen dieser unbestimmten Ausgabe zu machen, oder darnach zu fragen. Einige, unter denen auch Theophrastus, der Philosoph, ist, erzehlen, daß Perikles jährlich zehn Talente nach Sparta geschickt habe, wodurch er die Vornehmsten gewonnen, und den Krieg von Attica abgehalten habe, nicht um den Frieden zu erkaufen, sondern die Zeit, in welcher er ungestört zu einem desto lebhaftern Kriege Zurüstungen machte.

Bald nach dem Abzuge der Lacedämonischen Armee aus Attica zog er gegen die abgefallenen Völker zu Felde. Er gieng mit funfzig Schiffen und fünftausend Mann nach Euböa über, und brachte die dasigen Städte zum Gehorsam. Aus Chalcis vertrieb er die so genannten Hippoboten, welches die reichsten und vornehmsten Einwohner waren; die Histiäer verjagte er insgesammt aus dem Lande, und schickte dafür Athenienſische Colonisten dahin: welche Härte daher kam, weil die Histiäer ein Athenienſisches Schif weggenommen und alle Mannschaft darauf umgebracht hatten.

Nach der Rückkunft des Perikles wurde zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern ein Waffenſtillſtand auf dreyßig Jahre geſchloſſen; worauf Perikles den Krieg wider Samos unternahm, unter der Urſache, daß die Samier nicht dem Antrage der Athenienſer gemäß den Krieg mit den Mileſiern aufgehoben hätten. Allein, da er dieſen Krieg wahrſcheinlicher weiſe der Aſpaſia zu gefallen unternahm, ſo iſt hier der gelegenſte Ort, zu zeigen, wie viel Kunſt und Gewalt über die Menſchen dieſes Frauenzimmer gehabt hat, welches nicht nur die erſten Männer des Staats regierte, ſondern auch den Philoſophen ſo viel Materie zum rühmlichen Andenken von ſich gab.

Sie war, nach einſtimmigen Berichten, von Geburt eine Mileſierin, eine Tochter des Axiochus. Sie ſoll eine gewiſſe Thargelia, eine der alten Jonierinnen, nachzuahmen, und die Gunſt der mächtigſten Menſchen ſich eigen zu machen, geſtrebt haben. Die Thargelia war von ſchöner Geſtalt, ſehr angenehm, und dabey klug, ſie hielt mit vielen Griechen vertraulichen Umgang, und brachte allen ihren Liebhabern eine Neigung für den König in Perſien bey, wodurch ſie, da es die vor-

vornehmsten und angesehensten Männer waren, die ersten guten Gesinnungen gegen die Perser ausbreitete. Aspasia hingegen wurde, wie man erzehlt, vom Perikles als ein staatskluges und weises Frauenzimmer verehrt. Auch Sokrates gieng zuweilen mit seinen Freunden zu ihr, und die Männer, die sie besuchten, brachten auch ihre Frauen mit, um ihre weisen Gespräche zu hören, ob sie gleich kein anständiges und rühmliches Gewerbe trieb, sondern junge buhlerische Mädchen unterhielt. Aeschines erzehlt, daß Lysikles, ein Schaafhändler, der nach dem Tode des Perikles mit der Aspasia in Umgang kam, aus einem von Natur ungeschickten und niederträchtigen Menschen, einer der vornehmsten unter den Athenienfern geworden sey. In des Plato Gespräche, Menexenus, findet man, obgleich der Anfang scherzhaft ist, so viel sichre Nachricht von ihr, daß sie in dem Rufe stand, wegen der Kunst ihrer Beredtsamkeit von vielen Athenienfern besucht zu werden.

Aber die Liebe des Perikles gegen die Aspasia scheint doch eine wärmere Zuneigung gewesen zu seyn. Denn er hatte eine Anverwandtin zur Frau, die vorher den Hypponikus gehabt hatte, und die

Mutter

Mutter des reichen Kallias war. Perikles zeugte mit ihr den Xanthippus und Paralus, aber ihre Ehe war nicht vergnügt, und er überließ sie, mit ihrem Willen, einem andern, und heyrathete die Aspasia, die er zärtlich liebte. Denn er soll niemals ausgegangen, oder wieder zurückgekommen seyn, ohne sie umarmt und geküßt zu haben. In den Komödien nannte man sie die neue Omphale, und Dejanira, und auch Juno. Kratinus scheute sich nicht, sie offenbar eine Buhlerin zu nennen: — „Sie gebar, sagt er an einem Orte, die Juno Aspasia, die unkeusche, unverschämte Buhlerin.„ — Man sagte auch, das Perikles einen natürlichen Sohn von ihr habe, deßwegen Eupolis in seiner Komödie Demi, ihn also redend eingeführt: — „Lebt denn mein Bastart noch?„ — und Myronides antwortet ihm: ‚Der wäre schon längst ein Mann geworden, wenn er sich nicht vor der Schande der Buhlschaft fürchtete.„ —

Der Ruf der Aspasia soll so ausgebreitet und groß geworden seyn, daß Cyrus, welcher mit dem Könige von Persien um den Thron Krieg führte, diejenige unter seinen Beyschläferinnen, die er am liebsten hatte, und welche Milto hieß, Aspa-

sia

sia nannte. Sie war aus Phocis gebürtig, eine Tochter des Hermotimus, und wurde nach der Schlacht, in welcher Cyrus blieb, zum Persischen Könige gebracht, bey dem sie sehr viel gegolten hat. — Diese Nachrichten fielen mir, bey Verfertigung dieser Lebensbeschreibung, ein, und ich hielt es für ungerecht, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Man giebt vor, daß Perikles den Krieg wider die Samier wegen der Milesier auf Bitte der Aspasia beschlossen habe. Diese beyden Völkerschaften führten wegen der Stadt Priene mit einander Krieg. Die Samier behielten die Oberhand, und wollten den Athenienſern nicht Folge leisten, welche ihnen befahlen, die Waffen niederzulegen, und ihre Streitigkeit mit den Milesiern durch die Athenienser gerichtlich entscheiden zu lassen. Perikles segelte daher nach Samos, und hob die dasige aristokratische Regierung auf, er nahm funfzig der Vornehmsten, und eben so viele Kinder zu Geisseln, und schickte sie nach Lemnos. Einige erzehlen, jeder von den Geisseln habe ihm ein Talent für sich, und diejenigen, welche keine demokratische Regierung hätten haben wollen, noch vielmehr angeboten: auch soll der Perser

Pis-

Pissuthnes, welcher den Samiern wohlwollte, ihm tausend Goldstücke geschickt, und für die Stadt eine Fürbitte eingelegt haben. Aber Perikles nahm von allem dem nichts an, sondern blieb bey seinem Entschlusse gegen die Samier, und kehrte nach der Errichtung einer demokratischen Regierung zu Samos, nach Athen zurück.

Die Samier empörten sich bald darauf wieder, nachdem Pissuthnes den Geisseln ihre Freyheit verschaft hatte, und rüsteten sich zum Kriege. Perikles schifte zum zweyten male wider sie ab: sie erwarteten ihn bewafnet und unerschrocken, in der Absicht, ihm das Meer streitig zu machen. Es erfolgte bey der Insel Tragiä eine harte Schlacht, in welcher Perikles mit vier und vierzig Schiffen über die feindlichen siebzig Schiffe, davon zwanzig Kriegsschiffe waren, einen herrlichen Sieg davon trug.

Er verfolgte seinen Sieg, machte sich im Nachjagen der Feinde Meister vom Hafen, und belagerte die Stadt. Die Samier wagten dennoch in einem kühnen Ausfalle ein Treffen unter ihren Mauern. Es kam darauf noch eine andre grössere Flotte von Athen, und die Samier wurden völlig eingeschlossen, worauf Perikles mit sechzig

Kriegs-

Kriegsschiffen weiter in die See gieng, entweder, den Nachrichten der meisten Schriftsteller zufolge, den Phönicischen Schiffen, die den Samiern zu Hülfe kommen wollten, entgegen zu gehn, und sich mit ihnen in der Ferne zu schlagen, oder, wie Stesimbrotus sagt, Cypern anzugreifen, welches jedoch nicht wahrscheinlich ist. Er mag aber was er wolle für eine Absicht gehabt haben, so begieng er einen Fehler. Denn als er weggesegelt war, beredte Melissus, ein Sohn des Ithagenes, ein Philosoph, der damals Feldherr der Samier war, sie zu einem Angriffe der Athenienser, weil er entweder die geringe Anzahl der Schiffe oder die Unerfahrenheit der Generale verachtete. Die Samier schlugen die Athenienser, nahmen viele gefangen, verdarben viele Schiffe, und nutzten ihre Freyheit zur See so gut, daß sie sich weit mehr Kriegsbedürfnisse anschaften, als sie vorher gehabt hatten. Aristoteles sagt, daß Perikles selbst vorher schon vom Melissus in einem Seetreffen sey geschlagen worden.

Die Samier übten an den gefangenen Athenienern das Vergeltungsrecht aus, und beschimpften sie durch eine in ihre Stirne eingebrannte Nachteule, denn die Athenienser hatten

den

den gefangenen Samiern eine Samäna eingebrannt. Samäna war ein Schif, dessen Vordertheil niedrig, das Mittel aber breiter war, so daß es leichter und behender auf der hohen See gebraucht werden konnte. Es hatte seinen Namen von Samos bekommen, weil dort zuerst dergleichen Schiffe von dem Tyrannen Polykrates waren erbaut worden. Auf diese Brandmale soll sich der Vers des Aristophanes beziehen: **O wie ist das Samische Volk so zeichnungsreich!** *

Sobald Perikles die Niederlage seiner Flotte erfuhr, eilte er ihr zu Hülfe. Er überwand den ihm entgegengestellten Melissus, und zog, nach der Flucht der Feinde, eine Schanze um die Stadt, denn er wollte lieber langsam und mit einem grössern Aufwande als mit Gefahr und Wunden seiner Mitbürger siegen, und die Stadt erobern. Da aber die Athenienser über dieses Zaudern unwillig wurden, und ihr Muth zu einem Angriffe schwer konnte zurück gehalten werden, so theilte er sein ganzes Heer in acht Haufen, und ließ sie losen.

* Ein Wortspiel. πολυγραμματος heißt einer, der viel Wissenschaft hat, sehr gelehrt ist, und auch einer, der mit vielen Zeichen oder Buchstaben bezeichnet ist.

Digitized by Google

losen. Derjenige Haufe, welcher eine weisse Bohne bekam, konnte feyern und lustig seyn, indem die andern die Kriegsdienste verrichteten. Daher soll es kommen, daß von dieser weissen Bohne her ein Festtag, den man lustig zubringt, ein weisser Tag genannt wird.

Ephorus erzehlt, daß Perikles bey dieser Belagerung gewisse Maschinen gebraucht habe, deren neue Erfindung er bewundert, und den Werkmeister derselben, Artemon, bey sich gehabt habe, welcher lahm gewesen, und sich zu den Werken der Belagerung in einer Sänfte habe müssen tragen lassen, deswegen er auch Periphoretus sey genannt worden. Aber Heraklides aus Pontus widerlegt dieses mit einigen Versen des Anakreons, in welchen Artemon Periphoretus vorkommt, der also lange Zeit vor dem Samischen Kriege und diesen Begebenheiten muß gelebt haben. Anakreon beschreibt diesen Artemon als einen weichlichen Mann, der furchtsam und erschrocken gewesen, die mehrste Zeit zu Hause zugebracht, und einen ehernen Schild von zwey Sklaven sich über dem Kopfe habe halten lassen, damit ihm nichts auf den Kopf fallen möchte; wenn er aber ausgehen müssen, so habe er sich in

einer hängenden Sänfte tragen lassen, und habe den Beynamen Periphoretus bekommen.

Im neunten Monate der Belagerung ergaben sich die Samier. Perikles ließ ihre Stadtmauren niederreissen, nahm ihnen ihre Schiffe, und foderte eine starke Contribution von ihnen, davon sie sogleich einen Theil bezahlten, das übrige auf einen gewissen Termin zu zahlen versprachen, und dafür Geisseln gaben. Duris, ein Samischer Schriftsteller, beschreibt noch viele Grausamkeiten, die die Athenienser und Perikles sollen begangen haben, davon aber weder Thucydides, noch Ephorus, noch Aristoteles etwas erwähnt. Es scheint nicht wahr zu seyn, wenn er erzehlt, daß Perikles die Schifshauptleute und Matrosen der Samier auf dem Marktplatz der Milesier hätte bringen, sie dort zehn Tage lang auf Bretter binden, und unter diesen Martern ihnen endlich mit hölzernen Werkzeugen die Köpfe abschlagen, und ihre Körper unbegraben liegen lassen. Allein Duris, welcher auch da, wo er kein Interesse hat, seine Erzehlung über die Grenzen der Wahrheit hinweg zu führen pflegt, scheint hier besonders das Unglück seines Vaterlandes zur Beschuldigung der Athenienser vergrössert zu haben.

Wie

Wie Perikles nach der Eroberung von Samos wieder nach Athen zurück gekommen war, ließ er den in diesem Kriege gebliebenen ein herrliches Leichenbegängniß halten, und wurde bey der von ihm selbst auf sie gehaltenen gewöhnlichen Trauerrede ungemein bewundert. Die Frauenzimmer empfiengen ihn, als er vom Rednerstuhle herabstieg, und behiengen ihn, wie einen siegenden Wettkämpfer, mit Kränzen und Bändern. Aber Elpinice trat ganz nahe zu ihm und sagte: „Perikles, ist das wohl der Bewundrung und Kränze werth, daß du uns so viele tapfre Männer verloren hast, und nicht in einem Kriege wider die Phönicier und Meder, wie mein Bruder Cimon gethan hat, sondern in der Zerstörung einer Stadt, die mit uns im Bündnisse und Verwandtschaft war.„ Perikles hörte ihr ganz gelassen lächelnd zu, und antwortete ihr bloß mit jener Stelle des Archilochus. „Du bist zu alt um dich zu schmücken.„ —

Jon erzehlt, Perikles habe sich auf die Ueberwindung der Samier ausserordentlich viel eingebildet, und sie mit der Eroberung von Troja verglichen, Agamemnon habe in zehn Jahren eine barbarische Stadt erobert, er aber in neun Mo-

naten das vornehmste und mächtigste Volk unter den Joniern bezwungen. Indessen rühmte er sich nicht mit Unrecht, denn der Samische Krieg war wirklich zweifelhaft und gefährlich, wenn anders, wie Thucydides sagt, wenig daran gefehlt hat, daß Samos den Athenienſern die Herrschaft zur See entrissen hätte.

Schon war der Peloponnesische Krieg zu erwarten, als Perikles das Athenienſische Volk überredte, den Korcyräern, welche mit Korinth Krieg führten, Hülfe zu schicken, um sich dadurch diese zur See mächtige Insel, bey dem mit den Peloponnesiern bevorstehenden Kriege, ergeben zu machen. Das Volk beschloß, diese Hülfe zu schicken, und Perikles sendete den Lacedämonius, den Sohn des Cimons, bloß mit zehn Schiffen, gleichsam zum Spotte ab. Das Haus des Cimons stand mit den Lacedämoniern in grosser Freundschaft, die Absicht bey der Versendung des Lacedämonius war daher, ihn, wenn er auf seiner Unternehmung nichts grosses und merkwürdiges ausführte, einer Neigung für das Interesse der Lacedämonier zu beschuldigen; deswegen auch bekam er so wenig Schiffe mit, und wurde wider seinen Willen versendet. Ueberhaupt

haupt war Perikles den Söhnen des Cimons beständig ungünstig gesinnt, als welche auch nicht einmal einheimische, sondern fremde Namen hatten, denn der eine hieß Lacedämonius, der andre Thessalus, und der dritte Eleus, und sie waren insgesammt von einer arkadischen Frau gebohren.

Da Perikles wegen dieser zehn Schiffe viel Vorwürfe hören mußte, daß er denen, die Beystand hätten haben sollen, zu wenig gesandt, den Feinden aber einen Vorwand der Beschuldigung gegeben, so schickte er noch mehr andre Schiffe nach Korcyra ab, welche aber ankamen, da das Treffen schon vorbey war. Die Korinther beschwerten sich wegen der den Korcyräern geleisteten Hülfe über die Athenienser bey den Lacedämoniern; die Megarenser verbanden mit dieser Beschwerde eine andre, daß sie nämlich von allen Handelsplätzen und Häfen, wo die Athenienser nur etwas zu befehlen hätten, wider die allgemeinen Gerechtsame, und unter den Griechen errichteten Verträge, ausgeschlossen und abgehalten würden. Die Aegineten, welche auch glaubten von den Athenienſern unrecht behandelt und beeinträchtigt zu werden, brachten ihre Beschwerden in Lacedämon heimlich an, weil sie kei-

ne öffentliche Klage wider die Athenienser wagten.

Ueberdieses beschleunigte die Belagerung der Stadt Potidäa den Krieg, welche zwar eine Korinthische Colonie, aber den Athenienſern unterwürfig, und von ihnen abgefallen war. Indessen, da Lacedämonische Gesandten nach Athen kamen, und der Spartanische König Archidamus viele Beschwerden beyzulegen und die misvergnügten Bundesgenossen zu Frieden zu stellen suchte, so würde doch wohl nicht wegen der andern Ursachen der Krieg entstanden seyn, wenn die Athenienser das Decret wider die Megarenser hätten aufheben und sich mit ihnen versöhnen wollen. Weil Perikles sich dagegen am meisten setzte, und das Volk zur Fortsetzung der Feindseligkeit gegen Megara bewog, so hielt man ihn für die einzige Ursache dieses Krieges.

Man erzehlt, als die Lacedämonischen Gesandten dieserwegen nach Athen gekommen, und Perikles vorgestellt habe, es sey durch ein Gesetz verboten, eine Tafel mit einem öffentlichen Decrete wieder wegzunehmen, so habe Polyarces, einer von den Gesandten, geantwortet: **Gut, so nimm die Tafel nicht weg, sondern kehre nur die Tafel**

um

um: das verbietet doch kein Gesetz. Diese witzige Antwort gefiel zwar, aber Perikles gab deswegen nicht nach.

Es scheint auch, daß Perikles gegen die Megarenser einen Privathaß gehabt hat. Zur allgemeinen öffentlichen Anklage aber wider sie gab er an, daß sie das der Eleusinischen Ceres gewidmete Feld eingenommen hätten, und brachte es bey dem Volke zu Athen dahin, daß ein Herold an sie geschickt wurde, der auch nach Lacedämon gehn und dort über sie Beschwerde führen sollte. Die Anklage des Perikles war billig und ganz gelinde. Als aber der weggesandte Herold, Anthemokritus, umkam, und wie man glaubte, auf Veranstaltung der Megarenser, so brachte Charinus ein Decret wider sie zu Stande, daß zwischen beyden Städten eine unversöhnliche Feindschaft seyn solle, und daß jeder Megarenser, der das Attische Gebiet betreten würde, getödtet werden sollte: die Athenienſischen Feldherrn sollten zu ihrem gewöhnlichen Eydschwure noch den hinzuthun, daß sie jährlich zweymal in das Megarensische Gebiet einfallen wollten, und Anthemokritus solle bey dem thriasischen Thore, welches jetzo Dipylon heißt, begraben werden.

Die Megarenser leugneten, daß sie an des Anthemokritus Ermordung Schuld wären, und beschuldigten deswegen vielmehr den Perikles, und die Aspasia, wobey sie jene so bekannte und berühmte Stelle aus des Aristophanes Lustspiele, die Acharnenser, * anführten: — „Trunkne Jünglinge giengen nach Megara, und raubten da die berüchtigte Buhlerin Simätha: Die Megarenser, dadurch aufgebracht, raubten dafür der Aspasia zwey Buhlerinnen.„ —

Es ist schwer, den wahren Grund dieser Umstände anzugeben; daß aber das Decret wider die Megarenser nicht aufgehoben worden, davon geben alle den Perikles als die Ursache an. Allein verschiedene behaupten, er habe aus edlem Stolze und Vorsicht fürs gemeine Beste sich dagegen gesetzt, indem er den Antrag der Lacedämonier für einen Versuch, ob Athen nachgeben würde, und das Nachgeben der Athenienser für ein Bekenntniß ihrer Schwäche gehalten habe; andere, er habe aus Eigensinne und Ehrgeitze, die Athenienſische Macht zu zeigen, die Lacedämonische Zumuthung mit Verachtung verworfen.

Die

* Act. II. Scen. 5. Vergl. Gell. N. A. Libr. VI. c. 10.

Die schlechteste Ursache unter allen, die aber die meisten angeben, soll diese gewesen seyn. Der Bildhauer Phidias verfertigte die Statüe der Minerva, wie schon gemeldet worden. Als der Freund des Perikles, der am meisten bey ihm galt, hatte er eben deswegen heftige Neider, welche an ihm bey dem Volke einen Versuch machen wollten, wie es wohl eine Anklage des Perikles selbst aufnehmen würde. Sie überredeten einen gewissen Meno, einen Mitarbeiter des Phidias, daß er sich als ein Schutzflehender auf dem Markte hinsetzte, um sicher eine Anzeige und Anklage wider den Phidias vortragen zu können. Das Volk nahm den Menschen in Schutz: es wurde eine gerichtliche Untersuchung angestellt, aber der angegebene Diebstahl des Phidias wurde nicht dargethan. Denn Phidias hatte gleich anfänglich, nach dem Rathe des Perikles, das Gold an der Statüe der Minerva so gearbeitet und angebracht, daß es gänzlich wieder konnte abgenommen und abgewogen werden, welches auch Perikles die Ankläger damals thun hieß. Aber der Neid über den erlangten Ruhm drückte den Phidias, und vorzüglich deswegen, weil er in der auf dem Schilde der Minerva abgebildeten Amazo-

nen-Schlacht sein eignes Bild, in der Gestalt eines alten Kahlkopfs, der mit beyden Händen einen Stein empor hielt, und auch das herrlich getroffene Bild des Perikles, der mit einer Amazone stritt, angebracht hatte. Die Stellung der Hand des Perikles, so wie sie die Lanze vor das Gesicht hielt, war so künstlich gemacht, daß sie die von beyden Seiten hervorscheinende Aehnlichkeit zu verdecken schien. Phidias wurde ins Gefängniß gebracht, wo er an einer Krankheit starb, oder, wie einige melden, am Gifte, welches ihm seine Feinde, um den Perikles verläumden zu können, beybrachten. Der Ankläger Meno erhielt, auf dem Vortrage des Glyko, die Freyheit von allen öffentlichen Abgaben von dem Volke, und wurde noch besonders dem Schutze der Stadtrichter anbefohlen.

Um eben diese Zeit wurde Aspasia von dem Komödienschreiber Hermippus angeklagt, daß sie die öffentliche Religion beleidigte, und auch diejenigen freygebornen Frauenzimmer zu sich nehme, die mit dem Perikles verbotne Liebe pflegten. Und Diopithes brachte auch ein öffentliches Decret zu Stande, in welchem befohlen wurde, alle die anzugeben, welche die Religion lästerten, oder

von

von den Erscheinungen am Himmel Unterricht gäben, wodurch Perikles wegen des Anaxagoras in Verdacht gebracht werden sollte. Da das Volk dieses billigte, und den Verleumdungen geneigtes Gehör gab, so wurde durch des Drakontides Veranstaltung ein Decret vom Volke bestätigt, daß Perikles die Rechnungen der von ihm ausgegebnen Gelder den Prytanen übergeben sollte, und daß diese Rechnungen von bestimmten Richtern durch Urtheile am Altare in der Stadt sollten untersucht werden. Agnon ließ zwar dieses letztere aus dem Decrete weg, aber er verordnete darinnen, daß dieses Gericht von tausend fünfhundert Richtern sollte gehalten werden, und daß jedermann bey diesem Gerichte alle Anklagen wegen Diebstahls, Bestechungen, oder andern Unrechts, anbringen könnte.

Die Aspasia errettete Perikles von der Verdammung, wie Aeschines meldet, mit vielen Thränen und Bitten bey den Richtern. Für den Anaxagoras aber war er so besorgt, daß er ihn selbst aus der Stadt weg brachte. Weil er aber doch durch den Phidias das Volk unzufrieden gemacht hatte, und sich für gerichtliche Untersuchungen fürchtete, so entzündete er den schon unter der

Asche

Asche glimmenden Krieg, in der Hofnung, die Beschuldigungen zu zerstreuen, und den Neid zu demüthigen, weil Athen bey so wichtigen Angelegenheiten und Gefahren sich keinem andern als ihm, wegen seines Ansehns und seiner Macht, überließ. So werden die Ursachen angegeben, warum er nicht zugelassen, daß das Athenienssche Volk den Lacedämoniern ihr Begehren erfüllt habe: aber das wahre bey diesen Umständen ist nicht gewiß zu bestimmen.

Die Lacedämonier, welche einsahen, daß die Athenienser, wenn Perikles unterdrückt wäre, sich viel billiger würden finden lassen, liessen sie ersuchen, ihre Stadt von den unheiligen Menschen zu reinigen, die noch mit der Versündigung gegen die Götter bey dem Kyloniſchen Aufruhre befleckt wären, welche Beschuldigung eben den Perikles von seiner Mutter her traf, wie Thucydides erzehlt. * Allein dieser Versuch der Lacedämonischen

* Die Mutter des Perikles stammte vom Megakles ab, welcher sich an den in den Schutz der Minerva begebenen Mitverschwornen des Kylons vergangen hatte, wovon schon Plutarch in Solons Leben erzehlt hat. S. 1. Th. d. Uebers. S. 326. und ff.

schen Gesandten wirkte das Gegentheil. Anstatt daß Perikles dadurch hätte sollen in Verdacht und Verleumdung gerathen, bekam er nur desto mehr Zutrauen und Ansehn bey seinen Mitbürgern, als einer, den die Feinde am meisten haßten und fürchteten. Daher er auch, ehe noch Archidamus mit der Peloponnesischen Armee in Attica einfiel, sich öffentlich gegen das Volk erklärte, daß, wenn Archidamus der andern Besitzungen verwüsten, und die seinigen etwa, wegen des unter ihnen errichteten Gastrechts, oder um dadurch den Feinden Anlaß zur Verleumdung zu geben, verschonen würde, er alsdenn der Stadt seine Aecker und Besitzungen schenken wollte.

Die Lacedämonier brachen mit einem starken Heere und ihren Bundesgenossen unter Anführung ihres Königs Archidamus in Attica ein. Sie verwüsteten das Land, und rückten bis nach Acharnä, wo sie ein Lager bezogen, in der Meynung, daß die Athenienser dieses nicht leiden, sondern aus Wuth und Ehrgeitz sie angreifen würden. Aber Perikles hielt es für zu gefährlich, mit sechzigtausend gut bewafneten Peloponnesiern und Böotiern, denn so stark war die erste Armee, die den Einfall that, eine Schlacht, mit Gefahr

der

der Stadt Athen selbst, zu wagen. Er bemühte sich, diejenigen, welche aus Unwillen über die Begebenheiten eine Schlacht verlangten, zu besänftigen, indem er ihnen vorstellte, daß abgehauene Bäume bald wieder aufwüchsen, getödtete Menschen aber nicht sobald wieder zu ersetzen wären. Er ließ auch das Volk keine öffentliche Versammlung halten, weil er sich fürchtete, wider seinen Entschluß zur Schlacht genöthigt zu werden. So wie ein Schifshauptmann in der See, bey entstandnem Sturme, nachdem er alle gehörige Werkzeuge herbeygeschaft, und alles angeordnet hat, sich seiner Kunst bedient, und die Thränen und Bitten der zitternden und furchtsamen Schifsleute nicht achtet, so bediente sich Perikles, nachdem er die Thore der Stadt verschlossen, und allenthalben die gehörigen Wachen zur Sicherheit angeordnet hatte, seines eignen Verstandes, ohne das Schreyen und Murren der Bürger zu achten, ob ihm gleich viele von seinen Freunden mit Bitten anlagen, und viele von seinen Feinden sich über ihn beschwerten und ihm droheten. Viele sangen auf ihn Pasquille ab, und spotteten über ihn, als einen furchtsamen Feldherrn, der die Republik den Feinden Preis gäbe. Dieses that auch

Kleon,

Kleon, der schon damals durch den Haß wider den Perikles sich den Weg zur Gunst des Volks zu bahnen suchte, wie diese Verse des Hermippus bezeugen. — „Du König der Waldteufel, warum willst du denn nicht die Lanze tragen, sondern führst nur immer herrliche Reden vom Kriege, und versprichst den Geist des Teles zu zeigen? Aber wenn du die scharfe Spitze eines kleinen Degens gezuckt siehst, so zitterst und zagst du, so sehr dich auch der beissende Kleon angreift.„ *

Aber Perikles wurde durch alle dergleichen Dinge nicht irre gemacht, sondern ertrug den Schimpf und den Haß mit stiller Gelassenheit, und schickte eine Flotte von hundert Schiffen nach Peloponnes: er selbst aber blieb in der Stadt, und erhielt sie so lange unter der Herrschaft, bis die Peloponnesier abgezogen waren. Um sich die Gunst des Volks zu erwerben, welches immer noch über den Krieg unzufrieden war, ließ er zuweilen Geld austheilen, und gab den Athenien-

sern

* Ich folge in dieser dunkeln und verderbten Stelle der Lesearт des Dacier: κἀγχειριδίᾳ δ' ἀκονῆς σκληρᾶς Παραθηγομένης βρύχεις, κοπιᾷς.

fern auch neue Besitzungen: denn er verjagte alle Aegineten und theilte die Insel durchs Loos unter die Bürger von Athen. Die Zufälle, welche die Feinde erlitten, gaben auch einigen Trost. Denn die nach Peloponnes geschickte Flotte landete an den Küsten, und verwüstete viele Aecker, Flecken, und kleine Städte. Perikles selbst unternahm einen Einfall ins Megarensische Gebiet, und verheerte es gänzlich.

Es war höchst wahrscheinlich, daß die Lacedämonier, die zwar den Athenienſern vielen Schaden zufügten, aber auch wieder vielen Verlust zur See erlitten, den Krieg nicht so lange würden fortgesetzt haben, sondern, wie auch Perikles anfänglich versicherte, desselben bald würden müde geworden seyn, wenn nicht ein höheres Verhängniß die menschlichen Muthmassungen zunichte gemacht hätte. Denn es entstand eine verderbliche Pest, welche die junge und starke Mannschaft hinriß. Die Athenienſer wurden dabey nicht allein an ihrem Körper, sondern auch an ihrem Gemüthe krank, und ihre Erbitterung gegen den Perikles gieng so weit, daß sie, wie unsinnig gewordne Kranke ihren Arzt oder Vater, ihn öffentlich anzugreifen wagten. Sie wurden von seinen

Feinden

Feinden überredet, die Pest käme von der Menge des Landvolks her, welches sich jetzt in der Stadt zusammen gehäuft hätte, und in der Sommerhitze unter einander in engen dumpfigten Gebäuden sässe, und eine müßige träge Lebensart führen müßte, da es vorher in der reinen Luft munter gewesen wäre. Daran sey Perikles Schuld, der in diesem Kriege das Volk vom Lande in die Stadt zusammen gezogen hätte, und nun alle diese vielen Menschen zu nichts brauchte, sondern sie wie das Vieh eingeschlossen hielte, und sich einander anstecken liesse, ohne ihnen eine Verändrung oder Erfrischung zu gewähren.

Diesem Uebel abzuhelfen, und dem Feinde Schaden zu thun, schifte er auf hundert und funfzig Schiffen eine starke Anzahl Fußvolk und Reuterey ein, und wollte selbst mit ihnen absegeln, wodurch die Athenienser grosse Hofnung bekamen, und die Feinde vor einer so grossen Macht in nicht geringe Furcht geriethen. Aber, da schon die Mannschaft in den Schiffen war, und Perikles in sein Schif stieg, ereignete sich eine Sonnenfinsterniß, wobey es so sehr dunkel wurde, daß alle, wie vor einem Wunderzeichen, erschracken. Als Perikles gewahr wurde, daß der Steuermann

darüber so furchtsam und ängstlich that, hielt er ihm seinen Mantel vors Gesicht, bedeckte ihn damit und fragte: **Hältst du dieß für ein Unglück oder für ein Zeichen eines Unglücks?** Da der Steuermann mit Nein antwortete, so fuhr Perikles fort: **Was ist denn nun für ein Unterschied, als daß etwas gröſſres, als mein Mantel ist, die Finsterniß verursacht?** — Dergleichen Sachen werden in den Schulen der Philosophen erklärt.

Perikles verrichtete auf dieser Schiffahrt nichts, was seiner Zurüstung würdig gewesen wäre. Er belagerte die heilige Stadt Epidaurus, und hatte Hofnung, sie zu erobern, aber die Pest vereitelte seine Hofnung; denn sie grif nicht allein seine Truppen an, sondern auch alle, die sich ihnen nur einigermassen näherten. Nun wurden die Athenienser sehr unwillig über ihn. Er suchte sie zu trösten und zu besänftigen, allein er konnte ihre Wuth nicht stillen. Sie wurden nicht eher ruhig, bis sie zu einer Stimmensammlung über ihn geschritten waren, durch welche sie ihm seine Feldherrnstelle nahmen, und eine Geldstrafe auferlegten. Die die geringste Summe angeben, sagen, es wären ihm funfzehn Talente Strafe zuerkannt worden; die am meisten angeben, sagen funf-

funfzig Talente. Sein Ankläger bey dem Gerichte über ihn war, dem Idomeneus zufolge, Kleon, nach dem Theophrastus, Simmias, und, nach dem Heraklides aus Pontus, Lakratidas.

Die öffentliche Ruhe erlangte nun Perikles sehr bald; das Volk hatte, wie die Biene den Stachel, mit dem Stiche zugleich die Wuth fahren lassen. Aber seine häuslichen Umstände waren schlecht beschaffen, denn er hatte viele Anverwandten durch die Pest verloren, und war mit andern schon längst in Streitigkeiten. Xanthippus, der älteste seiner ehelichen Söhne, der von Natur verschwendrisch war, und dazu noch eine prachtliebende Gemahlin geheyrathet hatte, die Tochter des Isanders, und Enkelin des Epilykus, war über die genaue Oeconomie seines Vaters sehr unzufrieden, der ihm nur in kleinen Summen nach und nach Geld gab. Er borgte also bey einem Freunde Geld auf seines Vaters Namen. Da dieser es wiederforderte, so verklagte Perikles diesen Gläubiger vor Gericht. Darüber wurde der junge Xanthipp so aufgebracht, daß er seinen Vater verlästerte, und anfänglich seine Beschäftigungen zu Hause, und Unterredungen mit den Sophisten lächerlich machte.

Denn er erzehlte, als der Athlethe Epitimius aus Pharsalien aus Versehen in dem Wettspiele ein Pferd mit einem Wurfspiesse getroffen und getödtet hätte, so hätte sein Vater und Protagoras einen ganzen Tag damit zugebracht, daß sie untersucht hätten, ob der Wurfspieß, oder der, der ihn regiert, oder die, die das Wettspiel angeordnet, für die Ursache des Zufalls, im eigentlichsten Sinne, müßten gehalten werden. Ferner soll Xanthippus, nach dem Berichte des Stesimbrotus, auch seinen Vater bey dem Pöbel wegen eines Verdachts mit seiner Gemahlin verleumdet, und überhaupt eine unversöhnliche Feindschaft gegen seinen Vater bis an seinen Tod behalten haben. Xanthippus starb auch an der Pest. Perikles verlor um eben diese Zeit auch seine Schwester, und die mehrsten und zu seinen Staatsgeschäften nützlichsten Anverwandten und Freunde. Dennoch wurde er nicht muthlos, und verlor bey diesen Unglücksfällen nicht seine erhabne Denkungsart, und die Hoheit seiner Seele. Man sah ihn weder weinen, noch bey den Gräbern seiner Anverwandten eine zärtliche Traurigkeit zeigen, bis er endlich auch den noch übrigen seiner ehelichen Söhne, den Paralus, verlohr. Dieses machte

ihn

ihn niedergeschlagen, so sehr er sich auch bestrebte, die Standhaftigkeit seines Charakters und die Grösse seiner Seele zu behaupten. Als er seinem todten Sohne den Kranz aufsetzte, wurde er bey diesem Anblicke vom Schmerze überwunden; er brach in Klagen aus, und vergoß häufige Thränen, dergleichen er bisher niemals in seinem ganzen Leben gethan hatte.

Athen hatte indessen andre Feldherrn und Redner gebraucht, und eingesehn, daß niemand so viele Stärke und Würde zur Behauptung einer so grossen Herrschaft besäße, als er. Es entstand ein Verlangen nach dem Perikles, man berief ihn wieder auf den Rednerstuhl und zur Feldherrnstelle: aber er blieb, vom Schmerze niedergeschlagen, in seinem Hause, bis ihn Alcibiades und andre Freunde bewegten, wieder öffentlich zu erscheinen. Das Volk entschuldigte sich wegen der vorigen Undankbarkeit gegen ihn, und Perikles übernahm wieder die öffentlichen Geschäfte.

Er wurde zum Stadtrichter erwählt, und schlug vor, das Gesetz wegen der unehelichen Kinder, welches er selbst ehedem eingeführt hatte, abzuschaffen, damit sein Name und sein Geschlecht nicht gänzlich ohne Nachfolger bleiben müßte.

Mit diesem Gesetze hatte es folgende Beschaffenheit:

Perikles brachte, als sein Ansehn in der Republik aufs höchste gestiegen war, und er, wie schon gesagt, noch eheliche Kinder hatte, ein Gesetz zu Stande, daß nur diejenigen Athenienſische Bürger seyn sollten, deren Vater und Mutter Athenienſer gewesen wären. Als hernach der König von Aegypten dem Athenienſischen Volke vierzigtausend Scheffel Korn schenkte, und es nur unter die Bürger sollte vertheilt werden, so entstanden, wegen jenes Gesetzes, eine Menge von gerichtlichen Untersuchungen wider die Unehelichen, welche bisher waren übersehen worden, viele wurden auch durch Chicanen verleumdet. Beynahe fünftausend wurden überführt, und als Sklaven verkauft: die Anzahl derjenigen, welche ihr Bürgerrecht in Athen behaupteten, war vierzehntausend und vierzig. Ob es gleich etwas sonderbares war, daß ein Gesetz, das wider so viele für gültig war erkannt worden, von eben demjenigen, der es gegeben, wieder sollte aufgehoben werden, so bewegte doch das häusliche Unglück des Perikles, welches seinen Stolz und hohen Sinn genug gestraft zu haben schien, die

Athe-

Athenienser zum Mitleiden. Sie glaubten, da er vom höhern Verhängnisse litte, so bedürfe er der menschlichen Nachsicht, sie gestatteten, daß er seinen unehelichen Sohn in die Matricul der Athenienſischen Bürger, unter seinen eignen Namen, einzeichnen konnte. Dieß ist der, welcher in der Folge die Lacedämonier in einem Seetreffen schlug, und mit andern Generalen vom Athenienſischen Volke zum Tode verdammt wurde.

Perikles scheint auch damals von der Pest mit angegriffen worden zu seyn, ob es gleich keine so hinreissende Krankheit wie bey andern war, sondern vielmehr eine langsame und unter verschiednen Abwechslungen abmattende Auszehrung, die auch seinen Geist schwächte. Denn so erzehlt Theophrast in seiner Moral, wo er untersucht, ob der Charakter sich durch das Glück verändre, oder durch körperliche Leiden von der Tugend abweichen könne, daß Perikles, als er in seiner Krankheit von einem seiner Freunde sey besucht worden, demselben ein von Weibern ihm an den Hals gehenktes Arzneymittel gezeigt habe, um anzuzeigen, wie übel er sich befände, da er diese Thorheit mit sich vornehmen liesse.

Da er seinem Ende nahe war, kamen die vornehmsten Athenienser, und seine überbliebnen Freunde zu ihm, und fiengen, indem sie um sein Bette herumsassen, ein Gespräch über die Grösse seiner Tugend und seiner gehabten Herrschaft an, und rechneten seine Thaten, und die Menge seiner Trophäen her, denn er hatte als siegender Feldherr neun Trophäen errichtet. Sie glaubten während dieser Unterredung, daß er das alles nicht hörte, und schon Verstand und Sinnen verloren hätte. Aber er hatte alles genau bemerkt, und unterbrach sie mit diesen Worten: „Ich wundre mich, daß ihr bloß alles das erwähnt und rühmt, woran das Glück mit mir zugleich Theil hat, und was schon viele Feldherrn genossen haben; das schönste und größte aber erwähnt ihr nicht, daß meinetwegen kein Athenienser ein schwarzes Kleid hat anziehn dürfen.„

Dieser grosse Mann ist daher nicht allein wegen seiner Gelassenheit und Sanftmuth, welche er bey so mancherley Geschäften und den härtesten Verfolgungen beständig behauptete, sondern auch wegen seiner edlen Denkungsart bewundrungswürdig, da er es für das schönste und rühm-

rühmlichſte in ſeinem Leben hielt, daß er nichts von ſeiner groſſen Gewalt zur Befriedigung des Neides oder Zorns angewandt hatte, noch gegen irgend einen ſeiner Feinde unverſöhnlich geweſen war. Und ſein ſanfter Charakter, und bey der höchſten Gewalt reines, unbeflecktes Leben, ſchien allein noch jenen Zunamen des Stolzes und der Frechheit, den Zunamen des Olympiers, den er bekam, vom Neide zu befreyen, und ſogar zu einem würdigen Namen zu machen, da wir die Götter, die wir eben ſo nennen, bey der höchſten Regierung aller Dinge für die Urſache des Guten halten, aber für keine Urſachen des Böſen. Nicht, wie die Dichter, welche uns durch ungereimte Vorſtellungen irre machen, und ſich doch ſelbſt durch ihre eigne Gedichte widerlegen, indem ſie die Wohnung der Götter als einen ſichern und unbeweglichen Sitz ſchildern, den weder Winde noch Wolken beunruhigen, der von einer ſanften Luft, und einem beſtändig reinem Lichte, ohne Abwechslung, erheitert iſt, wie der Aufenthalt für das Selige und Unſterbliche ſeyn muß; und gleichwol die Götter ſelbſt ſo beſchreiben, daß ſie voller Unruhe, Streitigkeiten, Zorn, und ſolcher Leidenſchaften ſind,

die nicht einmal verständigen Menschen anständig sind. Doch dieses gehört in eine andre Schrift, als die gegenwärtige ist.

Die Umstände nach dem Tode des Perikles machten seinen Verlust den Athenienſern sehr bald empfindlich, und die Sehnsucht nach ihm merkbar. Diejenigen, welchen bey seinem Leben sein Ansehn als eine Verdunklung ihrer selbst unerträglich geschienen hatte, und, da er hinweg war, andre Redner und Anführer brauchten, gestanden ein, daß niemand beym Stolze mehr Mäßigung, und bey der Sanftmuth mehr Würde gezeigt hätte. Jene so beneidete Gewalt des Perikles, die man vordem eine Monarchie und Tyranney genannt hatte, wurde nun als eine für den Staat wohlthätige Vormauer betrachtet. Eine so groſse Verderbniß und so manigfaltige Bosheiten zeigten sich nun in dem Staate, welche Perikles durch Schwächung und Unterdrückung nicht hatte aufkommen lassen, und verhindert hatte, daß sie nicht durch gewonnene Gewalt ein unheilbares Uebel wurden.

Fabius

Fabius Maximus.

Nach dieser Beschreibung der merkwürdigsten Begebenheiten des Perikles, so viel davon bis auf unsre Zeiten gekommen ist, wollen wir zur Geschichte des Fabius übergehen.

Herkules soll mit einer Nymphe, oder mit einer inländischen Frau, am Tiberflusse, den Fabius, den Stifter des zahlreichen und zu Rom sehr berühmten Geschlechts der Fabier, gezeugt haben. Nach einiger Erzehlungen haben die ersten von dieser Familie von ihrer Beschäftigung her, das Wild in Gruben zu fangen, den Namen **Fodier** bekommen; denn die Gruben heissen bis jetzt noch im Lateinischen fossae, und fodere graben: in den folgenden Zeiten sollen sie, mit Veränderung zweyer Buchstaben, **Fabier** seyn genannt worden.

Dieses Haus hat viele grosse Männer hervorgebracht, unter denen Rullus der größte war, der daher auch den Zunamen **Maximus** von den Römern

mern bekam, und von diesem stammte derjenige Fabius Maximus, dessen Leben wir beschreiben, im vierten Grade ab. Er hatte auch einen Zunamen von seinem Körper her bekommen: er wurde wegen einer kleinen Warze auf der Lippe Verrucosus genannt; und wegen seines sanften und trägen Naturells in seiner Jugend nannte man ihn ouicula, Schäfchen. Sein stilles Wesen, sein fast beständiges Schweigen, seine Schüchternheit bey Lustbarkeiten mit andern Kindern, und sein zum Lernen schwerer Kopf, hatten, nebst der biegsamen Folgsamkeit gegen seine Spielgesellen, bey denen, die ihn nur obenhin betrachteten, die Muthmassung erweckt, daß er einfältig und blödsinnig wäre. Wenige erkannten in ihm die verborgne Standhaftigkeit, seinen hohen Geist, und sein Löwenherz.

Sobald er in der folgenden Zeit durch öffentliche Geschäfte erweckt wurde, bewieß er, daß das, was viele für Trägheit hielten, unbewegliche Gelassenheit, und das, was man Blödsinn nannte, behutsame Bedächtigkeit war. Seine Art, durch nichts zur Hitze und Schnelligkeit bewegt zu werden, wurde nunmehr eine in allen Dingen unveränderliche Standhaftigkeit. Indem

dem er die Grösse der Staatsverwaltung, und die Menge der römischen Kriege betrachtete, übte er die angebornen Waffen seines Körpers zum Kriege, und seine Beredtsamkeit, das Werkzeug der Regierung des Volks, bildete er so, wie sie sich zu seinem Charakter am besten schickte. Sie war ohne Putz, ohne jene leere auf den öffentlichen Rednerstühlen gewöhnliche Grazie, sie hatte aber einen ganz eignen Geist, und einen gründlichen, mit Sentiments erfüllten Nachdruck, weswegen auch seine Reden mit des Thucydides seinen verglichen wurden. Man hat noch eine Rede von ihm, welche er öffentlich auf den Tod seines Sohns, der schon Consul gewesen war, gehalten hat.

In dem ersten seiner fünf Consulate, die er bekleidet hat, hielt er einen Triumph über die Ligurier. Er hatte sie in einer Schlacht überwunden, viele getödtet, und sie in die Alpen zurückgetrieben; sie hörten von dieser Zeit an auf, die angrenzenden Gegenden von Italien anzugreifen und zu verwüsten.

Einige Zeit hernach fiel Annibal in Italien ein, gewann die erste Schlacht am Flusse Trebia,*

* Vergl. Liv. Libr. XXI. cap. 52. sequ.

zog durch Hetrurien, welches er ganz verheerte, und erregte eine schreckliche Bestürzung und Furcht in Rom. Es ereigneten sich einige theils bey den Römern gewöhnliche Wunderzeichen mit Donnern und Blitzen, theils einige ganz ungewöhnliche und sonderbare. Man erzehlte, daß viele Schilde Blut geschwitzt hätten, und daß bey Antium einige blutige Aehren geerndtet worden, daß aus der Luft feurige und glühende Steine herabgefallen, daß der Himmel über Phalerii zerrissen geschienen hätte, und daß viel Zettel heruntergefallen und herumgestreut worden wären, auf deren einem die Worte gestanden hätten: **Mars schwingt sein Schwerdt.**

Den Consul Cajus Flaminius betäubte nichts von allen diesen Dingen. Er war von Natur muthig und ehrgeitzig, und durch grosse Glücksfälle, die er vorher wider Vermuthen gehabt hatte, stolz gemacht. Er hatte, da er schon vom Senate zurückberufen war, mit Widerspruch seines Nebengenerals, eine Schlacht mit den Galliern gewagt, und sie geschlagen.

Aber auch Fabius wurde durch diese Wunderzeichen, die so viele in Bestürzung versetzten, nicht gerührt; er hielt sie für ungereimt. Da er die

geringe

geringe Anzahl der Carthaginensischen Armee, und ihren Mangel am Gelde erfuhr, so gab er den Römern den Rath, sie sollten den Krieg in die Länge spielen, und nicht mit einem Generale sich in ein Treffen einlassen, der eine eben dazu durch viele Gefechte abgerichtete Armee unter seinen Befehlen hätte: sie sollten vielmehr ihren Bundsgenossen Hülfe senden, die Städte im Gehorsam erhalten, die Armee des Annibals aber, wie eine Flamme, die nur eine schwache Nahrung hätte, sich selbst verzehren lassen.

Aber Flaminius wurde durch diese Vorstellungen nicht gewonnen: er sagte, er würde nicht zugeben, daß der Krieg sich der Stadt Rom nähere, und er wolle nicht, wie ehedem Camillus, in der Stadt für die Stadt fechten. Er gab dem Obersten Befehl, die Armee ins Feld rücken zu lassen. Indem er selbst auf sein Pferd steigen wollte, wurde dasselbe, ohne eine anzugebende Ursache, scheu, und warf ihn ab. Gleichwol änderte er seinen Entschluß nicht, sondern gieng, wie er sich gleich anfänglich vorgenommen hatte, dem Annibal entgegen, und lieferte ihm am Thrasimenischen See, in Hetrurien, eine Schlacht.

Indem

Indem die Truppen mit einander zu schlagen anfiengen, entstand ein so grosses Erdbeben, daß verschiedne Städte verschüttet, viele Flüsse aus ihren Ufern gerissen wurden, und viele Berge von einander bersteten. Und doch bemerkten die fechtenden Truppen nichts von diesem erschrecklichen Erdbeben. Flaminius, der viel Tapferkeit und Herzhaftigkeit in dieser Schlacht bewies, blieb selbst, und mit ihm die tapfersten Männer. Die Römer wurden mit grossem Verluste geschlagen, auf funfzehntausend wurden niedergehauen, und eben so viele gefangen. Annibal ließ den Körper des Flaminius unter den gebliebenen suchen, um ihn wegen seiner Tapferkeit mit Ehrenbezeigungen zu begraben, allein man konnte ihn nicht finden, und wußte nicht, wo er hin gekommen war.

Von der beym Flusse Trebia erlittenen Niederlage hatte weder der Feldherr in seinem Berichte, noch der deswegen nach Rom geschickte Bote aufrichtige Nachricht ertheilt: man gab vor, der Sieg sey unentschieden und zweifelhaft gewesen. Aber nach der erhaltenen Nachricht von dieser Schlacht, berief der Prätor Pomponius das Volk zusammen, und sagte, ohne Umschweife, gerade heraus:

heraus: Römer, wir sind in einer grossen Schlacht geschlagen: unsere Armee ist verloren, und der Consul Flaminius umgekommen. Helft nun für eure Errettung und Sicherheit Rathschläge geben.

Dieser Vortrag beunruhigte, wie ein Sturmwind das Meer, die versammelte Menge Volks und die ganze Stadt: man konnte bey so grosser Bestürzung sich weder fassen noch Maasregeln angeben. Alle aber kamen auf den einstimmigen Entschluß, die gegenwärtigen Umstände erfoderten eine uneingeschränkte Oberherrschaft, welche sie Dictatur nennen, und man müsse einen Mann dazu erwählen, der diese Würde mit Unerschrockenheit und Tapferkeit verwaltete, ein solcher Mann sey der einzige Fabius Maximus, dessen Denkungsart und würdiger Charakter der so grossen Gewalt angemessen, und dessen Alter so beschaffen sey, daß die Stärke des Körpers mit der Klugheit des Geistes, und Muth mit Verstand sich verbunden fände.

Diesem Entschlusse zufolge wurde Fabius zum Dictator erwählt. Er bestellte den Lucius Minutius zum General über die Reuterey. Er war der erste Dictator, der sich vom Senate ausbat,

im Kriege sich eines Pferdes bedienen zu dürfen. Denn dieses war durch ein ausdrückliches altes Gesetz verboten, entweder weil man glaubte, die gröβte Stärke der Armee bestehe in dem Fuβvolke, und der Dictator müsse daher bey demselben bleiben, und es nie verlassen, oder weil dieses Amt eine so grosse und in allem übrigen unumschränkte Gewalt enthielte, so sollte der Dictator wenigstens in diesem einzigen Stücke zu erkennen geben, daß er das Volk nöthig hätte. Fabius, um gleich anfänglich die Gröβe und Hoheit seiner Gewalt zu zeigen, und die Bürger unterwürfiger und ergebner zu machen, ließ sich von vier und zwanzig Lictoren die Fasces vortragen; und als der eine Consul ihm entgegen kam, schickte er einen Lictor an ihn, mit Befehl, seine Lictoren abzudanken, und, mit Ablegung der Zeichen der Herrschaft, als ein Privatmann ihm entgegen zu kommen.

Hierauf machte er mit Beobachtung der Religionsgebräuche den schönsten Anfang seines Feldzugs, und lehrte das Volk, wie die Truppen wegen der vom vorigen Feldherrn bewiesenen Geringschätzung und Vernachläßigung der Religion, und nicht wegen Zaghaftigkeit der Soldaten, wä-

ren

ren geschlagen worden. Er vermahnte die Bürger, sich nicht vor den Feinden zu fürchten, sondern stärkte die Tapferkeit durch Religion, und benahm durch die Hofnung auf die Hülfe der Götter die Furcht vor den Feinden.

Es wurden auch damals die heiligen geheimen und den Römern oft nützlichen so genannten Sibyllinischen Bücher zu Rathe gezogen, und es sollen einige Orakel darinnen sich auf die damaligen Zufälle und Umstände bezogen haben; aber es durfte von dem, was man daraus erfuhr, nichts bekannt gemacht werden. Es that auch der Dictator in einer öffentlichen Versammlung des Volks das Gelübde, daß alle Frucht des Frühlings, welche die Ziegen, Schweine, Schaafe, Kühe, auf den Bergen, Feldern, Wiesen, und an den Flüssen von Italien, in dem damaligen Jahre tragen würden, den Göttern sollte geopfert werden; imgleichen, daß er auf grosse anzustellende Spiele dreyhundert und drey und dreyßig Sestertia, dreyhundert und drey und dreyßig Denarien, und ein Drittel eines Denars verwenden wolle. Diese Summe beträgt nach griechischem Gelde drey und achtzig tausend fünfhundert und drey

und achtzig Drachmen und zwey Obeln. * Es ist schwer, den Grund der so genauen Abtheilung dieser Summe anzugeben, wenn man nicht etwa dabey die Kraft der dritten Zahl annehmen will, welche von Natur eine vollkommne Zahl ist, die erste der ungleichen, der Anfang der Vielheit, und welche die ersten Unterschiede, und die Elemente aller Zahlen in sich schließt und verbindet.

Fabius hatte also die Gedanken des Volks auf die Götter gewendet, und dadurch freudigere Hofnungen auf die künftigen Vorfälle erweckt. Er selbst setzte alle Hofnungen des Sieges auf sich selbst, überzeugt, daß die Gottheit nur der Klugheit und der Tapferkeit Glück verleihe. Er rückte gegen den Annibal ins Feld, nicht in der Absicht, mit ihm zu schlagen, sondern dessen Macht durch die Zeit, dessen Geldmangel durch seinen Vorrath, und die verringerte Anzahl der Feinde, durch die Menge der Römischen Soldaten, nach und nach zu vernichten. Daher lagerte er sich immer auf bergigten Gegenden, um vor der feindlichen Reuterey sicher zu seyn. Wenn Annibal seine

* Fast 10448 Thaler. Livius geht im 10. Cap. des 22. B. in der Bestimmung dieser Summe vom Plutarch ab.

seine Armee ruhig stehen ließ, blieb er auch stille stehen; wenn jener sich in Bewegung setzte, zog er auf Anhöhen ihm an der Seite nach, und erschien nur zuweilen im Angesichte der Feinde, doch in solcher Entfernung, daß er nicht wider Willen zu einer Schlacht genöthigt werden konnte. Gleichwol erregte er durch sein Zaudern bey den Feinden die Furcht, er laure nur auf eine gute Gelegenheit zum Treffen.

Da er aber auf solche Art eine lange Zeit hinbrachte, wurde er von allen verachtet; selbst im Lager sprach man schlecht von ihm: auch die Feinde hielten ihn für einen furchtsamen und schlechten General. Der einzige Annibal sah seine Weisheit, und die Methode, wie er den Krieg zu führen beschlossen hatte, ein, und sann auf Mittel und Wege, wie er diesen General durch List oder Gewalt zu einer Schlacht bringen möchte. Er glaubte, daß sonst das Glück der Carthaginenser verloren sey, weil sie die Waffen, mit denen sie den Römern überlegen waren, nicht brauchen konnten, ihre Mannschaft und ihr Geld aber, worinnen die Römer sie übertrafen, unnützer Weise verzehrten. Er wandte also alle Kriegslisten, und die künstlichsten Ränke an, und suchte,

wie ein geschickter Fechter, einen Streich anzubringen. Bald drang er auf ihn los, bald beunruhigte er ihn, bald zog er an andre Oerter, um den Fabius von den zu seiner Sicherheit genommenen Maasregeln abzuziehen.

Aber dieser blieb bey seinem Entschlusse, von dessen Nutzen er überzeugt war, standhaft und unveränderlich. Inzwischen machte ihm sein General Minutius viel Beschwerlichkeit, welcher aus blinder Zuversicht zur Unzeit schlagen wollte, und die Soldaten selbst verführte, und sie mit einer rasenden Schlachtbegierde und leeren Hofnungen erfüllte. Sie verachteten und verspotteten den Fabius, und nannten ihn den Pädagogen * des Annibals, den Minutius hingegen hielten sie für einen grossen Mann, und Roms würdigsten General.

Dieses vermehrte den Stolz und die Kühnheit des Minutius. Er spottete über die immer auf den Anhöhen und Bergen genommenen Lager. „Der Dictator, sagte er, giebt uns immer einen schönen

* Im alten Sinne, da die Pädagogen Diener waren, und ihre Eleven von vornehmern Stande allenthalben hin begleiten, und ihnen nachfolgen mußten.

schönen Schauplatz, von welchem wir sehen können, wie Italien verwüstet wird, und in Flammen steht.„ Er fragte die Freunde des Fabius, ob denn dieser Feldherr auf der Erde alles für verloren hielte, und seine Armee in den Himmel zu erheben gedächte, oder ob er in Wolken und Nebel verhüllt den Feinden entgehen wollte? Die Freunde des Fabius benachrichtigten ihn von diesen Reden, und ermahnten ihn, auch mit Gefahr sich von diesen unrühmlichen Vorwürfen zu befreyen. Aber Fabius antwortete darauf: „Ich würde feigherziger seyn, als ich jetzt nur scheine, wenn ich aus Furcht vor dergleichen Spott und Schmähungen meinen gefaßten Vorsatz fahren liesse. Die Furcht fürs Vaterland ist keine unrühmliche Furcht: aber die Bestürzung über Meynungen der Menschen, und deren Verläumdungen und Schmähungen würde einen Mann verrathen, der einer so grossen Herrschaft nicht würdig, sondern ein Sklave derjenigen wäre, die er beherrschen, und wenn sie üble Rathschläge fassen, im Zaume halten soll.„

Bald darauf begieng Annibal einen Fehler. Er wollte seine Armee weiter von des Fabius seiner wegführen, und sich in einer Gegend lagern, wo

er Proviant bekommen könnte. Er befahl daher seinen Wegweisern, gleich nach dem Abendessen ihn in die Gegend von Casinum zu führen. Diese verstunden ihn wegen seiner barbarischen Aussprache nicht recht, und führten sein Heer an die Grenzen von Campanien, in die Stadt Casilinum, durch welche der Fluß Lothronus, oder wie ihn auch die Römer nennen, Vulturnus, fließt. Diese Gegend ist größtentheils mit Bergen umgeben, und ein Thal erstreckt sich bis ans Meer, welches von dem überströmenden Flusse Sümpfe und tiefe Sandhaufen hat, und von einem ungestümen Gestade, wo man nicht anlanden kann, eingeschlossen wird.

Wie Annibal da hinein gezogen war, gieng Fabius, dem die Wege dieser Gegend bekannt waren, um ihn herum, und besetzte den Ausgang dieses Thals mit viertausend Mann: die übrige Armee stellte er auf die herumliegende Anhöhen, und die leichtbewafneten Truppen mußten den Hinterhaufen der Feinde angreifen, wodurch ihre ganze Armee in Unordnung kam, und auf achthundert Mann getödtet wurden.

Annibal, der den Fehler der Lage, und die Gefahr einsah, suchte sein Heer aus dieser Gegend heraus-

herauszuziehn. Er ließ die Wegweiser kreuzigen. Aber die Römer anzugreifen, und sich mit Gewalt durchzuschlagen, wagte er nicht, weil alle Anhöhen besetzt waren. Seine Truppen waren voller Angst und Unmuth, und hielten sich für so umringt, daß sie ohne Hofnung verloren wären. Hier ersann Annibal eine List, die Römer zu betrügen. Er ließ ungefähr zweytausend weggenommene Ochsen zusammenbringen, und jedem eine Fackel oder dürre Reiserbündel auf die Hörner binden, und des Nachts, auf ein gegebnes Zeichen, die brennbare Materien anzünden, und so die Ochsen auf die Anhöhen, in die engen Päße, und auf die feindlichen Wachen zu jagen. Indem dieses zubereitet wurde, wie er es befohlen hatte, zog er mit seiner Armee, in der Dunkelheit, stille fort. Die Ochsen liefen, so lange das Feuer klein war, und die Reiser brannten, so wie sie getrieben wurden, ruhig nach den Anhöhen. Die Hirten und Schäfer auf den Gebürgen sahen mit Verwundrung die Flammen auf den Hörnern, welches den Schein gab, als wenn eine Armee in Schlachtordnung mit vielen Fackeln anrückte. Als aber die Hörner der Ochsen bis auf die Wurzeln abgebrannt waren, und das Fleisch

anfieng zu brennen, so trieb sie der Schmerz unter einander, und sie zündeten sich, da sie die Köpfe um sich herumschlugen, einander selbst an, sie blieben nicht mehr in Ordnung und auf dem Wege, sondern rannten vor Schmerz und Wuth auf die Berge, und zündeten, da sie vom Kopfe bis auf den Schwanz brannten, vieles Gebüsche an, durch welches sie liefen. Für die Römer, die die Anhöhen besetzt hatten, war dieses ein schreckliches Schauspiel: denn die Flammen schienen Fackeln zu seyn, welche herzulaufende Menschen trügen. Sie geriethen in Unruhe und Furcht, in der Meynung, daß die Feinde von allen Orten her auf sie anrückten, und sie ganz einschliessen wollten. Daher getrauten sie sich nicht, ihre Posten zu behaupten, sondern liefen in das grosse Lager, und verliessen ihre Stationen. Darauf rückten die leichten Truppen des Annibals an, und nahmen die Anhöhen ein: das übrige Heer zog mit seiner vielen und reichen Beute ruhig nach.

Fabius wurde zwar noch in derselben Nacht die Kriegslist gewahr: denn es fielen ihm etliche herumschweifende Ochsen in die Hände: allein er furchte sich bey der Nacht vor einem Hinterhalte, und ließ daher seine Truppen im Lager unter den

Waffen

Waffen bleiben. Am Tage drauf verfolgte er den Nachtrupp der Feinde, wobey in den engen Päſſen häufige Scharmützel vorfielen, und eine groſſe Verwirrung entſtand, bis Annibal von ſeinem Vordertrupp die leichten Spaniſchen Truppen, die auf die Berge zu ſteigen geübt waren, hervorrücken ließ. Dieſe fielen auf die ſchwer bewafneten Römer ein, richteten eine ziemliche Niederlage unter ihnen an, und trieben den Fabius zurück.

Nun wurde er noch mehr getadelt und verachtet. Er hatte in kriegriſcher Kühnheit dem Annibal den Vorzug gelaſſen, und durch Klugheit und Einſicht ihn überwinden wollen: jetzt war er auch darinnen vom Annibal übertroffen, und mit Liſt hintergangen worden. Annibal, der noch mehr den Unwillen der Römer gegen ihn erregen wollte, ließ, als er an des Fabius Landgüter kam, alles andre herum verwüſten und verbrennen, aber dieſe Güter genau verſchonen, und ſtellte ſogar eine Wache dahin, damit dort kein Schaden geſchähe, und nichts weggenommen würde.

Als dieſe Nachricht nach Rom kam, wurde Fabius noch mehr geläſtert. Die Zunftmeiſter fien-

gen

gen an, wider ihn beym Volke ein Geschrey zu erheben. Am meisten redte und hetzte ein gewisser Metilius auf, welcher zwar keine Feindschaft wider den Fabius hatte, aber als ein Verwandter des Minutius, des Generals über die Reuterey, die Lästerungen des Fabius für Ehre und Ruhm des Minutius hielt. Und Fabius brachte auch durch den mit dem Annibal geschlossenen Vertrag, wegen der Auswechslung der Gefangnen den Senat, der diesen Vertrag mißbilligte, wider sich auf. Denn es war ausgemacht worden, daß Mann gegen Mann ausgewechselt werden sollte, und für jeden auf der andern Seite mehrern sollten zweyhundert und funfzig Drachmen bezahlt werden. Bey der Auswechslung fanden sich zweyhundert und vierzig Römer mehr als Charthaginenser gefangen. Der Senat zu Rom wollte das Geld zur Ranzion nicht schicken, und war unzufrieden, daß Fabius weder auf eine anständige, noch für die Republik nützliche Art Menschen aus der Gefangenschaft befreyt hätte, die aus Feigheit in die Hände der Feinde gerathen wären.

Fabius, wie er davon Nachricht bekam, ertrug den Unwillen seiner Mitbürger mit Gelassenheit. Da er aber kein Geld hatte, und doch weder dem

Anni-

Annibal sein Wort brechen, noch die Römischen Soldaten dem Feinde lassen wollte, so schickte er seinen Sohn nach Rom, mit Befehl, seine Güter zu verkaufen, und das Geld dafür sogleich zu ihm ins Lager zu bringen. Der junge Mann verkaufte die Güter gar bald, und brachte das Geld ins Lager, worauf Fabius die Ranzion dem Annibal schickte, und seine Gefangnen erhielt. Viele wollten ihm nachher das Geld wieder geben, aber er nahm es von keinem an, sondern schenkte es allen.

Einige Zeit darauf beriefen die Priester den Fabius nach Rom zu gewissen Opfern. Er übergab dem Minutius den Oberbefehl bey der Armee, und verbot ihm nicht allein als Dictator, sondern ermahnte und bat ihn auch, sich mit dem Feinde in kein Gefechte einzulassen. Aber dieser achtete darauf nicht, sondern fieng sogleich an, den Feind zu beunruhigen. Als er einstmals erfuhr, daß Annibal einen grossen Theil seiner Armee zum Fouragiren ausgeschickt hatte, so grif er den zurückgebliebenen Theil an, und trieb ihn in seine Verschanzung mit vielem Verluste. Man befürchtete im Carthaginensischen Lager einen Angrif auf das Lager selbst; allein, da Annibal sei-

ne

ne Truppen wieder ins Lager zusammen zog, so zog sich Minutius in guter Ordnung zurück. Dieser Vorfall erfüllte ihn mit unendlichem Stolze, und die Soldaten mit grosser Kühnheit.

Der Ruf vergrösserte diese Begebenheit zu Rom. Fabius aber sagte, wie er davon hörte: — „Er fürchte sich vor dem Glücke des Minutius.„ Hingegen das Volk lief voller Muth und Freude auf dem Markte zusammen, der Zunftmeister Metilius hielt eine öffentliche Rede, in welcher er den Minutius lobpreisete, den Fabius aber der Feigherzigkeit, eines unmännlichen Betragens, und sogar der Verrätherey gegen das Vaterland beschuldigte. Er fügte Vorwürfe gegen Männer vom ersten Range und Ansehn in Rom hinzu: — „Sie hätten den Krieg gleich im Anfange nach Italien gezogen, um das Volk sich unterwürfig zu machen, und daher sogleich die Stadt Rom der unumschränkten Herrschaft eines Einzigen übergeben, welcher nun zaudere, und dem Annibal festen Sitz in Italien und Zeit liesse, zur Behauptung Italiens neue Truppen aus Africa kommen zu lassen.„

Fabius erschien auf diese Rede, und vertheidigte sich nicht gegen diesen Zunftmeister, sondern

sagte:

sagte: „Die Opfer und die heiligen Gebräuche sollten so geschwind als möglich vollendet werden, damit er zur Armee abgehen könne, um den Minutius zu bestrafen, daß er sich wider das Verbot mit den Feinden in ein Gefecht eingelassen hätte.„ — Es entstand darüber ein grosser Tumult unter dem Volke: man glaubte, dem Minutius drohe Gefahr; denn ein Dictator hat das Recht, auch ohne gehaltnes Gericht ins Gefängniß führen und tödten zu lassen: und man vermuthete, der endlich einmal erregte Zorn des sonst so sanftmüthigen Fabius werde hart und unerbittlich seyn. Einige in der Menge schwiegen aus Furcht. Aber Metilius verließ sich auf die Sicherheit seines Amtes: denn das Amt eines Zunftmeisters oder Vorstehers des Volks behält seine Gewalt unverändert, wenn auch ein Dictator erwählt wird, obgleich alsdenn alle andre Gewalt der obrigkeitlichen Aemter aufhört. Er bat das Volk inständigst, den Minutius nicht Preis zu geben, und das an ihm geschehen zu lassen, was Manlius Torquatus gegen seinen Sohn gethan, dem er, weil er sich tapfer gehalten und gesiegt hatte, den Kopf hatte abschlagen lassen. Er schlug vor, dem Fabius die Oberherrschaft zu nehmen, und sie dem-

demjenigen aufzutragen, der sein Vaterland erretten wollte und könnte.

Das Volk wurde durch diese Vorstellungen sehr erbittert: gleichwol wagte es nicht, den Fabius, so sehr es ihn auch geringschätzte, zur Niederlegung seiner Dictatur zu zwingen. Es wurde der Entschluß gefaßt, daß Minutius bey der Armee gleiche Gewalt mit dem Dictator haben, und den Krieg eben so uneingeschränkt, wie dieser, führen sollte. Eine Sache, die vorher noch niemals in Rom geschehen war, bald hernach aber zum zweytenmale geschahe, da die Schlacht bey Cannä war verloren worden. Denn da wurde Marcus Junius Dictator bey der Armee, und Fabius Buteo Dictator in der Stadt, weil man wieder den Senat besetzen wollte, da so viele Senatoren in der Schlacht geblieben waren. Aber dieser Dictator dankte noch an eben dem Tage, an welchem er durch die Einsetzung neuer Mitglieder den Senat ergänzt hatte, seine Lictoren ab, entfernte sich von seinem Gefolge, und gieng in die Mitte des Volks, wo er, auf dem Markte, als ein Privatmann seine eignen Geschäfte besorgte.

Man

Man glaubte, Fabius werde durch die Erhebung des Minutius zu gleicher Herrschaft mit ihm, gedemüthigt und niedergeschlagen werden: aber man kannte den Mann nicht recht. Er hielt den Unverstand der Römer nicht für ein Unglück für sich. Er dachte wie der weise Diogenes, welcher jemanden, der ihm sagte: Diese Leute verspotten dich, zur Antwort gab: Aber ich werde nicht verspottet; weil er glaubte, daß nur diejenigen wirklich verspottet werden, welche dadurch gerührt und beunruhigt werden. Fabius ertrug die Begebenheit, die ihm wiederfuhr, ungerührt, und gelassen, und gab einen Beweis für die Philosophen, welche behaupten, daß ein weiser und rechtschaffener Mann weder verspottet noch verunehrt werden könne. Nur gieng ihm, wegen des gemeinen Bestens, die Unverständigkeit des Volks nahe, welches dem unsinnigen kriegrischen Ehrgeitze eines Mannes freyen Lauf ließ.

Aus Besorgniß, daß Minutius aus Eitelkeit und Stolz schwindlich werden, und ehe er ankäme, etwas unglückliches unternehmen möchte, begab sich Fabius, ohne es jemanden wissen zu lassen, aus Rom weg. Als er im Lager angekommen war, fand er den Minutius

nicht mehr erträglich, sondern so übermüthig, daß er wechselsweise mit ihm das oberste Commando der Armee haben wollte. Das gab er nicht zu, aber er theilte die Truppen mit ihm, weil es rathsamer schien, daß Minutius die Hälfte der Armee, als wechselsweise die ganze Armee commandirte. Er nahm also die erste und vierte Legion für sich, die zweyte und dritte gab er ihm, und so wurden auch die Hülfstruppen abgetheilt. Wie Minutius aber darüber prahlte, daß seinetwegen die höchste uneingeschränkte Oberherrschaft vermindert und erniedrigt worden wäre, so gab ihm Fabius eine Erinnerung: — „Wenn du verständig bist, so wirst du einsehn, daß du nicht mit dem Fabius, sondern mit dem Annibal zu streiten hast. Wenn du aber mit deinem Nebengeneral einen Wettstreit haben willst, so must du dich bemühen, daß derjenige, welcher geehrt und vorgezogen ist, nicht die Errettung und Beschützung seiner Mitbürger weniger zu beobachten scheine, als derjenige, welcher nachgesetzt und verunehrt worden ist.„ Minutius hielt das für Ironie eines alten Mannes. Er sonderte seine ihm zugeordneten Truppen ab, und lagerte sich an einem andern Orte für sich. Annibal wußte alles

was

was vorgieng, und ſuchte aus allem Vortheil zu ziehen.

Zwiſchen des Minutius und des Annibal Lager ſtand ein Hügel, der nicht ſchwer einzunehmen war, und der zur Beſchützung des Lagers und einer guten Stellung dienen konnte. Die Gegend da herum ſchien von weiten gleich und eben zu ſeyn, hatte aber einige kleine Gruben und Hölen. Annibal, der dieſen Hügel leicht in der Stille hätte einnehmen können, wollte es nicht thun, ſondern ließ ihn, daß er eine Gelegenheit zur Schlacht geben möchte, unbeſetzt. Sobald er aber gewahr wurde, daß ſich Fabius und Minutius von einander abgeſondert hatten, ſtellte er des Nachts in die Gruben und Hölen einige Mannſchaft, und mit Anbruch des Tages ſchickte er einen kleinen Trupp, welcher im Angeſichte der Römer den Hügel einnehmen ſollte, in der Abſicht, den Minutius dahin zu locken. Seine Abſicht erfolgte. Minutius ſchickte anfänglich die leichten Truppen, hierauf die Reuterey, zuletzt, da er ſahe, daß Annibal friſche Völker auf den Hügel zu Hülfe ſchickte, rückte er mit ſeinem ganzen Heere in Schlachtordnung dahin, grif die Feinde, die den Hügel beſetzt hatten, an, und lie-

ferte ein scharfes Treffen, in welchem der Sieg unentschieden blieb, bis Annibal den Minutius in die Falle gelockt hatte, dessen Völker sich im Rücken entblößt hatten. Jetzt gab Annibal das Zeichen zum allgemeinen Angriffe, welcher von vielen Orten zugleich mit solcher Hitze erfolgte, daß die hintersten Glieder der Römer niedergehauen wurden, und eine unbeschreibliche Unordnung und Schrecken unter die Römer kam. Minutius verlor selbst dabey seinen kühnen Muth, und wandte sich bald an den, bald an jenen Obersten in dem Heere, aber keiner wagte es, Stand zu halten, alle begaben sich auf eine sehr verderbliche Flucht, denn die schon siegenden Numidier liefen um den Wahlplatz herum, und tödteten die zerstreuten Römer.

Fabius wußte die Gefahr gar wohl, in der sich die so übel empfangnen Truppen befanden, und hatte wahrscheinlicher weise ihre Niederlage vorher vermuthet, und daher seine Völker beständig unter den Waffen stehen lassen. Er erfuhr was vorgieng auch nicht durch Boten, sondern sahe es von einer Warte auf dem Walle herab. Wie er gewahr wurde, daß die Armee umringt und in Unordnung gebracht war, und schon das Geschrey

der

der furchtsamen fliehenden ihm zu Ohren drang, schlug er an seine Seite, und sagte mit einem tiefen Seufzer zu den Umstehenden: „Ihr Götter, wie hat Minutius eher als ich vermuthet habe, und er selbst gewollt hat, sein Verderben beschleunigt.„ Er ließ hierauf in aller Eile die Fahnen vor das Heer bringen, und gab seinen Völkern Befehl, ihm zu folgen, und rief ihnen zu: „Laßt uns, Freunde, dem Marcus Minutius zu Hülfe eilen: er ist ein braver Mann, der sein Vaterland liebt. Wenn er aus zu grosser Begierde, die Feinde zu vertreiben, einen Fehler begangen hat, so wollen wir zu einer andern Zeit dran denken.„

Gleich mit dem ersten Angriffe auf dem Felde schlug und zerstreute Fabius die da herumschweifenden Numidier. Darauf wandte er sich gegen die Feinde, die den Römern in den Rücken gefallen waren, und ließ alles, was sich entgegen stellte, niederhauen: die andern, um nicht eben so, wie vorher die Römer, eingeschlossen zu werden, wichen zurück, und flohen. Wie Annibal sahe, daß sich die Sache so veränderte, und daß Fabius mit einer Stärke, die sein Alter übertraf, durch die fechtenden Schaaren hindurch zum Minutius auf den Hügel hin drang, hielt er mit dem Tref-

fen ein, ließ zum Abzuge blasen, und führte die Carthaginenser in sein Lager zurück, und die Römer giengen ebenfals gern in ihre Verschanzung zurück. Annibal soll im Rückzuge zu seinen Freunden vom Fabius im Scherze gesagt haben: — „Habe ichs euch nicht oft vorher gesagt, daß die Wolke, die sich da auf den Bergen niedergelassen hatte, einmal einen grossen Sturm und Regen ausgiessen werde?„

Fabius ließ nach der Schlacht die getödteten Feinde plündern, und sagte auf dem Rückwege nach dem Lager nicht ein einziges stolzes oder bittres Wort wider seinen Nebengeneral. Minutius hingegen hielt an sein versammeltes Heer folgende Rede: — „Kameraden, in wichtigen Dingen gar nichts zu versehen, das geht über die menschlichen Kräfte. Aber nach einem begangnen Fehler, denselben zur Lehre auf die Zukunft zu machen, ist die Pflicht eines braven und verständigen Mannes. Ich bekenne, daß ich mich über das Glück im Kleinen beklagen, im Grossen aber es rühmen muß. Denn was ich in so langer Zeit nicht gewußt habe, das haben mich wenige Stunden gelehrt: ich habe eingesehn, daß ich nicht fähig bin, über andre den Befehl zu führen, sondern

dern selbst einen Anführer nöthig habe, und daß ich mit demjenigen nicht um den Vorrang streiten muß, unter welchem zu stehn mir Ehre bringt. Der Dictator soll künftig in allem euer oberster Anführer seyn, aber jetzt will ichs noch einmal seyn, um ihm Dank abzustatten, und um der erste zu seyn, der sich ihm gehorsam und seinen Befehlen unterwürfig darstellt.„

Nach dieser Rede befahl er die Adler vorzutragen, ließ alle Truppen ihm folgen, und führte sie in das Lager des Fabius. Er zog gerade auf das Zelt des Feldherrn zu, worüber alles in Erstaunen und Verwunderung kam. Als Fabius heraustrat, legte Minutius die Fahnen ihm zu Füssen, und nannte ihn mit lauter Stimme seinen Vater: seine Soldaten nannten die Soldaten des Fabius ihre Patronen, ein Name, welchen die Freygelassenen ihren Herrn zu geben pflegen. Nach erfolgter Stille hielt Minutius folgende Rede: — „Dictator, du hast an dem heutigen Tage zwey Siege gewonnen, den einen gegen die Feinde durch Tapferkeit, den andern gegen deinen Nebengeneral durch Klugheit und Güte. Durch den einen Sieg hast du uns vom Verderben errettet, durch den andern hast du uns gelehrt,

daß es eben so schön und heilsam für uns ist, von dir überwunden zu seyn, als es uns schädlich ist, vom Annibal überwunden zu seyn. Ich nenne dich daher meinen gütigen Vater, weil ich keine ehrenvollere Benennung weiß, und ich von dir eine gröſsre Wohlthat als von meinem leiblichen Vater erhalten habe. Denn von dem bin ich nur allein geboren worden, von dir aber bin ich mit so vielen zugleich erhalten worden.„ Indem er dieses sagte, umarmte er den Fabius und küßte ihn. Eben das thaten die andern Soldaten, sie umarmten und küßten einander: das ganze Lager war voller Fröhlichkeit und Freudenthränen.

Fabius legte bald darauf seine Dictatur nieder, und es wurden wiederum Consuln erwählt. Die erstern befolgten den Kriegsplan, den Fabius gemacht hatte, vermieden eine ordentliche Schlacht gegen den Annibal, schickten den Bundesgenossen Hülfe, und verhinderten den Abfall derselben. Wie aber Terentius Varro Consul wurde, ein Mann von dunkler Geburt, und durch seine Frechheit und Schmeicheley gegen das Volk berüchtigt, so sahe man bald ein, daß dieser aus Unerfahrenheit und Kühnheit alles aufs Spiel setzen würde. Er schrie in den Versammlungen des Volks: —

„Der

„Der Krieg würde so lange dauern, als Rom Fabier zu Generalen haben würde, er selbst aber wolle an dem Tage, da er die Feinde sehen würde, sie auch schlagen.„

Unter solchen Reden brachte er eine so starke Armee zusammen, dergleichen die Römer noch niemals gegen irgend einen Feind gebraucht hatten. Es kamen acht und achtzigtausend Mann zusammen. Fabius und die andern Römer von Einsicht geriethen darüber in Furcht, weil sie keine Wiederherstellung für das Glück des Staats mehr hoffen konnten, wenn diese so zahlreiche junge Mannschaft sollte verloren gehn. Daher wandte sich Fabius an den andern Consul, den Paulus Aemilius, der schon viel Kriegserfahrung besaß, aber dem Volke nicht angenehm war, und sich auch scheute, weil er ehedem vom Volke zu einer Geldstrafe war verdammt worden; diesen ermahnte und ermunterte er, der Raserey des Varro sich zu widersetzen. Er stellte ihm vor, daß er mehr wider den Terentius Varro, als wider den Annibal fürs Vaterland zu streiten habe, denn Varro werde eilen eine Schlacht zu liefern, und die Stärke des Annibals verkennen, dieser aber werde gar wohl die Schwäche des Varro

kennen. „Mir, mein lieber Paulus, fuhr Fabius fort, sollte man billig mehr Glauben beymessen, als dem Terentius, wenn von Annibals Kriege die Rede ist, und ich behaupte, daß, wenn sich niemand mit ihm in diesem Jahre in eine Schlacht einläßt, er entweder verloren ist, wenn er in Italien bleibt, oder davon fliehen muß. Denn selbst jetzt, da er gesiegt zu haben, und die Oberhand zu behaupten scheint, ist niemand von seinen Freunden in Italien auf seine Seite getreten, und von dem mitgebrachten Heere hat er nicht den dritten Theil mehr übrig.„ — Darauf soll Paulus Aemilius geantwortet haben: „Für mich, mein lieber Fabius, ist es, in Betracht meiner Umstände, besser, durch die Schwerdter der Feinde, als noch einmal durch die Stimmen der Mitbürger zu fallen. Da nun unser Staat in die Lage gekommen ist, so will ich mich bestreben, daß ich vielmehr von dir, als von allen denen, die mich zum Gegentheile zwingen, für einen guten General gehalten werde.„ Mit diesem gefaßten Vorsatze gieng Paulus Aemilius zur Armee ab.

Terentius Varro drang ihm die Einrichtung ab, daß sie einen Tag um den andern das oberste

Com-

Commando führen wollten. Er lagerte sich dem Annibal gegen über, an dem Flusse Aufidus, bey Cannä. Gleich mit Anbruch des folgenden Tages gab er das Zeichen zum Angriffe, welches ein vor dem Zelte des Feldherrn ausgebreiteter Purpurrock ist.

Die Carthaginenser wurden anfänglich bestürzt, da sie die Kühnheit dieses Feldherrn und die Stärke der Armee erblickten, welche mehr als noch einmal so stark, wie sie, war. Annibal, nachdem er Befehl gegeben hatte, die Waffen zu ergreifen, ritt mit wenigen auf einen kleinen Hügel, und beobachtete da die Römer, die sich schon in Schlachtordnung gestellt hatten. Einer von seinen vornehmsten Begleitern, mit Namen Giskon sagte: Er verwundre sich über die Menge der Feinde. Annibal antwortete ihm mit finstrer Miene: Du weißt etwas nicht, was noch bewundrungswürdiger ist, als dieß Giskon fragte, was das wäre? — Daß niemand, sagte Annibal, unter allen den Leuten Giskon heißt. Dieser beissende Scherz erregte durch seine Ueberraschung ein allgemeines Gelächter. Er wurde bey der Rückkehr vom Hügel allen erzehlt, die Annibals Begleitern entgegen kamen, und das Lachen dar-

darüber verbreitete sich so sehr, daß die bey Annibal waren, sich gar nicht wieder fassen konnten. Die Carthaginenser bekamen, da sie dieses sahen, wieder Muth, und glaubten, dieses Gelächter käme von der Verachtung der Menge und der Stärke der Römer her, und ihr Feldherr scherze über die Gefahr.

In der Schlacht selbst gebrauchte Annibal Kriegslisten. Erstlich erwählte er eine solche Stellung, daß er den Wind im Rücken hatte, welcher damals wie ein heftiger Sturmwind sich erhob, und von den weiten sandigten Ebenen einen starken Staub zusammen wehte, den er über die Carthaginenser hinweg, den Römern ins Gesicht führte, die sich deswegen umwenden mußten, und in Unordnung geriethen.

Eine zweyte Kriegslist war seine Schlachtordnung. Seine tapfersten und besten Soldaten stellte er auf die beyden Flügel, in die Mitte aber die schlechtesten Truppen, und dieses Mittel stand den beyden Flügeln weit voran. Er gab dabey den Officiers Befehl, wenn die Römer das Mittel der Schlachtordnung würden zurückgetrieben haben, und indem sie es weiter verfolgten, eine Einbeugung in der Carthaginensischen Schlachtord-

ordnung entstehen würde, und die beyden Flügel vorständen, so sollten sie von beyden Flügeln eilfertig sich vorwärts herumwenden, die Feinde überflügeln, und von hinten zu einschliessen. Dieses scheint auch am meisten die nachherige grosse Niederlage verursacht zu haben. Denn als das Mittel der Carthaginensischen Schlachtordnung zurückwich, und die verfolgenden Römer sich nachzog, so veränderte die Schlachtordnung des Annibal ihre Stellung, und nahm die Gestalt eines halben Mondes an. Die Officiers der auserlesenen Truppen liessen diese theils rechts, theils links vorwärts sich wenden, und fielen dadurch den Römern in die Flanke und in den Rükken, so, daß fast alle, die sich vor dieser Umzinglung nicht gerettet hatten, von den Feinden niedergemacht wurden.

Es soll dabey auch den Römischen Rittern ein sonderbarer Vorfall begegnet seyn. Paulus Aemilius wurde von seinem Pferde, welches wahrscheinlicher weise verwundet worden war, abgeworfen. Die bey ihm befindlichen Ritter stiegen von ihren Pferden, um dem Consul zu Fusse Beystand zu leisten. Wie das die andern Ritter sahen, so hielten sie es für ein Zeichen einer allgemeinen

meinen gegebnen Order, sprangen alle von ihren Pferden, und fochten mit den Feinden zu Fusse. Annibal, da er dieß bemerkte, sagte: **Das ist mir lieber, als wenn man sie mir gebunden übergäbe.** Diesen Vorfall erzehlen nebst andern die Verfasser der ausführlichern Geschichten.

Einer der beyden Consuln, Terentius Varro, entfloh mit sehr wenigen zu Pferde nach Venusia. Aber Paulus Aemilius wurde währender hitziger und verwirrter Flucht mit so vielen Pfeilen verwundet, daß er am ganzen Körper voller Wunden und über das grosse Unglück der Römer in tiefster Betrübniß, sich auf einen Stein niedersetzte, und da den Tod von den Händen der Feinde erwartete. Sein Kopf und Gesicht war mit so vielem Blute besprützt, daß ihn fast niemand kannte, und selbst seine Freunde und Diener, ohne ihn zu kennen, vorbey giengen. Der einzige Cornelius Lentulus, ein junger Mann aus Patricischem Geschlechte, sah und erkannte ihn. Er sprang vom Pferde, führte es zu ihm, und bat ihn, sich desselben zu bedienen, und sich für seine Mitbürger zu erhalten, die jetzt mehr als jemals einen guten Anführer nöthig hätten. Aber Aemilius verweigerte diese Bitte, und nöthigte den

edlen

edlen Jüngling, wieder auf sein Pferd zu steigen, welches dieser mit Thränen that. Er richtete sich hernach auf, drückte dem Lentulus die Hand, und sagte zu ihm: — „Melde dem Fabius Maximus, und sey selbst Zeuge davon, daß ich seine Rathschläge bis ans Ende befolgt habe, und nichts von dem, was ich ihm versprochen, unterlassen habe, aber daß ich zuerst vom Varro, und dann vom Annibal überwunden worden bin.„ Nachdem Paulus Aemilius mit diesem Auftrage den Lentulus weggeschickt hatte, warf er sich selbst unter die Todten hin, wo er starb. Es sollen in dieser Schlacht funfzigtausend Römer geblieben und vier tausend gefangen worden seyn: nach der Schlacht sollen noch in den beyden Lägern der Consuln auf zehntausend in die Kriegsgefangenschaft gerathen seyn.

Nach diesem grossen Siege wurde Annibal von seinen Freunden ermahnt, seinem Glücke zu folgen, und im Nachjagen der Feinde mit den Flüchtigen zugleich in Rom einzudringen. In fünf Tagen nach dieser Schlacht könne er, sagte man, auf dem Capitolium speisen. Es ist schwer zu bestimmen, was für ein Gedanke ihn von diesem Vorsatze abhielt. Sein Zaudern und seine Bedenk-

denklichkeit darüber scheint das Werk eines ihm widerstreitenden Geistes oder Gottes zu seyn. Daher auch Barkas, ein Carthaginenser, im Unwillen zu ihm sagte: „Du verstehst zwar zu siegen, aber nicht den Sieg zu nutzen.„

Aber dieser Sieg hatte des Annibals Umstände ausserordentlich glücklich verändert. Vor dieser Schlacht hatte er keine Stadt, keinen Handelsplatz, keinen Hafen in Italien in seiner Bothmäßigkeit, er konnte kaum mit Mühe seinen Truppen und durch Plündern den nothwendigen Unterhalt verschaffen. Er hatte keine sichre Unterstützung zum Bestande des Krieges: er schweifte mit seiner Armee wie mit einer grossen Räuberbande herum, und zog von einem Orte zum andern. Nach der Schlacht machte er sich fast ganz Italien unterwürfig: denn die meisten und größten Völkerschaften ergaben sich ihm freywillig, und Capua, die größte und vorzüglichste Stadt nach Rom, trat auf seine Parthey.

Man sah nunmehro bey dem so grossen Unglücke nicht allein die Treue der Freunde, wie Euripides sagt, sondern auch die Weisheit des Feldherrn ein. Denn was man vorher Feigherzigkeit und Schläfrigkeit des Fabius genannt hatte,

das

das schien nach dieser Schlacht nicht bloß eine menschliche Klugheit, sondern ein übernatürlicher göttlicher Verstand zu seyn, der das zukünftige Schicksal so weit vorher gesehn habe, welches jetzt noch, da man es erlitten, unglaublich scheine. Daher nun auch Rom alle seine noch übrige Hofnungen auf den Fabius Maximus setzte, und zu der Weisheit dieses Mannes, wie zu einem Tempel und Altare, seine Zuflucht nahm. Und sie war auch die erste und vornehmste Ursache, daß die Stadt Rom erhalten, und nicht, wie im Gallischen Kriege, zerstört wurde. Denn er, welcher in den Zeiten, wo man keine Gefahr zu sehen glaubte, feig und mißtrauisch sich bezeigte, zeigte sich nun, da alles niedergeschlagen und voll unermeßlicher Betrübniß in eine unthätige Verwirrung versunken war, allein in der Stadt in einer ruhigen Stellung, und einer gesetzten Miene, und flößte mit freundlichen Ermunterungen Muth ein. Er vertrieb das weibliche Geheul, und die Haufen, die an öffentlichen Orten zum gemeinschaftlichen Klagen zusammen kamen. Er beredte auch den Senat, daß er eine Versammlung hielt, und ermunterte die obrigkeitlichen

Personen, welche alle auf ihn als ihren Schutz und ihren Beystand sahen.

Er stellte Soldaten an die Thore, diejenigen, welche entlaufen und die Stadt verlassen wollten, zurückzuhalten. Er bestimmte Zeit und Ort zur Trauer, durch eine Verordnung, daß jedermann dreyßig Tage in seinem Hause trauern konnte, nach dieser Zeit aber alle Trauer aufhören und die Stadt gereinigt werden sollte. Da das Fest der Ceres in eben diesen Tagen einfiel, so hielt man für rathsamer, die Opfer und den feyerlichen Aufzug dabey ganz auszusetzen, als das grosse Unglück der Stadt durch die geringe Anzahl und Betrübniß der dabey erscheinenden Bürger noch augenscheinlicher zu machen. Denn den Göttern sey die Feyer fröhlicher Menschen nur angenehm. Alles, was auch nur die Wahrsager zur Versöhnung der Götter, oder Abwendung unglücklicher Vorbedeutungen zu thun riethen, das wurde gethan. Pictor, ein Anverwandter des Fabius, wurde nach Delphos geschickt, dort ein Orakel zu holen. Von zweyen Vestalischen Jungfrauen, die der Hurerey überführt wurden, ließ man die eine, dem Gebrauche gemäß, lebendig begraben, die andre hatte sich selbst umgebracht.

Eine

Eine besondre Verwundrung verdient die Großmuth der Römer gegen den Consul Terentius Varro. Er kam von seiner Flucht, wie einer, der auf das schändlichste und unglücklichste sich betragen hatte, sehr niedergeschlagen und demüthig zurück. Es bewillkommete ihn aber der ganze Senat und das Volk vor dem Thore. Die ersten aus dem Senate, unter denen auch Fabius war, rühmten ihn, daß er, nach einer so grossen Niederlage, die Stadt Rom nicht für verloren gehalten hätte, sondern sich jetzt wieder an die Spitze des Staats stelle, die öffentlichen Angelegenheiten übernähme, und die Gesetze und die Bürger zu erhalten suche.

Als auch die Nachricht zu Rom einlief, daß sich Annibal nach der Schlacht auf die andre Seite Italiens gewandt habe, so schöpfte man neuen Muth. Man schickte neue Obersten und neue Feldherren wider ihn ab, unter denen Fabius Maximus, und Claudius Marcellus die vornehmsten waren, zwey Männer, die sich durch entgegengesetzte Charaktere gleich grosse Verehrung erwarben. Marcellus hatte, wie in seiner Lebensbeschreibung gezeigt worden ist, eine lebhafte, sich auszeichnende Thätigkeit, eine tapfre Faust und

den Geist jener Helden, welche Homer kampfliebende, streitbare * nennt. Er bewies sich in den vorfallenden Gefahren eben so kühn, als der kühne Annibal, und ließ sich mit ihm in die ersten besten Gefechte ein. Fabius hingegen blieb bey seinen erstern Grundsätzen, und hofte immerfort, wenn niemand mit dem Annibal sich in eine Schlacht einliesse, noch ihm dazu Gelegenheit gäbe, so würde er in diesem Kriege sich selbst schwächen, und seine Macht aufreiben, so wie Fechter, wenn sie ihre Kraft überspannen, und beständig anstrengen, am geschwindsten ihre Stärke verlieren. Daher pflegten auch die Römer, wie Posidonius erzehlt, den Fabius ihren Schild, und den Marcellus ihr Schwerdt zu nennen, und die durch des Fabius Behutsamkeit gemäßigte Hitze des Marcellus wurde ihre Errettung. Annibal, der diesem oft wie einem reissenden Flusse entgegen gieng, mußte ihm weichen, und schwächte seine Macht: von dem andern Feldherrn wurde er, wie von einem Flusse, der stille fließt, und allmählig das Ufer wegspült, unvermerkt geschwächt. Zuletzt

* φιλοπτολέμους, ἀγερώχους; Beynamen Homerischer Helden, die in der Iliade öfters vorkommen.

letzt kam er in solche Verlegenheit, daß er sich scheute, mit dem Marcellus zu fechten, und vor dem Fabius sich fürchtete, der nicht mit ihm fochte.

Mit diesen beyden Feldherrn hatte Annibal es die meiste Zeit dieses Krieges hindurch zu thun, denn sie wurden fast immer zu Prätoren, oder Proconsuln, oder Consuln erwählt, und führten das Heer an, und jeder von ihnen ist fünfmal Consul gewesen. Aber Marcellus kam doch in seinem fünften Consulate durch eine Kriegslist des Annibals, in die er gerieth, ums Leben. Fabius hingegen ließ sich durch allerley öftere Ränke und Versuche nicht hintergehen, ausser daß er ein einzigmal beynahe wäre angeführt worden.

Annibal schickte ihm erdichtete Briefe im Namen der vornehmsten von Megapont, welche ihm meldeten, daß sie die Stadt ihm übergeben wollten, wenn er mit seinen Truppen dahin käme, und diejenigen, die die Sache ausführen sollten, erwarteten seine Ankunft. Diese Briefe bewogen ihn, daß er sich entschloß, mit einem Theile seiner Armee in der Nacht dahin abzugehn. Da ihn aber die Wahrsager nichts gutes aus den mit den Vögeln angestellten Vorbedeutungen prophezeyeten, so änderte er seinen Vorsatz, und bald drauf

erfuhr er auch, daß diese Briefe vom Annibal waren untergeschoben worden, und er bey der Stadt in einem Hinterhalte auf ihn gelauert habe. Man kann diese Bewahrung wohl der Gnade der Götter zuschreiben.

Fabius hielt für gut, den Abfall der Städte in Italien und die Bewegungen der Bundesgenossen durch eine sanfte gelinde Begegnung zu hintertreiben, und nicht jeden Verdacht zu untersuchen, noch mit den verdächtigen hart zu verfahren. Man erzehlt, als er einstmals erfahren habe, daß ein Marse, der sich durch Tapferkeit und Abkunft unter den Truppen der Bundesgenossen auszeichnete, zu einigen im Lager vom Uebergehen zum Feinde geredet habe, so sey er nicht gegen diesen Menschen erzürnt worden, sondern habe zu ihm gesagt: — „Er gestehe, daß man ihn nicht nach Würden belohnt hätte, aber seine Officiers wären daran Schuld, welche mehr nach Gunst als nach Verdienst die Ehrenstellen ertheilten. Künftighin würde er aber selbst Schuld seyn, wenn er nicht, wenn er etwas begehre, ihm, dem Fabius, davon Nachricht gäbe.„ Er schenkte ihm hierauf ein abgerichtetes Streitpferd, und noch andre Sachen, wodurch der Marse der treu-

ste

ste und willigste Soldat wurde. Fabius hielt es für unschicklich, daß man Pferde und Jagdhunde durch Mühe, Angewöhnung, und Pflege mehr als durch Schläge abrichte, und ihre thierische Wildheit und Widerspenstigkeit vertriebe, hingegen, wenn man Menschen zu regieren habe, nicht vielmehr durch Freundlichkeit und Gelindigkeit sie zu bessern suche, sondern sich oft härter betrüge, als die Gärtner, die die wilden Feigen- Birn- und Oelbäume durch das Einpfropfen zu guten fruchttragenden Bäumen machten.

Die Officiers berichteten einstmals dem Fabius, daß ein gewisser Lucaner oft ausser dem Lager herumstreife, und seinen Posten verlasse. Er fragte, wie der Mensch sich sonst in andern Dingen betrüge? Sie bezeugten alle, daß er einer der tapfersten Soldaten sey, und erzehlten einige vorzügliche Proben seiner Herzhaftigkeit. Fabius forschte der Ursache seiner öftern Abwesenheit nach, und erfuhr, daß er in ein Mädchen verliebt war, und um dieses zu besuchen, mit vieler Gefahr fast täglich einen weiten Weg aus dem Lager gieng. Er schickte einige Soldaten ab, welche das Mädchen aufheben mußten, verbarg es in seinem Gezelte, und ließ darauf den Lucaner zu sich

kommen. — „Es ist mir wohl bekannt, sagte er, daß du wider das Römische Kriegsrecht oft die Nacht ausserhalb dem Lager zubringst; ich weiß aber auch, daß du sonst ein braver Soldat warst. Es soll dir dein Verbrechen in Betracht deines sonstigen guten Betragens vergeben seyn: aber aufs künftige will ich dich von jemanden bewachen lassen.„ Der Lucaner wurde bestürzt, Fabius aber ließ das Mädchen hervortreten, und übergab es ihm mit diesen Worten: — „Diese hier sagt für dich gut, daß du im Lager bleiben wirst. Du aber mußt nun in der That beweisen, daß du aus keiner schändlichen Ursache deinen Posten verlassen, und nur die Liebe zum Vorwande gebraucht hast.„

Die Stadt Tarent, welche durch Verrätherey in die Gewalt der Feinde gekommen war, nahm Fabius auf folgende Art wieder ein. Es war bey seiner Armee ein junger Mann aus Tarent, welcher von seiner Schwester zu Tarent sehr zärtlich geliebt wurde. In diese hatte sich ein gewisser Brutier, einer von denen, die die Besatzung der Stadt commandirten, verliebt. Dieß gab dem Tarentiner Hofnung, einen guten Anschlag auszuführen. Er gieng, mit Vorbewußt des Fabius,

bius, in die Stadt, und als ein Ueberläufer, zu seiner Schwester. Die ersten Täge vergiengen, ohne daß seine Schwester, welche glaubte, daß ihr Bruder nichts von ihrer Liebe wüßte, den Brutier zu sich kommen ließ. Darauf sagte der junge Mann zu seiner Schwester: — „Im Römischen Lager gieng ein starkes Gerücht, daß du mit einem der größten und vornehmsten Männer in Vertraulichkeit stündest. Wer ist er? Wenn er, so wie man sagt, ein Mann von Ansehn und gutem Rufe ist, so kömmt jetzt wenig drauf an, von welcher Nation er sey, da der Krieg allen Unterschied aufhebt. Im Nothfalle ist nichts schändlich, und es ist vielmehr ein Glück, wenn man zur Zeit, da das Recht nicht gilt, bey dem, der Gewalt hat, Freundschaft genießt.„ — Auf diese Vorstellung ließ das Mädchen den Brutier zu sich kommen, welcher mit dem Bruder Bekanntschaft machte. Dieser begünstigte die Leidenschaft des Liebhabers, und da er seine Schwester demselben geneigter und willfähriger machte, so erwarb er sich eine solche Treue der Verbindlichkeit, daß er ohne viele Mühe diesen verliebten Menschen durch die Hofnung grosser Geschenke, welche ihm Fabius machen würde, auf die Seite der Rö-

mer, und zu einer gedungenen Verrätherey brachte.

So erzehlen die meisten Schriftsteller die Sache: einige hingegen geben das Frauenzimmer, von welchem der Brutier verführt wurde, für keine Tarentinerin, sondern für eine geborne Brutierin aus: sie wäre, sagen sie, des Fabius Beyschläferin gewesen, und wie sie erfahren hätte, daß ihr Landsmann und Bekannter, Officier der Brutier wäre, so habe sie dem Fabius davon gesagt, und, durch eine Unterredung mit dem Brutier an den Mauern, denselben gewonnen.

Indem dieses vorgieng, suchte Fabius den Annibal mit List von Tarent wegzulocken. Er ließ daher den in Rhegium liegenden Truppen befehlen, ins Gebiet der Brutier einzufallen, und Caulon zu bestürmen. Es waren achttausend Mann, meistentheils Ueberläufer, und solche, welche Marcellus aus Sicilien, als schlechte, ehrlose Leute, dahin geschickt hatte, deren Verlust der Stadt Rom wenig Kummer machen konnte. Fabius hofte durch diese dem Annibal gleichsam vorgelegte Lockspeise, ihn von Tarent wegzuziehen; welches auch erfolgte. Denn Annibal zog mit seiner ganzen Macht sogleich diesen Truppen nach.

Die

Die Belagerung von Tarent, welche Fabius indessen angefangen, hatte schon sechs Tage gedauert, als der junge Tarentiner, der nebst seiner Schwester mit dem Brutier alles verabredet hatte, des Nachts zu dem Fabius kam, und ihm den genau besichtigten Ort zeigte, an welchem der Brutier seinen Posten haben, die Stadt übergeben und die Römer einnehmen wollte. Aber Fabius vollführte nicht bloß durch Verrätherey sein Vorhaben, sondern gieng zwar selbst mit einigen in der Stille an den bezeichneten Ort, ließ aber die übrige Armee die Stadt von der See- und Landseite her mit grossem Geschrey und Lermen stürmen. Die meisten von den Tarentinern liefen dahin, um die Römer von den Mauern wegzutreiben, indessen gab der Brutier dem Fabius das bestimmte Zeichen, welcher die Stadt mit Leitern erstieg und einnahm.

Hierbey scheint Fabius vom Ehrgeitze hingerissen worden zu seyn. Denn er ließ die vornehmsten Brutier umbringen, damit es nicht bekannt würde, daß er die Stadt durch Verrätherey erobert hätte. Allein diese Hofnung schlug fehl, und er bekam noch dazu den Vorwurf eines ungetreuen und grausamen Mannes. Es kamen

auch

auch viele Tarentiner um, und dreyßigtausend wurden als Sklaven verkauft. Die Stadt wurde von den Römischen Soldaten geplündert; in die gemeine Kasse kamen von der Beute dreytausend Talente. * Man erzehlt, daß bey dem Wegräumen aller Sachen der Schreiber des Fabius ihn gefragt, **was denn mit den Göttern zu Tarent geschehen solle?** unter welchen Namen er die Gemählde und Statüen der Götter verstand. Fabius habe ihm geantwortet: **Wir wollen den Tarentinern ihre erzürnten Götter lassen.** Er ließ bloß die colossalische Statüe des Herkules zu Tarent wegbringen, und sie im Capitolium nebst seiner daselbst stehenden Statüe zu Pferde stellen. Hierdurch zeigte er, daß er in dergleichen Dingen weit weniger verstand als Marcellus, und daß jener durch seine Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit weit mehr Bewundrung als er verdiente, wie in dem Leben des Marcellus umständlicher bemerkt worden ist.

Annibal war auf schnellen Rückmärschen nur noch vierzig Stadien von Tarent entfernt, als es erobert wurde. Er soll bey dieser Gelegenheit öffent-

* Auf 3 Millionen Thaler nach unserm Gelde. S. Liv. Libr. XXVII. cap. 16.

öffentlich gesagt haben: „So haben denn die Römer nun auch einen Annibal: und wir haben Tarent auf eben die Art verloren, wie wir es eingenommen hatten. In Privatunterredungen soll er auch damals zuerst das Urtheil von sich haben hören lassen: — „Er habe es schon längst für schwer gehalten, Italien mit der Macht, die er hätte, zu behaupten, nun halte er es gar für unmöglich.„

Fabius hielt nach der Einnahme von Tarent einen zweyten Triumph, der glänzender als der erste war. Er hatte wie ein geschickter Fechter mit dem Annibal gestritten, und dessen Unternehmungen wie Knoten und Handgriffe, die nicht mehr stark genug waren, verdorben. Ein Theil der Truppen Annibals war durch Reichthum und Schwelgerey weichlich geworden, der andre war durch die häufigen Scharmützel abgemattet und geschwächt.

Als Annibal Tarent einbekommen hatte, war ein gewisser Marcus Livius Commendant der Stadt gewesen. Er hatte sich mit seiner Besatzung aufs Schloß gezogen, und dasselbe so lange herzhaft vertheidigt, bis die Römer die Stadt wieder einnahmen. Dieser war über die Ehrenbezeigun-

zeigungen, welche Fabius erhielt, unzufrieden, und wurde vom Neide und Ehrsucht so sehr getrieben, daß er in der Versammlung des Senats sagte: „Er selbst und nicht Fabius sey die Ursache, daß Tarent wieder eingenommen worden wäre.„ — Fabius aber antwortete ihm lächelnd: **Du hast recht; denn wenn du die Stadt nicht verloren hättest, so hätte ich sie nicht wieder einnehmen können.„**

Unter den vielen glänzenden Ehrenbezeigungen, welche die Römer dem Fabius ertheilten, war auch die, daß sie seinen Sohn Fabius zum Consul erwählten. Als dieser junge Mann nach übernommener Regierung eben mit einigen Kriegsanstalten beschäftigt war, so wollte sein Vater, entweder aus Alter und Schwachheit, oder um seinen Sohn in Versuchung zu führen, durch die Schaar der Umstehenden zu ihm hin reiten, aber der junge Consul gab dieß nicht zu, sondern schickte einen Lictor an ihn, sobald er ihn von weiten gewahr wurde, und ließ seinem Vater befehlen, abzusteigen, und zu Fusse zu erscheinen, wenn er etwas mit dem Consul zu sprechen hätte. Die Umstehenden waren mit diesem Befehle unzufrieden, und sahen stillschweigend den alten Fabius,

als wenn ihm nicht würdig genug begegnet worden wäre, an. Aber der alte Mann sprang geschwind vom Pferde, eilte zu seinem Sohne, umarmte und küßte ihn: — „Du hast recht gethan, mein Sohn, sagte er zu ihm, und denkst wie sichs gehört, da du zu erkennen giebst, über was für Menschen du herrschest, und wie groß deine Herrschaft sey. Auf solche Art haben auch wir und unsre Vorfahren Roms Macht erhoben, da wir immer die Ehre des Vaterlandes der Ehre unsrer Aeltern und Kinder vorzogen.„

Es soll auch wirklich der Urgroßvater des Fabius, welcher in größter Ehre und Ansehn zu Rom stand, fünfmal Consul gewesen, und wegen der wichtigsten Kriege herrliche Triumphe gehalten hat, seinen Sohn, der Consul war, als Untergeneral in den Krieg begleitet haben, und demselben, als er auf einem vierspännigen Triumphwagen durch die Stadt seinen Aufzug hielt, unter den übrigen Begleitern zu Pferde nachgefolgt seyn, voller Freuden, daß er, als Herr seines Sohns, und selbst durch die Benennung der Römer, der größte unter ihnen, * den Gesetzen und der Regierung

* Maximus; welchen Zunamen er wegen seiner grossen

gierung seine Unterwürfigkeit bezeigen könne. Doch dieß war nur etwas geringes von denen Eigenschaften, wodurch sich jener Fabius bewundernswürdig machte.

Derjenige Fabius, dessen Leben wir beschreiben, hatte das Unglück, seinen Sohn durch den Tod zu verlieren, und er ertrug diesen Zufall, als weiser Mann und zärtlicher Vater, mit Gelassenheit. Er hielt die Lobrede, welche bey den Begräbnissen angesehener Männer von deren Verwandten pflegte gehalten zu werden, selbst auf seinen Sohn, auf dem Marktplatze, und gab sie hernach in Abschriften öffentlich heraus.

Indessen hatte Cornelius Scipio, welcher nach Spanien war gesandt worden, die Carthaginenser nach vielen Siegen aus Spanien vertrieben, viele Völkerschaften und grosse Städte der Herrschaft der Römer unterworfen, und viele herrliche Thaten verrichtet. Er erhielt bey seiner Rückkunft zu Rom so viele Gunst und Ehre, wie kein andrer General. Er wurde zum Consul gewählt. Weil er wußte, daß das Volk etwas grosses von ihm

grossen Verdienste, besonders um die innere Ruhe des Staats, erhalten, wovon auch schon Plutarch vorher Erwähnung gethan.

ihm verlangte und erwartete, und sich in Italien mit dem Annibal herumzuschlagen, ihm etwas gewöhnliches altes zu seyn schien, so kam er auf den Gedanken, selbst gegen Carthago und Africa eine Armee zu senden, und diese Länder zu verwüsten, um den Krieg aus Italien dahin zu ziehen. Er setzte alle seine Kräfte in Bewegung, um das Volk zu diesem Entschlusse zu bringen. Fabius hingegen machte dem Volke darüber allerhand furchtsame Gedanken, als würde es von einem unbedachtsamen jungen Manne zur äussersten und gröβten Gefahr verleitet: er sparte weder Worte noch Kunstgriffe, um die Bürger zu Rom von diesem Vorhaben abwendig zu machen. Bey dem Senate behielt er die Oberhand, aber bey dem Volke kam er in Verdacht, daß er aus Neid über das Glück des Scipio demselben sich widersetze, und daß er befürchte, wenn dieser etwas grosses und herrliches ausführte, und den Krieg entweder gänzlich endigte, oder doch aus Italien wegzöge, so möchte er für einen trägen und unthätigen General gehalten werden, da er in so langer Zeit ihn nicht geendigt hätte.

Es scheint, daß Fabius im Anfange wirklich aus grosser Behutsamkeit und Vorsicht dem Vor-

schlage des Scipio sich widersetzt habe, weil er ihn für gar zu gefährlich gehalten, hernach aber aus einem gewissen Ehrgeitze und aus Eifersucht die Vergrösserung des Scipio eifriger zu hindern gesucht habe. Denn er redte auch dem Crassus, dem Nebenconsul des Scipio, zu, daß er dem Scipio nicht sollte die Anführung der Armee lassen, und ihm nicht nachgeben, sondern, wenn er es für gut hielte, selbst nach Africa überschiffen sollte. Auch verhinderte er es, daß zu diesem Unternehmen kein Geld gegeben wurde. Scipio war genöthigt, sich selbst Geld zu verschaffen, und brachte es von den Hetruriſchen Städten zusammen, welche es ihm aus Privatfreundschaft vorstreckten. Crassus aber, der von Natur weder ehrgeitzig noch hitzig war, und den auch sein Amt, weil er Oberprieſter war, in Italien zu bleiben verband, verhielt sich ganz stille.

Fabius war auch auf eine andre Art dem Scipio hinderlich. Er brachte es dahin, daß die jungen Römer, welche den Feldzug unter dem Scipio mitmachen wollten, es nicht thun durften. Er schrie in allen Versammlungen des Senats und des Volks, Scipio liefe nicht allein selbst vor den Annibal, sondern er wolle auch die noch übri-

ge

ge Macht Italiens daraus entführen, er hintergehe die jungen Leute durch eitle Hofnungen, und berede sie, ihre Aeltern, Frauen, und die Stadt Rom zu verlassen, vor deren Thoren ein mächtiger, unüberwindlicher Feind stehe.

Durch solche Reden brachte er den Römern so viel Furcht bey, daß sie beschlossen, es solle Scipio nur die Truppen, die in Sicilien stünden, und von der Armee, die unter ihm in Spanien gedient, nur dreyhundert auserlesene, auf deren Treue er sich verliesse, zu seiner Unternehmung mitnehmen. In allen diesen Dingen scheint Fabius seine politischen Maasregeln seinem Charakter gemäß, der sehr furchtsam war, genommen zu haben.

Sobald Scipio nach Africa übergeschift war, kamen Nachrichten nach Rom, daß er bewundrungswürdige und wichtige Thaten verrichtet habe. Diese Nachrichten wurden bald darauf durch eine Menge von überschickter Beute bestätigt. Scipio hatte einen Numidischen König gefangen bekommen, zwey Läger zu einer Zeit erobert und verbrannt, und dabey eine Menge Ammunition und Pferde verdorben. Die Carthaginenser beriefen den Annibal aus Italien zu sich,

und lieſſen ihn bitten, ſeine eitlen Hofnungen auf Italien aufzugeben, und ihnen zu Hülfe zu eilen. Jedermann zu Rom ſprach vom Scipio und ſeinen glorreichen Thaten. Nur Fabius ſchlug vor, dem Scipio einen andern Nachfolger zu ſenden, wozu er keinen andern Grund anzugeben wußte, als die bekannte Sentenz: es ſey gefährlich, ſo wichtige Dinge dem Glücke eines einzigen Menſchen anzuvertrauen, weil ſchwerlich ein Menſch immerfort glücklich wäre.

Dadurch aber brachte er faſt alles wider ſich auf. Man hielt ihn für einen grämlichen neidiſchen Mann, oder für einen aus Alter verzagten furchtſamen, der gar zu ſehr für den Annibal zittre. Und er konnte auch wirklich nicht einmal da, als ſchon Annibal aus Italien mit ſeiner Armee weggeſegelt war, ſeinen Mitbürgern ihre Freude und Hofnungen unbeunruhigt laſſen. Er ſagte, daß nunmehr erſt der Staat recht unſicher wäre, und der äuſerſten Gefahr entgegen liefe; denn Annibal ſey in Africa vor den Mauern von Carthago, ein noch weit fürchterlicher Feind als vorher, und er würde dem Scipio Truppen entgegen ſtellen, die noch von dem Blute vieler Feld-

herrn

herrn, Dictatoren, und Consuln, warm wären. Durch solche Reden beunruhigte er von neuen das Volk, welches sich fürchtete, daß die Gefahr jetzt Rom näher gekommen wäre, indem der Krieg nach Africa gezogen war.

Aber nicht lange drauf besiegte Scipio den Annibal in einer gewaltigen Schlacht, und schlug ihn aufs Haupt, drückte den Stolz des gedemüthigten Carthago nieder, erfüllte Rom mit einer Freude, die alle Hofnung überstieg, und befestigte den Staat, den ein starker Sturm erschüttert hatte.

Fabius Maximus erlebte das Ende dieses Krieges nicht, erfuhr nicht, daß Annibal überwunden war, und sah das grosse gegründete Glück seines Vaterlandes nicht: denn er starb an einer Krankheit um eben die Zeit, da Annibal aus Italien wegzog. Epaminondas wurde von den Thebanen wegen der Armuth, in der er starb, auf öffentliche Kosten begraben, denn man soll nach seinem Tode bey ihm nichts als einen kupfernen Obolus gefunden haben: die Römer liessen zwar den Fabius nicht auf öffentliche Kosten begraben, aber jeder gab zu seinem Leichenbe-

gängniſſe ſeine kleinſte Münze, nicht ſowohl ſeiner Armuth beyzuſtehen, ſondern ihn als den Vater des Römiſchen Volks zu begraben. So war denn ſein Tod eben ſo ehrenvoll wie ſein Leben.

Digitized by Google

Vergleichung des Perikles mit dem Fabius Maximus.

Dieß war die bloſſe Geſchichte des Lebens dieſer beyden Männer. Beyde haben groſſe und vortrefliche Muſter der Staatskunſt und der Kriegswiſſenſchaft hinterlaſſen. Wir wollen jetzt in der Vergleichung dieſer Männer von ihren kriegriſchen Eigenſchaften zuerſt reden. Perikles verrichtete ſeine herrlichen Thaten unter einem Volke, welches damals durch ſich ſelbſt groß, und zu einer blühenden Macht emporgeſtiegen war; es ſcheint von dem Glücke und der Stärke des Staats ſelbſt ſicher geſtellt und erhalten worden zu ſeyn. Fabius nahm ſich des Römiſchen Volks in ſeinen ſchlechteſten und unglücklichſten Zeiten an, er erhielt dem Staate nicht die Sicherheit ſeiner Glückſeligkeit, ſondern verſetzte ihn aus ſchlechten Umſtänden in beſſre. Als Perikles die Staatsverwaltung übernahm, ſo hatten ihm die Heldenthaten des Cimons, die Siege des

Myronides und Leokrates, und die vielen groſſen Thaten des Tolmides mehr Gelegenheit gegeben, Athen durch Feſttage und öffentliche Feyerlichkeiten zu verherrlichen, als durch die Waffen zu erhalten und zu beſchützen. Fabius zu Rom ſahe Flucht und Niederlagen vor ſich, eine Menge getödteter Feldherrn und Oberſten, die Seen, die Felder, die Gebüſche mit todten Römern bedeckt, die Flüſſe bis ans Meer hin mit Blute gefärbt flieſſen, er nahm ſich des Staats mit eigner Stärke und Standhaftigkeit an, und ließ ihn nicht, da er von Fehlern andrer Männer erſchüttert worden war, gänzlich zu Grunde gehn.

Im Gegentheile ſcheint es nicht ſo ſchwer zu ſeyn, eine durch Unglücksfälle gedemüthigte Stadt zu regieren, die aus Noth weiſen Rathſchlägen folgſam wird, als ein durch Glück ſtolzes und freches Volk im Zügel zu halten, welches am meiſten das Geſchäft des Perikles bey den Athenienſern ſcheint geweſen zu ſeyn. Aber die Gröſſe und Menge der Unglücksfälle, die die Römer damals betroffen hatten, zeigt uns denjenigen, der dadurch nicht in Verwirrung kam, und ſeine Maasregeln nicht änderte, als einen ſtandhaften und groſſen Mann.

Der

Der Einnahme von Samos durch den Perikles kann man die Eroberung von Tarent entgegen setzen, so wie der Insel Euböa die Städte in Campanien, denn die Stadt Capua nahm nicht Fabius, sondern die beyden Consuln Fulvius und Appius ein. Eine ordentliche Schlacht hat Fabius nicht gewonnen, ausser dem Treffen, weswegen er den ersten Triumph hielt. Perikles hingegen hat neun Siege über die Feinde zur See und zu Lande erfochten. Aber man weiß auch keine solche That vom Perikles zu erzehlen, wie Fabius verrichtete, da er den Minutius dem Annibal entriß, und die ganze Armee der Römer errettete; eine herrliche That, an welcher Tapferkeit, Großmuth, und Güte gleichen Antheil hatten. Hinwiederum aber weiß man auch keinen solchen Fehler vom Perikles, dergleichen Fabius begieng, da ihn Annibal durch die List mit den Ochsen betrog: Fabius hatte den Feind, der sich von ungefähr in die engen Pässe gezogen hatte, in seiner Gewalt, er ließ ihn des Nachts in der Stille entgehen, und da er ihn den Tag darauf angrif, durch seine Verzögerung sich zuvorkommen, und von dem sogar besiegen, den er schon eingeschlossen hatte.

Wenn ein vollkommner Feldherr nicht allein in den gegenwärtigen Umständen sich weise betragen, sondern auch in die Zukunft voraussehen muß, so hat Perikles den Ausgang des Krieges richtig vorhergesehn, und den Athenienſern vorher verkündigt: sie verloren ihre Macht, weil sie sich in gar zu viele Dinge mischten. Hingegen die Römer schickten wider den Rath des Fabius den Scipio nach Africa, und waren, nicht durchs ungefähre Glück, sondern durch die Klugheit und Tapferkeit ihres Feldherrn glücklich, und Sieger am Ende des Krieges. Bey jenem bezeugten die Unglücksfälle des Vaterlandes, daß er die Zukunft weise vorhergesehn, bey diesem bewiesen die schönsten Siege, daß er sich gänzlich geirrt hatte. Der Fehler eines Feldherrn ist eben so groß, wenn er aus Zweifelmuth eine gute Gelegenheit zum glücklichen Vorfalle nicht nützt, als wenn er aus Unvorsichtigkeit in ein Unglück fällt. Denn einerley Ursache, Mangel an Erfahrung, erzeugt Kühnheit, und entreißt Herzhaftigkeit. So viel von den kriegrischen Thaten dieser beyden Männer.

In Absicht der Staatsverwaltung ist der Peloponneſische Krieg ein groſſer Vorwurf vor den Perikles, denn er soll ihn dadurch, daß er es hinderte,

derte, den Lacedämonischen Foderungen nachzugeben, verursacht haben. Aber mich dünkt, daß auch Fabius Maximus den Carthaginensern in nichts würde nachgegeben, sondern mit Edelmuth alle Gefahr für die Herrschaft Roms würde übernommen haben. Die Güte und Sanftmuth des Fabius aber, die er gegen den Minutius bewies, beschämt den unruhigen Geist des Perikles, welchen er wider den Cimon und Thucydides zeigte, zwey vortrefliche der aristokratischen Regierung ergebne Männer, welche durch ihn aus Athen verwiesen wurden.

Perikles hatte mehr Gewalt im Staate als Fabius. Daher er es auch nicht zuließ, daß irgend ein Feldherr üble Maasregeln fassen, und Athen ins Unglück bringen konnte: der einzige Tolmides, der seine Absichten wider seinen Willen durchsetzte, wurde von den Böotiern geschlagen. Die andern alle richteten sich, wegen seiner grossen Gewalt, beständig nach seinen Rathschlägen. Fabius hingegen, der behutsam war, und Fehler vermied, hatte nicht so viel Gewalt, daß er andre von ihren Maasregeln abhalten konnte. Und die Römer würden nicht so viele Unglücksfälle erlitten haben, wenn Fabius

eben

eben so viel bey ihnen gegolten hätte, als Perikles zu Athen.

Beyde bewiesen in Absicht des Geldes eine edle Großmuth. Der eine nahm die Geschenke nicht an, die ihm angeboten wurden: der andre machte den dürftigen Geschenke; er löste die Kriegsgefangnen mit seinem eignen Gelde aus. Aber bey dem Fabius war die Summe nicht groß, und betrug etwa sechs Talente. * Hingegen ist es nicht leicht zu bestimmen, wie viele unermeßliche Geschenke Perikles bey seiner so grossen Macht von Bundesgenossen und Königen hätte bekommen können, wenn er sich nicht ganz davon frey und unbestechlich erhalten hätte.

Was die heiligen Werke, Tempel und Gebäude betrift, mit welchen Perikles Athen schmückte,

* Entweder ist die Leseart falsch, oder Plutarch hat sich geirrt. Die Summe betrug, selbst nach der obigen Angabe des Plutarchs, da 240 Römische Kriegsgefangene auszulösen waren, und für jeden 250 Denarii gegeben werden mußten, gerade zehn Talente.

te, so verdient alles, was Rom vor den Zeiten der Kaiser schönes hatte, mit jenen in keine Vergleichung gestellt zu werden, welche durch Kunst und Pracht einen hohen unvergleichbaren Vorzug haben.

Alcibiades.

Der Stifter des Geschlechts des Alcibiades war Eurysaces, der Sohn des Ajax: von der Seite seiner Mutter Dinomache, einer Tochter des Megakles, war er ein Abkömmling vom Alkmäon. Sein Vater Klinias hatte in der Schlacht bey Artemisium mit einem auf eigne Kosten erbauten Schiffe sich sehr ruhmwürdig verhalten, und war in dem Treffen mit den Böotiern bey Koronea geblieben. Die Söhne des Xanthippus, Perikles und Ariphron, Anverwandte des Alcibiades, wurden seine Vormünder. Man sagt mit Recht, daß das Wohlwollen und die Freundschaft des Sokrates gegen den Alcibiades nicht wenig zu seinen Ruhm beygetragen, denn vom Nicias, Demosthenes, Lamachus, Phormio, Thrasybulus, Theramenes, welche zu seiner Zeit die berühmtesten Männer waren, sind nicht einmal die Namen ihrer Mütter auf die Nachwelt gekommen, vom Alcibiades ist aber auch sogar

seine

seine Amme bekannt, welche eine Lacedämonierin war, Namens Amykla, und sein Hofmeister Zopyrus; jene erwähnt Antisthenes, und diesen Plato.

Von der Schönheit des Alcibiades ist es hinreichend zu bemerken, daß sie ihn als Kind, Jüngling, und Mann, nach dem verschiedneu Alter, immer liebenswürdig und angenehm erhielt. Denn was Euripides sagt, daß bey schönen Menschen auch der Herbst schön sey, trift nicht allgemein ein; Alcibiades bewies dieses aber durch den Wuchs und die schöne Bildung seines Körpers. Auch sein Lispeln soll ihm wohl gelassen, und seiner Aussprache eine schmeichelnde Grazie gegeben haben. Aristophanes erwähnt dieses Lispeln des Alcibiades in der Stelle, wo er den Theorus verspottet.* — Darauf sagt Alcibiades zu

* Im Anfange der Komödie, die Wespen. Den anspielenden Witz dieser Stelle zu verstehen, muß man auf die Buchstaben Acht haben. Alcibiades konnte das R nicht gut aussprechen: er nennt also den Theorus, Theolus, ferner sagt er im Griechischen, welches im Teutschen unausdrückbar ist, Theorus habe den Kopf eines

zu mir lispelnd: Siehst du den Theolus; er hat einen Rabenkopf. Alcibiades sagt ganz recht, indem er lispelt. — Auf gleiche Art spottet Archippus über den Sohn des Alcibiades: — „Er tritt weichlich einher, mit nachschleppendem Mantel, und um seinem Vater ganz ähnlich zu scheinen, beugt er den Hals ein und lispelt.„ —

Der Charakter des Alcibiades hatte in der Folge der Zeiten, unter seinen grossen Thaten und mancherley Glücksveränderungen, auch viele Abwechslungen und Veränderungen. Er besaß von Natur viele und starke Leidenschaften, aber der Ehrgeitz war die vornehmste: er wollte in allem immer der erste seyn, wie schon aus einigen Anekdoten von seiner Jugend erhellet. Als er einstmals im Ringen überwunden wurde, so biß er, um nicht niedergeworfen zu werden, seinem Gegner in die Hand. Und als ihn dieser los ließ, und sagte: Du beißest ja wie ein Weib, so antwortete er: Nicht doch, sondern wie ein Löwe. Noch in seiner frühen Jugend spielte er einstmals in einer

nes κόλακος, Schmeichlers, indem er sagen will, er habe den Kopf eines Raben, κόρακος; durch Verwechslung des ρ und λ.

einer engen Strasse mit andern Kindern Würfel. Als der Wurf an ihn kam, fuhr eben ein beladener Wagen heran: er befahl anfänglich dem Fuhrmanne, zu halten, da der grobe Mann aber nicht gehorchen wollte, sondern weiter fort fuhr, so daß auch die andern Kinder davon liefen, so warf sich Alcibiades vor den Wagen mit ausgestrecktem Leibe auf die Erde, und sagte zum Bauer, wenn er Herz hätte, so möchte er nun zufahren. Der Mann wurde darüber bestürzt, und zog den Wagen zurück; alle Zuschauer erschracken, und liefen mit Geschrey zu ihm hin.

Wie Alcibiades anfieng die Schulen zu besuchen, so war er gegen alle seine Lehrmeister sehr folgsam, nur die Flöte wollte er nicht spielen lernen, weil er es für etwas unedles und unanständiges hielt. „Denn wenn man auf der Leyer oder Harfe spielt, sagt er, so wird weder die Gestalt noch Geberde, die einem freygebornen Menschen anständig ist, verdorben, wenn man aber auf der Flöte bläst, so wird man so entstellt, daß auch die Bekannten kaum das Gesicht erkennen können; ferner hindert die Leyer nicht, daß man, indem man sie spielt, auch zugleich sprechen oder singen kann, aber die Flöte benimmt die Stimme

und den Sprachgebrauch. Wir wollen also die Kinder der Thebaner auf der Flöte blasen lassen, welche nicht reden können. Wir Athenienser aber haben, wie uns die Alten sagen, die Minerva und den Apollo zu Schutzgöttern, von denen die Göttin die Flöte weggeworfen, und der Gott den Flötenspieler hat schinden lassen.„ Durch solche scherzende und ernsthafte Reden hielt Alcibiades sich und andre Kinder von dieser Kunst ab. Denn es kam bald unter die andern Kinder, daß Alcibiades mit Recht die Flötenspielerkunst verachte, und die, die sie lernten, verspotte. Es wurde daher auch das Flötenspielen gänzlich aus der Reihe der freyen Künste gesetzt und verworfen.

In der Schmähschrift des Antiphon auf den Alcibiades wird erzehlt, daß er als Knabe einstmals aus seinem Hause weg, und zu einem seiner Liebhaber, dem Demokrates, gelaufen sey. Ariphron habe ihn wollen öffentlich ausrufen lassen, aber Perikles habe es nicht zugegeben, und gesagt: Wenn er todt ist, so erfährt man es durch das Ausrufen nur einen Tag früher, lebt er aber, so wird diese Schande sein ganzes Leben hindurch ihm schädlich seyn. Eben diesem Antiphon zufolge soll Alcibiades auch einen von seinen Begleitern

gleitern auf dem Fechtboden des Sibyrtius mit seinem Stocke todtgeschlagen haben. Aber derjenige, der nach eignem Geständnisse offenbar aus Feindschaft geschrieben hat, verdient mit solchen Beschuldigungen keinen Glauben.

Alcibiades sahe sich von einer Menge auch der vornehmsten Männer umgeben, von denen die meisten offenbar durch die Schönheit seiner Bildung zur Achtung gegen ihn bewogen wurden, aber die Liebe des Sokrates gegen ihn war ein Beweis von einem guten tugendhaften Naturell des jungen Menschen. Sokrates sahe diese edlen Züge in seiner Bildung hervorglänzen, aber sein Reichthum, sein vornehmer Stand, und die Schaar der ihn umgebenden Schmeichler von Athenienſern, Bundesverwandten und Fremden, machte ihm Besorgniß. Er bemühete sich daher den Folgen davon vorzubeugen, und Achtung zu geben, daß er nicht, wie eine junge Pflanze seine Frucht noch in der Blüthe ersticke.

Keinen Menschen hat wohl das Schicksal so sehr mit den so genannten äusern Glücksgütern gleichsam umzäunt, daß die Philosophie mit ihren freyen und angreifenden Lehren schwerlich zu ihm dringen konnte, als den Alcibiades, welcher

gleich von Kindheit auf verzärtelt, und durch seine ihn umgebende Schmeichler von dem, der ihn ermahnen und bilden wollte, abgehalten wurde. Gleichwol lehrte ihn sein vortrefliches Genie den Sokrates kennen, und er hielt sich zu ihm mit Verlassung seiner reichen und vornehmen Liebhaber. Er machte ihn sehr bald zu seinem vertrauten Freunde, und ließ sich von dem Manne unterrichten, der nicht ein unmännliches Vergnügen, oder Küsse, oder andre Gunstbezeugungen von ihm begehrte, sondern die Flecken seiner Seele ihm zeigte, und seinen eitlen unverständigen Stolz beugte, so daß Alcibiades, wie ein bezwungner Hahn, die Flügel sinken ließ. Und er hielt auch wirklich den Unterricht des Sokrates für eine Wohlthat der Götter zum Besten der Jugend. Er schämte sich über sich selbst, bewunderte den Sokrates, schätzte sein Wohlwollen, und verehrte seine Tugend, und dadurch wurde eine Art von Liebe, oder wie Plato sagt, eine wechselseitige Liebe erzeugt. Jedermann verwunderte sich, daß man den Alcibiades mit dem Sokrates speisen, Fechtübungen anstellen, und im Kriege ein gemeinschaftliches Zelt haben sah, indeß er sich gegen die andern Liebhaber hart und stolz betrug, und

sogar

ſogar einigen auf eine freche Art begegnete; wie z. E. dem Anytus, dem Sohne des Anthemions.

Dieſer Mann, welcher auch einer von den Liebhabern des Alcibiades war, gab einigen Fremden ein Gaſtmahl, zu welchem er auch den Alcibiades einladete. Alcibiades ſchlug es ab, betrank ſich zu Hauſe mit ſeinen Freunden, und beſuchte drauf den Anytus. Er trat an die Thüre des Speiſezimmers, und da er die Tiſche mit goldnen und ſilbernen Bechern beſetzt ſah, ſo befahl er den ihn begleitenden Sklaven, die Hälfte davon wegzunehmen, und in ſein Haus zu tragen. Er wollte auch nicht einmal in das Zimmer hereintreten, ſondern gieng gleich wieder weg. Die Gäſte, die dieſes ſehr übel nahmen, ſagten, Alcibiades hat ſich gegen den Anytus ſehr übermüthig und frech betragen. Aber Anytus antwortete: Es iſt noch ſehr billig und freundſchaftlich, daß er von dem, was ihm erlaubt war alles wegzunehmen, uns noch einen Theil gelaſſen hat.

Eben ſo gieng er mit ſeinen übrigen Liebhabern um, einen einzigen ausgenommen, welcher aus der Fremde nach Athen gezogen war. Dieſer Mann, der nicht viel beſaß, verkaufte alles, was er hatte, und brachte die Summe davon, welche

etwan hundert Statern betrug, dem Alcibiades, und bat ihn, das Geschenk anzunehmen. Alcibiades lachte, freute sich aber darüber, und bat ihn zum Essen. Bey dem aufs beste zugerichtetem Gastmale gab er dem Manne sein Geld wieder, und befahl ihm, am folgenden Tage bey der Verpachtung der öffentlichen Zölle diejenigen, die da bieten würden, zu überbieten, und die Pacht zu übernehmen. Der Mann verbat es; ihm das zuzumuthen, weil die Pachtung sich auf viele Talente belaufen würde. Aber Alcibiades drohete ihm zu prügeln, wenn er es nicht thun würde: er hatte gegen die Pächter einen Privathaß.

Der neue Einwohner von Athen kam des Morgens früh auf den Markt, und setzte zu dem gethanen Gebote noch ein Talent hinzu. Die Pächter sahen sich einander an, und sagten voller Unwillen, er solle einen Bürgen für sich schaffen; sie glaubten nicht, daß er einen finden würde. Schon trat der Mann ganz bestürzt zurück, als Alcibiades, der von ferne stand, den Archonten zurief: Schreibt meinen Namen auf; es ist mein Freund, ich verbürge mich für ihn. Die Pächter wurden darüber in Verwirrung gebracht. Es war gewöhnlich, bey Uebernahme der neuen

Pach-

Pachtung die alte zu bezahlen: sie wußten nicht, wie sie sich bey diesen Umständen helfen sollten. Sie baten den Mann, für ein Geschenk von seinem Gebote abzugehen. Aber Alcibiades gab dieß nicht eher zu, bis sie ihm ein Talent gegeben hatten, worauf er ihn von seinem Gebote abgehen ließ. Er hatte ihm also sein Vermögen verbessert.

Obgleich Sokrates bey seiner Liebe gegen den Alcibiades viele und grosse Gegner hatte, so behielt er doch das Herz des Alcibiades in seiner Gewalt, welcher wegen seines edlen Charakters durch die Vorstellungen des Sokrates gerührt, und oft äuserst und bis zu Thränen bewegt wurde. Zuweilen überließ er sich doch den Schmeichlern, die ihm Vergnügungen verschaften, und entwischte dem Sokrates, der ihn aber wieder als einem Flüchtlinge nachgieng. Und Alcibiades hatte auch wirklich nur für den Sokrates allein Ehrfurcht und Scheu, und verachtete alle andre. Kleanthes aber sagte von ihm: „Er fasse seinen Geliebten nur bey den Ohren, und lieſſe die übrigen Liebhaber des Alcibiades ihn an andern Orten fassen.„ Alcibiades war wirklich der Wollust ergeben, wie man aus dem, was Thucydides

von seiner unordentlichen Lebensart sagt, leicht schliessen kann. Aber seine Verführer machten besonders seinen Ehrgeitz und seine Ruhmbegierde rege, trieben ihn noch vor der Zeit zur Unternehmung grosser Dinge, und beredeten ihn, daß er, sobald er nur Staatsgeschäfte treiben würde, nicht allein alle Feldherrn und Anführer des Volks verdunkeln, sondern auch das Ansehn und die Macht des Perikles übertreffen würde. Sokrates aber, sobald er ihn wieder zu sich bekam, drückte durch seine Vorstellungen die Eitelkeit und den Stolz, von dem er erfüllt war, nieder, und machte ihn bescheidner und demüthig, indem er ihm zeigte, wie viel ihm noch mangle, um ein vollkommner Mann zu werden, so wie ohngefähr das Eisen, welches im Feuer weich geworden, in der Kälte wieder härter wird, und sich zusammenzieht.

Als er die Kinderjahre verlassen hatte, kam er einmal zu einem Sprachlehrer, und begehrte von ihm einen Theil vom Homer. Der Sprachlehrer sagte, er hätte nicht den Homer. Alcibiades gab ihm eine Ohrfeige und gieng fort. Ein andrer Sprachlehrer sagte, er hätte den Homer nicht nur, sondern er hätte ihn auch verbessert. Und

warum

warum bist denn du nur ein Sprachlehrer, antwortete er, da du den Homer verbessern kannst, warum giebst du nicht höhern Unterricht?

Als er einmal den Perikles sprechen wollte, und vor der Thüre ihm gesagt wurde, Perikles habe nicht Zeit, weil er mit Verfertigung der Rechnung, die er den Athenienſern ablegen müßte, beschäftigt wäre, so gieng er mit diesen Worten fort: Wäre es nicht besser, wenn er sich mit den Gedanken beschäftigte, wie er den Athenienſern gar nicht Rechnung ablegen dürfte.

Noch in seiner Jugend wohnte er dem Feldzuge wider Potidäa bey, und war immer in einem Zelte mit dem Sokrates und in den Gefechten neben ihm. Es fiel ein hartes Treffen vor, in welchem sich beyde sehr hervorthaten. Alcibiades wurde verwundet, und fiel, Sokrates stellte sich vor ihm, beschützte ihn, und errettete ihn mit seinen Waffen vor aller Angesichte. Es gebührte also von Rechtswegen dem Sokrates die Belohnung. Als aber die Generale geneigt zu seyn schienen, dem Alcibiades, wegen seines hohen Standes, die Gefälligkeit einer Ehrenbezeigung ihm zu ertheilen, so war Sokrates der erste, der es bezeugte, daß Alcibiades diese Ehre verdiene,

und er verlangte, daß Alcibiades den Siegerkranz und das Geschenk der Rüstung erhielte, wodurch er seine Ruhmbegierde zu schönen Thaten ermuntern wollte. Als einige Zeit drauf bey der Niederlage der Athenienser bey Delium Alcibiades zu Pferde den Sokrates zu Fusse mit einigen andern fliehen sah, so wich er nicht von seiner Seite, sondern beschützte ihn wider die nachfolgenden Feinde, deren er viele tödtete.

Einstmals gab er dem Hipponikus, dem Vater des Kallias, einem Manne, der wegen seines vornehmen Geschlechts und wegen seines Reichthums in grossem Ansehn stand, und viel vermochte, eine Ohrfeige, nicht etwa aus Zorn, oder in Hitze eines Zanks, sondern aus Scherz, weil er mit seinen Freunden darüber gewettet hatte. Aber diese Frechheit wurde in der ganzen Stadt bekannt, und verursachte ihm den Unwillen aller Menschen. Alcibiades gieng daher mit Anbruch des folgenden Tages vor das Haus des Hipponikus, klopfte an die Thüre, und da man ihn eingelassen hatte, zog er sich aus, und übergab sich dem Hipponikus, um für seine Frechheit gegeiselt und bestraft zu werden: aber Hipponikus ertheilte ihm Vergebung: einige Zeit drauf gab er

ihm

ihm sogar seine Tochter Hipparete zur Gemahlin. Einige sagen zwar, daß nicht Hipponikus, sondern dessen Sohn Kallias, die Hipparete ihm mit zehn Talenten Aussteuer zur Gemahlin gegeben habe; in der Folge habe er bey der ersten Niederkunft seiner Gemahlin wiederum zehn Talente erpreßt, unter der Angabe, daß ihm dieses sey versprochen worden, wenn ein Sohn in der Ehe gezeugt würde. Kallias, der sich vor Nachstellungen fürchtete, vermachte öffentlich sein Vermögen und sein Haus dem Athenienſischen Volke, im Falle er, ohne Erben zu hinterlassen, sterben sollte.

Hipparete, ein tugendhaftes Frauenzimmer, welches ihren Mann liebte, wurde durch das Betragen dieses ihres Mannes, der mit Athenienſischen und ausländischen Mädchen buhlte, so sehr beleidigt, daß sie sein Haus verließ, und zu ihrem Bruder floh. Alcibiades schien sich darum wenig zu bekümmern. Sie mußte aber, nach den Gesetzen, die Urkunde der Ehescheidung selbst eigenhändig bey dem Archon niederlegen. Wie sie nun, diesem Gebrauche gemäß, selbst öffentlich erschien, so kam Alcibiades auch dazu, ergrif sie, und trug sie über den Markt wieder nach Hause. Niemand unterstand sich, sich zu widersetzen,

oder ihm seine Frau zu entreissen. Sie blieb hernach bis auf ihren Tod bey ihm, welcher nicht lange drauf erfolgte, als Alcibiades nach Ephesus abgesegelt war. Die Gewaltthätigkeit des Alcibiades schien doch nicht widergesetzlich, oder menschenfeindlich zu seyn: denn der Gebrauch selbst, daß die Frau, die ihren Mann verlassen hat, auf öffentlichem Platze erscheinen muß, scheint deswegen eingeführt zu seyn, daß der Mann Gelegenheit bekomme, mit ihr zu sprechen, und sie wieder zu sich zu nehmen.

Alcibiades hatte einen schönen und grossen Hund, welcher ihm siebzig Minen kostete. * Diesem Hunde schnitt er den Schwanz ab, der sehr schön war. Seine Freunde tadelten ihm darüber, und sagten, daß dieses Hundes wegen alle Leute von ihm sprächen, und auf ihn schmählten. Alcibiades lachte, und sagte: So geschieht denn das, was ich gewollt habe. Ich wollte, daß die Athenienser davon reden sollten, damit sie nicht etwas ärgers von mir sprächen.

Den

* Auf eine Mine giengen 100 Drachmen, und siebzig Minen betragen nach unserm Gelde 875 Thaler.

Den Eingang zu Staatsgeschäften machte er sich, wie man erzehlt, durch eine Geldaustheilung, zu welcher er, ohne vorherige Absicht, durch einen Zufall kam. Er wurde einstmals gewahr, als er über den Markt gieng, daß das Volk unruhig war. Er fragte nach der Ursache: man sagte ihm, es sey eine öffentliche Geldaustheilung: er gieng unter das Volk, und theilte auch Geld aus. Bey dem Freudengeschrey des Volks darüber vergaß er aus Vergnügen eine Wachtel, die er unter dem Mantel hatte, und die ihm vor Schrecken entflog. Das Volk erhob ein noch gröſſres Geschrey, und lief herum, die Wachtel wieder zu fangen, es fieng sie endlich ein gewisser Antiochus, ein Steuermann, und gab sie dem Alcibiades wieder, welcher ihm dafür sehr geneigt wurde.

Alcibiades hatte viele Wege zu öffentlichen Aemtern zu gelangen: sein vornehmes Geschlecht, sein Reichthum, seine Tapferkeit im Kriege, die Menge seiner Freunde und Anverwandten, eröfneten ihm die Zugänge dazu: aber er wollte durch nichts als durch das Wohlgefallen seiner Beredtsamkeit die Gunst des Volkes sich erwerben. Und daß er wirklich ein vortreflicher Redner war, bezeugen nicht nur die Verfasser der Komödien, sondern

dern

dern der größte der Redner selbst in seiner Rede wider den Midias, wo er den Alcibiades den beredtesten Mann unter allen andern seiner Zeit nennt. Wenn wir dem Theophrast, einem Philosophen von der weitläuftigsten Kenntniß, Glauben beymessen wollen, so war Alcibiades in der Erfindung der Beweise seines Vortrags ganz besonders stark. Da er aber nicht allein auf das sahe, was er vortragen wollte, sondern auch, wie er alles recht geschickt ausdrücken möchte; so hielt er öfters, wenn ihm die Ausdrücke nicht beyfielen, mitten im Reden inne, und schwieg eine Zeitlang, um sich zu besinnen.

Die Menge der Pferde und Wagen, die er hielt, machten ihm grossen Ruhm. Keine andre Privatperson, und auch kein König schickte, so wie er allein, sieben Wagen zu den Olympischen Spielen. Da er auch in diesen Spielen den ersten, zweyten, und vierten Preis, wie Thucydides sagt, oder, dem Euripides zufolge, den dritten erlangte, so übertraf er durch seinen Ruhm allen Ehrgeitz dieser Art. Euripides sagt davon in einem Gedichte: — „Dir will ich singen, Sohn des Klinias, schön ists, im Wettspiele den Preis erhalten, doch schöner noch ists, was keiner der Grie-

Griechen vordem erhielt, mit seinem Wagen drey Preise und ohne Mühe zu erhalten, zweymal bekränzt, zweymal vom Herold ausgerufen zu werden.„

Der Glanz des Alcibiades bey diesen Wettspielen wurde durch die Ehrenbezeigung einiger Städte erhöhet. Die Epheser errichteten ihm ein prächtig ausgeschmücktes Zelt; die Stadt Chios gab ihm das Futter für seine Pferde, und eine Menge Opfervieh, die Lesbier schenkten ihm den Wein und was er zu seiner Tafel brauchte, an welcher er viele Gäste hatte. Inzwischen gab eine Verleumdung, oder eine Bosheit, die er bey Erlangung dieser Ehrenbezeigung begangen hatte, auch viele üble Nachrede. Man erzehlte nämlich, daß Diomedes, ein Athenienser von gutem Rufe und Freund des Alcibiades, welcher sehr wünschte, in den Olympischen Spielen den Preis zu erhalten, und erfahren hatte, daß die Argiver einen gemeinen Wagen hätten, den Alcibiades gebeten habe, weil dieser zu Argos in grossem Ansehn gestanden, und viele Freunde gehabt, für ihn diesen Wagen zu kaufen. Alcibiades hatte den Wagen gekauft, aber für sich behalten, und den Diomedes vergeblich deswegen sich beklagen, und

Göt-

Götter und Menschen zu Zeugen anrufen lassen. Es scheint auch deswegen ein Rechtshandel entstanden zu seyn, denn Isokrates hat eine Rede von dem Wagen für den jungen Alcibiades geschrieben hinterlassen, in welcher aber der Kläger nicht Diomedes, sondern Tisias genannt wird.

Sobald Alcibiades anfieng die Staatsgeschäfte zu betreiben, drückte er, ob er gleich noch jung war, die andern Anführer des Volks gleich nieder: aber an dem Phäax, dem Sohne des Erasistratus, und dem Nikias, dem Sohne des Nikratus, bekam er zwey Gegner. Der eine war schon ein alter Mann, und hatte den Ruhm, daß er der beste Feldherr wäre. Phäax fieng, wie Alcibiades, erst an, sich hervorzuthun, und hatte berühmte Vorfahren, allein im übrigen war er, so wie in der Beredtsamkeit, weit unter dem Alcibiades. Er war geschickter in Privatgesprächen zu unterhalten, und zu überreden, als öffentlich vor dem Volke eine Rede wider jemanden zu halten. Er konnte, wie Eupolis sagt, gut schwatzen aber nicht gut reden. Man hat auch eine Rede vom Phäax wider den Alcibiades, in welcher unter andern steht, daß Alcibiades sich derjenigen goldnen und silbernen Geräthschaften, welche zu öffent-

sentlichen Proceßionen bestimmt wären, zu seinem täglichen Gebrauche bediene.

Es lebte damals zu Athen ein gewisser Hyperbolus aus Perithoede, dessen auch Thucydides als eines schlechten Menschen erwähnt, welcher auch von den comischen Dichtern auf öffentlichem Schauplatze fast beständig zum Gegenstande des Spottes gemacht wurde. Er war gegen üble Nachrede gleichgültig und unempfindlich, und schätzte die Ehre für etwas geringes, welche Eigenschaft einige edle Kühnheit und Großmuth nennen, die aber Unverschämtheit und Unsinn ist.

Hyperbolus hatte bey keinem Menschen Gunst, aber das Volk brauchte ihn öfters, wenn es Männer von hoher Würde beschimpfen oder chicaniren wollte. Dieser Mensch redte damals dem Volke zu, an einen Ostracismus zu denken, welches eine Art von Verbannung war, wodurch man die mächtigsten und angesehensten Männer demüthigte, indem man sie aus der Stadt entfernte, mehr um den Neid als die Furcht vor der Macht eines Mannes zu stillen.

Es war offenbar, daß einer von den dreyen, entweder Alcibiades, oder Nicias, oder Phäax, den Ostracismus erhalten mußten. Aber Alcibiades

verband sich mit dem Nicias, brachte die Partheyen selbst wider den Hyperbolus auf, und wendete den Ostracismus auf ihn, oder wie andre sagen, so war es Phäax, mit welchem sich Alcibiades freundschaftlich vereinigte, und durch dessen Hülfe er den Hyperbolus aus der Stadt trieb, der sich nichts weniger als dieß vermuthete. Denn kein so unangesehener Mensch wie er fiel in diese Strafe, die nur für Männer von hoher Ehre bestimmt war, daher auch der Komödienschreiber Plato des Hyperbolus mit diesen Worten gedenkt: — „Zwar litt er was sein Leben verdiente, aber doch war die schlechte Person der Strafe nicht werth, nicht für solche wurde der Ostracismus erfunden.„ Ich habe von dieser Sache an andern Orten mehr gesagt.

Aber den Alcibiades verdroß es doch, daß Nicias von Feinden bewundert, und von den Athenienſern verehrt wurde. Alcibiades hielt mit den Lacedämoniern das Gastrecht, und hatte sich ihrer bey Pylos gemachten Kriegsgefangnen sorgfältig angenommen. Gleichwol bezeigten sie dem Nicias weit mehr Ehre, durch dessen Vermittlung sie den Frieden erhalten, und ihre Gefangnen zurück bekommen hatten. Und alle Griechen sag-

ten

ten öffentlich, Perikles habe den Krieg angefangen, und Nicias ihn geendigt, viele nannten auch diesen Frieden den Frieden des Nicias. Der darüber neidische Alcibiades sann auf Mittel, einen Friedensbruch zu veranlassen.

Er erfuhr, daß die Argiver aus Haß und Furcht vor den Lacedämoniern gern mit ihnen brechen wollten. Er machte daher den Argivern zu einem Bündnisse mit den Athenienſern heimlich Hofnung, er schickte Abgeordnete an sie, und ermunterte die Vorsteher dieser Völkerschaft, sich nicht zu fürchten, und den Lacedämoniern nicht nachzugeben, sondern sich an die Athenienser zu wenden, welche, wenn sie nur noch kurze Zeit warteten, den Frieden bereuen, und ihn brechen würden.

Indessen machten die Lacedämonier mit den Böotiern Bündniß, und gaben das Schloß Panaktos nicht in demjenigen Stande, wie es versprochen worden war, sondern zerstört den Athenienſern wieder, die darüber aufgebracht, und vom Alcibiades noch mehr erbittert wurden. Dieser erregte auch den Unwillen des Volks gegen den Nicias, und verklagte ihn ziemlich wahrscheinlich, daß er als Feldherr die zu Sphakteria zurückge-

lassenen Lacedämonischen Soldaten nicht hätte gefangen nehmen wollen, und da sie von andern zu Kriegsgefangnen gemacht worden wären, wieder zurückgegeben hätte, um den Lacedämoniern eine Gefälligkeit zu erweisen: ferner, daß er die Lacedämonier, deren Freund er wäre, nicht von dem Bündnisse mit den Böotiern und Korinthiern abgehalten hätte, die Athenienser hingegen verhindere, mit den Griechen, die sich dazu anböten, Freundschaft und Bündniß zu errichten, wenn nicht die Lacedämonier ihre Einwilligung gegeben hätten.

Nicias kam dadurch in üblen Verdacht. Aber zum Glücke für ihn kamen Gesandten von Lacedämon an, welche billige Vorschläge brachten, und auf alle Art zu einem gütlichen Vergleiche bevollmächtigt waren. Der Senat nahm sie freundlich auf, und veranstaltete eine Versammlung des Volks auf den folgenden Tag. Alcibiades, der sich dafür fürchtete, suchte es dahin zu bringen, daß die Gesandten mit ihm in Unterredung treten möchten. Als sie zu ihm kamen, sagte er: — „Was fangt ihr an, Spartaner? wisset ihr denn nicht, daß der Senat jederzeit sich gegen alle Anträge billig und geneigt finden läßt,

daß

daß aber das Volk frech ist, und nach grossen Dingen strebt? wenn ihr sagt, ihr wäret mit gänzlicher Vollmacht versehen, so wird das Volk an euch freche Foderungen thun. Laßt diese Thorheit fahren, wenn ihr von den Athenienſern billige Vorschläge haben wollt, und redet von den Vergleichspunkten so, als wenn ihr nicht gänzliche Vollmacht hättet: ich will, zum Vortheil der Athenienſer, euch beystehen.„ Er verpflichtete sich darauf gegen die Gesandten eidlich, und brachte sie völlig vom Nicias ab. Sie trauten ihm vollkommen, und bewunderten an ihm die Geschicklichkeit und die Einsicht eines grossen Mannes.

Am folgenden Tage traten die Gesandten vor das versammelte Volk. Alcibiades fragte sie freundlich über die Punkte des Vergleichs: sie antworteten aber, daß sie nicht hinlängliche Vollmacht hätten. Sogleich fuhr Alcibiades mit grossem Geschrey sie an, nicht als wenn er, sondern als wenn sie treulos wären, nannte sie ungetreue und veränderliche Leute, und warf ihnen vor, daß sie, weder gute Vorschläge zu thun, noch zu Stande zu bringen, gekommen wären. Der Senat wurde darüber unwillig, daß Volk

bittert, und Nicias, der von der Betrügerey des Alcibiades nichts wußte, äuſerſt beſtürzt und niedergeſchlagen.

Die Lacedämoniſchen Abgeſandten kehrten unverrichteter Sache zurück. Alcibiades wurde zum Feldherrn erwählt. Er brachte ein Bündniß der Argiver, Mantineer und Eleer mit den Atheniensern zu Stande. Niemand konnte die Art loben, mit welcher Alcibiades ſich betragen hatte: aber er verrichtete etwas groſſes, da er beynahe ganz Peloponnes auf ſeine Seite brachte, und in jenem Schlachttage bey Mantinea ſo viele Feinde den Lacedämoniern entgegen ſtellte, und den Krieg und die Gefahr ſo weit von Athen weg brachte, daß der Sieg den Lacedämoniern nicht viel helfen konnte, der Verluſt einer Schlacht aber die Stadt Lacedämon ſelbſt der äuſerſten Gefahr ausſetzte.

Gleich nach der Schlacht bey Mantinea bemüheten ſich die vornehmſten tauſend Männer zu Argos die Demokratie abzuſchaffen, und die Stadt den Lacedämoniern unterwürfig zu machen: es geſchah durch Hülfe der Lacedämonier, die dahin kamen. Da aber hernach das Volk die Waffen ergrif, und wieder die Oberhand behielt, ſo gieng Alcibiades nach Argos, und beſtätigte dem Volke

ke seine Herrschaft, und beredte dasselbe, durch die Aufführung einer langen Mauer bis ans Meer hin ihre Stadt von der Athenienſischen Macht näher abhängig zu machen. Er ließ von Athen Zimmerleute und Maurer kommen, und bewerkstelligte die Sache mit Eifer, wodurch er sowohl sich als der Stadt Athen viel Liebe und neuen Zuwachs der Macht verschafte. Eben so beredte er die Einwohner von Paträ, daß sie gleichfalls ihre Stadt mit einer langen Mauer bis ans Meer hin umgaben. Einer wollte die Einwohner zu Paträ warnen, und sagte: Die Athenienser werden euch verschlingen. — „Vielleicht, antwortete Alcibiades, aber nach und nach, und sie werden bey den Füssen anfangen: die Lacedämonier hingegen würden beym Kopfe anfangen, und euch sogleich verschlingen.„

Er ermahnte die Athenienser öfters, sie sollten sich Erdreich zu erwerben suchen, und den Schwur, den sie als Jünglinge im Tempel der Agraule ablegen mußten, durch thätliche Beeiferung halten. Die Athenienſischen Jünglinge mußten schwören, daß sie das für die Attischen Grenzen halten wollten, wo Getraide, Wein, und Oel er-

zeugt würde, wodurch sie erinnert werden sollten, fruchtbares Land sich zu erwerben. *

Unter solchen Staatsgeschäften und Reden, und mitten unter den Beweisen seiner Einsicht und Geschicklichkeit, zeigte er im Gegentheile viel Schwelgerey in seiner Lebensart, und viel Unartigkeit im Trinken und in Liebeshändeln. Er kleidete sich weichlich, gieng in langen nachschleppenden Purpurmanteln auf öffentlichem Markte einher, trieb eine sehr stolze Pracht, ließ sogar, um sanfter zu schlafen, die Wände seiner Schiffe durchbohren, daß seine Betten nicht auf Brettern lagen, sondern in Riemen hiengen. Er hatte ein goldnes Schild, und auf demselben nichts von den gewöhnlichen Sinnbildern seiner Vorfahren, sondern den Amor mit einem Donnerkeile in der Hand, gestochen. Die

* Der Schwur der Athenienſischen Jünglinge, wenn sie in die Bürgermatricul eingezeichnet wurden, findet sich wörtlich beym Pollux im 9. Cap. des 8. Buchs. Aber es steht nichts von dem darinnen, was Plutarch hier anführt, und es scheint überhaupt, daß Plutarch sich hier versehen, und in dieser ganzen, ohne Zusammenhang angeführten, Stelle einen Schriftsteller ausgeschrieben hat, der irrig erzehlte.

Digitized by Google

Die Männer vom ersten Range zu Athen bemerkten das alles mit Unwillen und Abscheu, und befürchteten, daß seine Verachtung der Sitten und Gesetze in eine Anmassung der höchsten Gewalt ausarten möchte. Das Verhalten des Volks aber gegen ihn hat Aristophanes nicht übel ausgedrückt, wenn er sagt: — „Er verlangt nach ihm, aber es haßt ihn, und gleichwol will es ihn haben.„ — An einem andern Orte * spielt dieser Dichter auf ihn an: — „Man muß keinen Löwen in der Stadt aufziehen, wer einen Löwen aufzieht, der muß seine Sitten sich gefallen lassen.„ —

Die Geschenke des Alcibiades an das Volk, die prächtigen Schauspiele, die er auf seine Kosten aufführen ließ, seine Freygebigkeit gegen die Stadt, welche alles in seiner Art übertraf, der Ruhm seiner Vorältern, die Stärke seiner Beredtsamkeit, die Schönheit seiner Gestalt, die mit Tapferkeit und Erfahrung in Kriegsgeschäften verbunden war; diese Eigenschaften machten, daß die Athenienser alles andre an ihm übersahen, oder mit Nachsicht ertrugen, und seinen Fehlern immer die gelinden Namen der Jugendstreiche,

* Aristoph. Ran. vers. 1048.

oder gut gemeinter Lustigkeit beylegten. Dergleichen war z. E. da er den Mahler Agatharchus mit Gewalt in seinem Hause behielt, bis er das Haus ausgemahlt hatte, und darauf mit Geschenken wieder weggehen ließ: da er dem Taureas, weil er ein Schauspiel auf eigne Kosten gab, worinnen er den Alcibiades übertreffen wollte, eine Ohrfeige gab: da er aus den Gefangnen von der Insel Melos ein Frauenzimmer zu seiner Beyschläferin auslas, und einen Knaben mit ihr erzeugte, den er auch erziehen ließ. Dieses letztere nannte man Menschenliebe. Nur das nahm man ihm übel, daß er durch seine Beystimmung an dem Entschlusse Schuld war, daß alle junge Melier niedergemacht wurden. Ingleichen wurden die ältern Männer unwillig, und hielten es für unerlaubt, und nur einem Tyrannen anständig, daß der Mahler Aristophon die Buhlschwester Nemea in der Umarmung des Alcibiades abgemahlt hatte, obgleich eine Menge Volks hinlief, und das Gemählde mit Vergnügen betrachtete. Archestratus scheint nicht unrecht gesagt zu haben, daß **Griechenland zwey Alcibiades nicht ertragen würde.**

Timon,

Timon, mit dem Zunamen der Menschenfeind, begegnete einstmals dem Alcibiades, als dieser aus einer Versammlung des Volks kam, in welcher er einen gewissen Vorsatz glücklich ausgeführt hatte, und von einer grossen Menge mit Gepränge nach Hause begleitet wurde; an statt, wie Timon sonst gegen andre Menschen pflegte, dem Alcibiades auszuweichen, gieng er auf ihm zu, faßte ihn bey der Hand, und sagte: **Du thust recht, junger Mensch, daß du dich empor schwingst: Du wirst dich zum Unglücke für diese alle erheben.** Einige von den Begleitern des Alcibiades lachten, andre schimpften, einige wurden auch durch diese Rede des Timons beunruhigt. Das Urtheil, welches man vom Alcibiades fällte, war wegen seines so sehr veränderlichen Charakters sehr verschieden.

Noch als Perikles lebte, hatten die Athenienser grosse Begierde nach dem Besitze von Sicilien gehabt. Nach dessen Tode fiengen sie an die Sache auszuführen, und schickten unter dem Scheine des Bündnisses immer sogenannte Hülfstruppen zu denjenigen, die von den Syrakusanern gedrückt wurden, und thaten dadurch die ersten Schritte zu einem gröſſern Kriege. Alcibiades

ent-

entflammte ihre Begierde vollkommen, und beredte sie, nicht mit einzelnen Mannschaften, und nach und nach, sondern mit einer starken Flotte einen Versuch zu machen, die Insel zu erobern. Er machte dem Volke grosse Hofnungen, indem er selbst noch nach grössern Dingen strebte, denn er hielt die Unternehmung auf Sicilien nicht wie die andern für das Ende des Krieges, sondern für den Anfang eines grössern Krieges, auf welchem er grosse Aussichten für sich hatte.

Nicias suchte diese Sache bey dem Volke zu hintertreiben, indem er demselben die Schwierigkeit der Eroberung von Syrakus vorstellte. Alcibiades aber träumte schon von Carthago und Africa, nach deren Einnahme er auf Italien und Peloponnes Entwürfe machte, und Sicilien beynahe nur für das Magazin zum Kriege hielt. Die jungen Athenienser gewann er bald durch grosse Hofnungen, mit welchen er ihren Muth erhob, und diese hörten mit Vergnügen die Alten vom Kriege erzehlen, so daß viele in den Fechtschulen oder Spaziergängen zusammen sassen, und die Figur von Africa und Carthago vorzeichneten. Aber der Philosoph Sokrates und der Astrologe Meton behaupteten, daß Athen nichts gutes von dieser

ser Unternehmung zu hoffen hätte. Vielleicht hat jenem es sein Schutzgeist vorher verkündigt. Meton aber fürchtete sich entweder aus kluger Vorhersehung vor den künftigen Begebenheiten, oder er gebrauchte eine Art von Wahrsagerkunst. Er stellte sich wahnwitzig, ergrif eine brennende Fackel, und wollte sein Haus anstecken. Einige erzehlen, Meton habe, ohne einen Wahnwitz anzunehmen, des Nachts sein Haus in Brand gesteckt, und habe des Morgens drauf das Volk öffentlich angefleht, wegen dieses Unglücks seinen Sohn nicht zu diesem Feldzuge zu nöthigen, er habe auch durch diesen Streich die Erfüllung seiner Bitte erhalten.

Nicias wurde wider seinen Willen zum Feldherrn erwählt, welche Stelle er, besonders da Alcibiades sein Nebengeneral wurde, zu vermeiden suchte. Aber die Athenienser hofften einen desto glücklichern Fortgang ihrer Waffen, da sie den Alcibiades nicht allein abschickten, sondern mit seiner Kühnheit die Vorsichtigkeit des Nicias verbanden; denn der dritte Feldherr, Lamachus, war, ohnerachtet seines Alters, eben so hitzig und verwegen im Kriege wie Alcibiades.

Als wegen der Anzahl der Truppen und der Kriegsanstalten Berathschlagungen gehalten wurden, machte Nicias einen neuen Versuch, die Athenienser von diesem Kriege abzuhalten. Aber Alcibiades behielt mit seinen Gegenvorstellungen die Oberhand. Der Redner Demostratus that darauf den Vorschlag, den Feldherren vollkommne Gewalt in Absicht der Kriegsanstalten und des ganzen Krieges zu geben, welches auch geschah.

Da alles zum Absegeln fertig war, ereignete sich unter andern schlimmen Vorbedeutungen auch dieß, daß eben in die Tage der Abfahrt das Fest des Adonis einfiel, an welchem die Weiber allenthalben Bilder todter Personen aufzustellen, und mit Klagen und Trauergesängen ein Leichenbegängniß vorzustellen pflegen.

Es ereignete sich auch der Zufall, daß in einer Nacht allen Statüen des Mercurs die Köpfe abgeschlagen waren, welches viele, die sonst dergleichen Dinge verachten, bestürzt machte. Man streute aber das Gerücht aus, daß die Korinthier dieß gethan hätten, um dadurch, als durch eine üble Vorbedeutung, die Athenienser vom Kriege gegen die Syrakusaner, welches Colonisten der

Ko=

Korinthier waren, abzuhalten. Aber dieses Gerücht befriedigte das Volk eben so wenig, als eine andre Angabe, daß dieses so genannte Zeichen nichts zu bedeuten habe, sondern einer von denjenigen Streichen wäre, die freche Jünglinge in der Betrunkenheit aus Muthwillen auszuüben pflegten. Man gerieth vielmehr darüber in Unwillen und Furcht, man glaubte, daß es von einer Zusammenverschwörung solcher Leute herrühre, die etwas grosses ausführen wollten, man untersuchte jeden Verdacht aufs genaueste: der Senat und das Volk kamen in wenig Tagen deswegen sehr oft in gemeinschaftliche Versammlung.

Indessen brachte der Redner Androkles einige Sklaven und einige zu Athen wohnhafte Fremde vor, welche angaben, daß Alcibiades mit einigen Fremden sonst andre Statüen verstümmelt, und auch die heiligen Mysterien beym Weine spielend nachgeäffet habe. Sie sagten aus, daß ein gewisser Theodorus dabey den Herold, Polytion den Fackelträger, Alcibiades selbst den Oberpriester, und die andern dabey gegenwärtigen Freunde die eingeweihten vorgestellt hätten, oder Mysten genennt worden wären. Dieses alles ist in der Klagschrift aufgezeichnet, in welcher Thessalus,

red

der Sohn des Cimons, den Alcibiades als einen Religionsverächter anklagt.

Das Volk wurde darüber gegen den Alcibiades ganz äuserst erbittert, und da Androkles, einer der heftigsten Feinde des Alcibiades, dasselbe noch mehr aufbrachte, so wurde Alcibiades mit seinen Freunden darüber anfänglich sehr beunruhigt. Allein, da man gewahr wurde, daß alle Seeleute, die mit nach Sicilien schiffen sollten, ihm geneigt wären, so wie auch die Landsoldaten, und daß die tausend Argiver und Mantineer offenbar erklärten, daß sie bloß des Alcibiades wegen diesen langen Feldzug über die See unternommen hätten, und sobald man ihn beleidigte, sich wegbegeben würden, so bekam er wiederum Muth, und suchte sich diese Umstände zu seiner Vertheidigung zu nutze zu machen. Seine Feinde verloren darüber den Muth, und befürchteten, daß das Volk gegen ihn, weil es ihn nöthig hätte, zu gelind verfahren möchte.

Sie gebrauchten deswegen gegen ihn diesen Kunstgrif, daß diejenigen Redner, welche nicht Feinde des Alcibiades zu seyn schienen, im Grunde ihn aber eben so sehr haßten als seine erklärten Feinde, dem Volke Vorstellungen thaten. —

„Es

„Es schickt sich nicht, sagten sie, daß ein mit so grosser Macht versehener Feldherr, eben da seine Armee und die Truppen der Bundesgenossen versammelt sind, zwischen Richtern sitzen, und seine Zeit verlieren soll. Man lasse ihn glücklich absegeln, und nach geendigtem Feldzuge kann er wiederkommen, und sich gesetzmäßig vertheidigen.„ —

Alcibiades sahe die böse Absicht bey diesem vorgeschlagenen Aufschube ein. Er stellte dem Volke vor, daß es etwas hartes seyn würde, wenn man ihn als Feldherrn über eine so grosse Kriegsmacht, ohne die wider ihn angebrachten Klagen und Beschuldigungen zu entscheiden, weggehen liesse; er müsse entweder zum Tode verdammt werden, wenn er sich wider die angebrachten Klagen nicht vertheidigen könnte, oder, wenn er seine Unschuld dargethan, ohne Furcht vor seinen Verläumdern gegen die Feinde zu Felde gehn. Allein er richtete nichts aus, sondern bekam Befehl abzusegeln.

Er gieng mit den beyden andern Feldherrn ab. Seine Macht bestand aus ungefähr hundert und vierzig Kriegsschiffen, fünftausend ein hundert schwer bewafneten Soldaten, tausend dreyhun-

dert Schützen, Schleuderern, und leichtbewafneten Truppen, und hinlänglichen Kriegsbedürfnissen. Er landete in Italien, und hielt zu Rhegium einen Kriegsrath über den Plan der Unternehmung. Nicias war seiner Meynung entgegen, Lamachus aber stimmte den Alcibiades bey. Er schifte nach Sicilien ab, und machte sich Catana unterwürfig, aber weiter konnte er nichts unternehmen, weil er sogleich nach Athen zurückberufen wurde, um sich vors Gericht wegen der wider ihn angebrachten Klagen zu stellen.

Anfänglich waren nur, wie schon gemeldet worden, einige Beschuldigungen wider den Alcibiades von Sklaven und Fremdlingen angebracht worden, welche einen schwachen Verdacht erregten. In seiner Abwesenheit aber erregten seine Feinde eine schärfere Untersuchung, und verbanden die Anklage wegen der verunehrten Säulen des Merkurs mit der wegen der Beschimpfung der heiligen Mysterien, und gaben vor, daß beyde Frevelthaten von einer Gesellschaft herrührten, die sich zu Neuerungen in der Republik verschworen hätte. Nun wurden alle, die nur auf irgend eine Art beschuldigt waren, unverhörter Sache in Verhaft genommen, und man bereuete es, daß man

de

den Alcibiades nicht gleich anfänglich vor Gericht gestellt, und über so schwere Beschuldigungen ein Urtheil gefällt hätte. Wer nur Freund, Anverwandter, oder Bekannter des Alcibiades war, erfuhr die Wuth des Volks. Seine Ankläger sind vom Thucydides nicht namentlich angegeben, aber andre Schriftsteller nennen sie Dioklides und Teuker, wie z. E. der Komödienschreiber Phrynichus in dieser Stelle: — „Nimm dich in Acht, lieber Merkur, daß du nicht fällst, und Schaden nimmst, und dadurch einem zweyten Dioklides Gelegenheit zu böser Verläumdung giebst.„ Merkur antwortete: „Ich werde mich in Acht nehmen: und ich will nicht den boshaften Fremdling Teuker mehr Geld für angebrachte Klage verdienen lassen.„

Die Ankläger des Alcibiades konnten gleichwol nichts von ihren Beschuldigungen sicher beweisen. Einer von ihnen, der gefragt wurde, wie er denn die Säulenstürmer so genau hätte erkennen können, vergieng sich so sehr, daß er sagte, er hätte sie beym Mondenscheine erkannt, und damals war doch eben Neumond gewesen. Dieß erregte zwar den Unwillen der verständigen, aber der Pöbel wurde deswegen nicht gelinder, nahm

alle Beschuldigungen an, und fuhr mit seiner Wuth fort, und ließ alle, die angegeben wurden, ins Gefängniß bringen.

Unter den Gefangenen, welche man verurtheilen wollte, befand sich auch der Redner Andocides, welchen der Geschichtschreiber Hellanikus für einen Nachkommen des Ulysses ausgiebt. Man hielt ihn für einen Feind des Volks, und der Aristokratie ergeben. Der größte Verdacht, daß er an der Säulenstürmerey Antheil gehabt habe, kam daher, daß eine grosse schöne Statüe des Merkurs, welche nahe an seinem Hause stand, und von dem Aegeischen Stamme war errichtet worden, mit wenigen andern war unbeschädigt geblieben: daher sie auch den allgemeinen Namen der Statüe des Andocides bekommen hat, obgleich die Inschrift darwider zeugt.

Ein gewisser Timäus, der nicht so viel Ansehn hatte, als Andocides, aber viel Verstand und Kühnheit, und der auch deswegen im Gefängnisse lag, weil er der Säulenstürmerey mit beschuldigt war, machte in dem Gefängnisse mit dem Andocides Bekanntschaft und Freundschaft. Dieser redte dem Andocides zu, daß er sich mit noch einigen andern als den Urheber der Frevelthat ange

angeben ſollte, weil durch ein öffentliches Edict des Volks demjenigen, der ſich ſelbſt angeben würde, Befreyung von der Strafe verſprochen worden war. Die Unterſuchung, ſagte er, ſey für alle mit einander gefährlich, und ſelbſt den vornehmſten fürchterlich; es ſey daher rathſamer, daß er durch eine Lüge ſein Leben erhalte, als daß er wegen gleicher Beſchuldigungen einen ſchimpflichen Tod leide; und fürs gemeine Beſte ſey es vortheilhaft, einige wenige unſchuldiger weiſe umkommen zu laſſen, um dadurch viele vortrefliche Männer der Wuth des Pöbels zu entreiſſen.

Andocides gab dieſen Vorſtellungen des Timäus Gehör. Er gab ſich und einige andre an, und erlangte die öffentlich verſprochne Verzeihung. Diejenigen, die er angegeben hatte, wurden alle umgebracht, auſſer den entwichnen, und um die Sache deſto glaubwürdiger zu machen, gab Andocides auch einige von ſeinen Sklaven an.

Aber das Volk ließ darauf ſeine Erbitterung noch nicht fahren, ſondern richtete ſeine von der Säulenſtürmerey nun abgewandte Wuth gänzlich auf den Alcibiades. Es wurde das Salaminiſche Schif zu ſeiner Abholung abgeſandt, aber dabey, nicht ohne Vorſicht, befohlen, daß man

ihn nicht mit Gewalt zwingen, noch Leid zufügen, sondern durch gelinde Vorstellungen ihn bewegen sollte, sich zu Athen vors Gericht zu stellen, und das Volk zu besänftigen. Denn man befürchtete Unruhe bey der Armee in einem feindlichen Lande, und einen Aufruhr, welchen auch Alcibiades, wenn er gewollt, leicht hätte erregen können. Es waren auch die Truppen nach seiner Abreise ganz muthlos, und vermutheten, daß der Krieg nunmehr vom Nicias saumselig und langwierig würde geführt werden, da derjenige fehlte, der zu thätigem Eifer anzuspornen pflegte. Lamachus besaß zwar viel kriegrischen Muth, aber er hatte wegen seiner Armuth nicht Ansehn genug.

Gleich bey seiner Abreise brachte er die Athenienser um Meßina; denn er hatte einige gewonnen, welche ihm die Stadt durch Verrätherey hatten übergeben wollen, diese gab er bey denjenigen in Meßina an, die es mit den Syrakusanern hielten, und hintertrieb dadurch die ganze Sache.

Als er bey Thurium gelandet hatte, verbarg er sich, und entkam allen Nachsuchungen. Einer, der ihn erkannte, sagte zu ihm: „Alcibiades, traueſt du denn deinem Vaterlande nicht?„ —

„sonſt

„sonst in allem, antwortete er, aber wenn es mein Leben betrift, auch nicht meiner Mutter, denn sie könnte, bey der Sammlung der Stimmen, aus Irrthum an statt des weissen Steins einen schwarzen ergreifen.„

Einige Zeit darauf erhielt er Nachricht, daß ihn die Athenienser zum Tode verdammt hätten. Er sagte: Ich will ihnen zeigen, daß ich lebe. Die Anklage wider ihn findet man folgendermassen aufgezeichnet: — „Thessalus, des Cimons Sohn, aus Laciade, klagt den Alcibiades, des Klinias Sohn, den Skamboniden, an, daß er die Göttinnen Ceres und Proserpina beleidigt hat, indem er die heiligen Mysterien vorgestellt, und sie in seinem eignen Hause nachgeahmt hat, in der heiligen Kleidung des Oberpriesters sich gezeigt, und diesen Namen sich geben lassen, den Polytion zum Fackelträger, den Theodorus, aus Rhegea, zum Herolde, und seine andern Freunde zu eingeweihten, oder Unterpriestern gemacht, und dadurch die heiligen Gebräuche der Eumolpiden, Herolde, und Priester zu Eleusis beschimpft hat. Auf diese Anklage verdammten ihn die Athenienser, weil er an den Terminen des Gerichts nicht erschienen war, und sich vertheidigt hatte, zogen

seine Güter ein, und befahlen, daß alle Priester und Priesterinnen über ihn den Bannfluch aussprechen sollten. Die einzige Priesterin Theano, des Meno Tochter, aus Agraule, widersetzte sich diesem Befehle und sagte: — „Ich bin eine Priesterin zu segnen und nicht zu fluchen.„

Alcibiades hielt sich in Argos auf, als dieses Urtheil wider ihn gefällt wurde, denn er war von Thurium gleich nach Peloponnes geflüchtet. Da er sich vor seinen Feinden fürchtete, und aller Hofnung, in sein Vaterland zurück zu kehren, entsagte, so schickte er nach Sparta, und bat um Schutz, und versicherte, daß er den Spartanern weit wichtigere Dienste leisten wollte, als er vorher, da er ihr Feind gewesen, ihnen Schaden zugefügt hätte.

Die Spartaner versprachen ihm Schutz und nahmen ihn auf. Er bewies sich auch gleich eifrig. Das erste was er that, war, daß er die Lacedämonier, welche zögerten und Bedenklichkeiten hatten, den Syrakusanern Hülfe zu schicken, ermunterte, daß sie ihren Feldherrn Gylippus nach Sicilien sendeten, uud die Macht der Athenienser daselbst schwächten. Zweytens brachte er es dahin, daß selbst von Peloponnes aus gegen das Atti-

Attische Gebiet Krieg geführt wurde. Drittens, welches das wichtigste war, beredte er die Lacedämonier, Decelia zu befestigen, wodurch den Athenienfern der gröβte Verdruβ und Schaden zugefügt wurde.

Alcibiades erwarb sich nicht allein durch seine Betriebsamkeit in Staatssachen zu Lacedämon Ehre, sondern auch durch seine Privateinrichtung Bewundrung. Er gewann die Liebe des gemeinen Volks, und bezauberte es gleichsam, da er die Spartanische Lebensart annahm. Man konnte es kaum glauben, wenn man sah, daβ er sich bis auf die Haut schor, im kalten Wasser badete, und den Lacedämonischen groben Brey mit der schwarzen Suppe aβ, daβ dieser Mann jemals in seinem Hause einen Koch gehabt, oder einen Milesischen Rock angerührt habe. Er besaβ unter vielen andern grossen Eigenschaften auch besonders die Kunst, die Menschen für sich einzunehmen, und ihrer ganzen Einrichtung und Lebensart sich gleich zu stellen, und sich schneller als ein Chamäleon zu verändern; ausser daβ dieses Thier, wie man erzehlt, in die einzige weisse Farbe sich nicht verwandeln kann. Alcibiades aber konnte, so wie er sich unter Guten oder Bösen

befand, alles nachahmen, sich in alles schicken. In Sparta war er arbeitsam, mäßig, ernsthaft: in Jonien wollüstig, den Vergnügungen, der Gemächlichkeit ergeben: in Thracien liebte er den Trunk und das Reiten: bey dem Persischen Landvogte Tissaphernes übertraf er an Pracht und Verschwendung allen Persischen Staat.

Es war ihm aber nicht so sehr leicht, sich aus einem Charakter immer in den andern zu verwandeln, und er nahm den fremden Charakter auch im Grunde nicht an, sondern, weil er durch sein eignes Naturell diejenigen, mit denen er umgieng, hätte beleidigen können, so verbarg und verkleidete er sich nur in eine ähnliche Gestalt und äuserliches Ansehn. Daher konnte man von ihm, als er in Lacedämon war, was das äuserliche betraf, das Sprüchwort brauchen: **Das ist nicht der Sohn des Achilles, sondern er selbst**: man konnte sagen: **Er ist kein Fremder, sondern ein Zögling des Lykurgs.** Aber seinen wahren Gesinnungen und Handlungen nach blieb er, wie Helena, **immer das vorige Weib.** Denn Timäa, die Gemahlin des Königs Agis, wurde von ihm, als ihr Gemahl im Kriege abwesend war, so sehr verführt, daß sie einen Sohn von ihm bekam, und

die

die That gar nicht leugnete. Sie nannte diesen Sohn zwar öffentlich Leotychides, gegen ihre Freundinnen und Bedienten aber nannte sie ihn Alcibiades: so sehr liebte sie den Alcibiades. Dieser aber war so frech, daß er sagte, er hätte dieß weder um den Agis zu beleidigen, noch aus Wollust gethan, sondern damit seine Nachkommen über die Lacedämonier herrschen möchten.

Agis bekam von allem diesem vielfache Nachricht, und die Zeit bestätigte die Sache, da er sich erinnerte, daß er bey einem entstandnen Erdbeben aus Schrecken das Zimmer seiner Gemahlin verlassen, und in zehn Monaten nicht bey ihr gewesen war, nach welcher Zeit Leotychides geboren worden war, den er also nicht für seinen Sohn erkannte. Aus dieser Ursache wurde hernach Leotychides auch von der Nachfolge in der Regierung ausgeschlossen.

Die Athenienser waren in Sicilien unglücklich gewesen, und die Chier, Lesbier, und Cyzicener liessen durch Abgeordnete zu Sparta erklären, daß sie der Athenienser Parthey verlassen wollten. Die Böotier unterhandelten für die Lesbier, Pharnabazus für die Cyzicener, aber auf Anrathen des Alcibiades beschloß man, zuerst den Chiern

Bey-

Beyſtand zu leiſten. Alcibiades, der ſelbſt zu dieſer Unternehmung mitgieng, machte beynahe ganz Jonien von den Athenienſern abwendig, und fügte ihnen, da er immer an der Seite der Lacedämoniſchen Feldherrn war, vielfachen Schaden zu.

Aber Agis, der ſchon wegen der Verführung ſeiner Gemahlin dem Alcibiades feind war, wurde durch die Ehre, die dieſer Mann ſich erwarb, noch mehr erbittert; denn man ſagte allgemein, daß das Glück der Lacedämonier durch den Alcibiades, der faſt an allem Antheil habe, verurſacht würde. Die mächtigſten und ehrgeitzigſten unter den Lacedämoniern beneideten ihn längſt. Sie brachten es endlich dahin, daß die Regierung zu Sparta nach Jonien heimlichen Befehl ſandte, den Alcibiades umzubringen. Aber er erfuhr es durch geheime Nachrichten, und hütete ſich, ob er gleich noch an allem Antheil nahm, in die Hände ſeiner Feinde zu fallen.

Indeſſen begab er ſich doch, der Sicherheit wegen, in den Schutz des Königlichen Perſiſchen Landvogts Tiſſaphernes. Er wurde an deſſen Hofe ſehr bald die erſte und wichtigſte Perſon. Denn Tiſſaphernes, der ſelbſt ein liſtiger und falſcher

scher Mann war, und boshafte Rathschläge liebte, bewunderte die so vielfache und grosse Verschlagenheit und Klugheit des Alcibiades. Und im täglichen Umgange und dem Vergnügen der Gesellschaft konnte Alcibiades jeden Charakter, jede Art von Menschen angenehm unterhalten, und für sich einnehmen. Selbst diejenigen, die ihn haßten und beneideten, empfanden in seinem Umgange die angenehmste Unterhaltung. Daher auch Tissaphernes, ein sonst grausamer Mann, und der die Griechen unter allen Persern am meisten haßte, so sehr von den Schmeicheleyen des Alcibiades eingenommen wurde, daß er demselben sogar gegenseitige Schmeicheleyen machte. So gab er den schönsten seiner Lustgärten, der mit Quellen, blumichten Wiesen, Lusthäusern und Lauben, und mit königlicher Pracht ausgeschmückt war, den Namen Alcibiades, und diesen Namen hat der Lustgarten nachher beständig behalten.

Alcibiades, der nun die Parthey der Spartaner als ungetreuer Leute verlassen hatte, und sich vor den Agis fürchtete, suchte ihnen durch allerhand verdächtige Vorstellungen bey dem Tissaphernes zu schaden. Er gab den Rath, den Lacedämoniern nicht so eifrig beyzustehen, noch die

Athe-

Athenienser gänzlich zu unterdrücken, sondern durch sparsamere Hülfsleistungen an die eine Völkerschaft, beyde allmählig zu schwächen, und durch wechselseitige Abmattungen sie der Herrschaft des Persischen Königs leichter zu unterwerfen. Sein Rath wurde angenommen: er wurde öffentlich geliebt und bewundert. Beyde kriegführende Partheyen der Griechen richteten nun ihr Augenmerk auf den Alcibiades, und die Athenienser bereueten bey lauter üblen Vorfällen ihr Urtheil gegen ihn. Er selbst aber war über das Unglück der Athenienser mißvergnügt, und furchte sich, daß bey dem gänzlichen Ruine von Athen er auch der Macht der ihm gehäßigen Lacedämonier möchte aufgeopfert werden.

Das vornehmste Glück der Athenienser beruhete damals auf den Ausgang der Unternehmung nach Samos, wohin sie ihre Seemacht geschickt hatten, theils ihre Besitzungen zu behaupten, theils die abgefallenen Städte sich zu unterwerfen. Sie waren jetzt ihren Feinden zur See noch so ziemlich gewachsen: aber sie fürchteten sich vor dem Tissaphernes, der, wie man sagte, hundert und funfzig Schiffe aus Phönicien erwartete, nach deren Vereinigung mit der Lacedämonischen

schen Flotte für Athen gar keine Hofnung zur Errettung mehr war. Alcibiades, der dieses wußte, schickte zu den vornehmsten der Athenienser, die in Samos waren, eine geheime Botschaft, und machte ihnen Hofnung zu der Freundschaft des Tissaphernes, mit der Erklärung, daß er dieses Anerbieten nicht aus Gunst gegen das Athenienſische Volk, dem er nicht trauete, sondern aus Neigung gegen den Adel zu Athen thäte, wenn dieser es wagen wollte, mit edler Tapferkeit dem Volke seine Gewalt zu entreissen, und durch sich selbst das allgemeine Wohl und den Staat erhalten wollte.

Die andern alle waren dem Vorschlage des Alcibiades sehr geneigt bis auf den einzigen Phrynichus aus Dirades, welcher Verdacht schöpfte, und glaubte, wie sich auch wirklich die Sache verhielt, daß dem Alcibiades wenig dran gelegen wäre, ob Athen durch eine Aristokratie oder Demokratie regiert würde, er suche nur überhaupt die Rückkehr in sein Vaterland, und durch die vorgegebne Verachtung des Volks den Adel zu gewinnen, und sich ergeben zu machen. Aber seine Meinung wurde von den andern niedergeschlagen, und er war nun ein offenbarer Feind des Alcibiades geworden.

Er

Er meldete nunmehr dem Astyochus, dem Admirale der feindlichen Lacedämonischen Flotte, insgeheim die ganze Sache, und rieth ihm, sich in Acht zu nehmen, und den Alcibiades, der es mit beyden Partheyen hielte, in Verhaft zu nehmen. Hier kam aber unversehens ein Verräther zum andern. Denn Astyochus, der gänzlich sich der Gunst des Tissaphernes geweiht hatte, und wohl wußte, in welchem Ansehn beym Tissaphernes Alcibiades stand, entdeckte die Nachricht des Phrynichus dem Alcibiades selbst. Alcibiades schickte sogleich Leute nach Samos, welche den Phrynichus verklagen mußten. Phrynichus, der bey dem Unwillen und allgemeinem Aufstande wider sich gar keine andre Rettung bey den gegenwärtigen Umständen sahe, versuchte ein Uebel durch ein grösseres Uebel zu mildern. Er schickte sogleich zum Astyochus, und beschwerte sich zwar wegen der Angabe wider ihn, aber versprach auch zugleich, die ganze Flotte und Armee der Athenienser an ihn zu verrathen. Aber auch diese Verrätherey des Phrynichus schadete den Athenienſern nichts, denn Astyochus verrieth ihn wieder, und entdeckte seinen ganzen Anschlag dem Alcibiades. Jedoch vermuthete dieses Phrynichus

chus vorher, und erwartete eine neue Anklage des Alcibiades. Er suchte also zuvorzukommen, und sagte den Athenienſern vorher, daß ſie von der feindlichen Flotte würden angegriffen werden, ſie möchten ihre Schiffe beſetzt halten, und ihr Lager befeſtigen. Während dieſer Anſtalten der Athenienſer kamen Briefe vom Alcibiades an, in welchen er ihnen rieth, den Phrynichus zu beobachten, welcher ihre Flotte an die Feinde verrathen wollte. Sie glaubten es aber nicht, ſondern vermutheten, daß Alcibiades, der der Feinde Anſtalten und Abſichten wohl wüßte, ſich dieſer Gelegenheit zur Verleumdung des Phrynichus bediene. Sie irrten ſich. Als aber hernach Phrynichus von einem der wachthabenden Soldaten, Hermon, auf öffentlichem Markte mit einem Dolche erſtochen wurde, ſo erkannten, nach darüber angeſtelltem Gerichte, die Athenienſer die Verrätherey des Phrynichus, fanden ihn ſchuldig, und beſchenkten den Hermon und ſeine Mitgenoſſen mit Ehrenkränzen.

Die Freunde des Alcibiades in Samos ſetzten ihre Meynung durch, und ſchickten den Piſander nach Athen, um eine Staatsrevolution zu bewirken. Er ſollte den Adel ermuntern, die Regie-

rung zu übernehmen, und die Gewalt des Volks zu stürzen, wobey ihnen Alcibiades den Beystand und die Freundschaft des Tissaphernes versprä-che. Dieß war nur ein Vorwand und eine Idee von denjenigen, die die Aristokratie errichten wollten.

Nachdem aber die sogenannten fünftausend Männer, deren eigentlich nur vierhundert waren, sich die Regierung angemasset hatten, so dachten sie nicht im geringsten an den Alcibiades, und führten den Krieg nachläßig, theils weil sie dem Volke, das dieser Revolution noch nicht gewohnt war, nicht traueten, theils weil sie glaubten, daß die Lacedämonier, die stets der Aristokratie geneigt waren, ihnen gelinde Friedensbedingungen geben würden.

Das Volk zu Athen bezeigte sich aus Furcht ruhig; denn es wurden viele Personen, die sich den vierhundert Männern widersetzt hatten, um-gebracht. Als aber die in Samos davon Nach-richt bekamen, so schiften sie sogleich voller Wuth nach dem Piräeus ab. Sie riefen den Alcibiades wieder in sein Vaterland zurück. Sie erwählten ihn zum Feldherrn. Sie trugen ihm auf, an ihrer Spitze die Herrschaft des Adels zu vernich-

ten.

ten. Hier betrug er sich nun nicht so, wie sich ein andrer würde betragen haben, der durch die Gunst des Volks so sehr erhoben worden wäre. Er glaubte, er müsse nicht sogleich in allem nachgeben, und denjenigen blindlings folgen, welche ihn aus einem herumirrenden Flüchtlinge zum Admirale ihrer ganzen Seemacht, und Feldherrn ihrer Armee gemacht hatten. Er that, was ein grosser Mann, der der Regierung vorsteht, zu thun pflegt, er widerstand seinen Mitbürgern, wenn sie sich vom Zorne hinreissen liessen, er hinderte sie, Fehler zu begehen, und erhielt offenbar den Athenienſischen Staat. Denn wenn damals die ganze Athenienſische Flotte nach Athen zurückgeschift wäre, so hätten die Feinde, ohne Mühe, ganz Jonien, den Helleſpont, und die Inſeln einnehmen können, indem die Athenienſer unter sich selbſt einen innerlichen Krieg geführt, und die feindlichen Waffen selbſt nach Athen gezogen hätten. Alcibiades war der einzige, oder doch wenigſtens der vornehmſte, der dieſes hinderte. Er wandte Zuredungen, Bitten, Vorſtellungen, und Strafen dabey an. Thraſybulus aus Stiria half ihm dabey, indem er ihn allenthalben hin begleitete, und dem Volke mit ſeiner ſtarken Stimme,

die die stärkste unter allen Athenienſern geweſen ſeyn ſoll, zurief.

Einer der wichtigſten Dienſte für den Staat war es auch, daß Alcibiades ſein Verſprechen wegen der Phöniciſchen Schiffe, die die Lacedämonier von dem Perſiſchen Könige erwarteten, erfüllte, daß dieſe entweder ſich mit den Athenienſern vereinigen, oder doch wenigſtens nicht die Lacedämonier unterſtützen ſollten. Er ſegelte ihnen geſchwind entgegen, und Tiſſaphernes ließ dieſe Schiffe, die ſchon bis nach Aſpend gekommen waren, nicht zu der Flotte der Lacedämonier, die er in ihrer Hofnung betrog, hinſchiffen. Alcibiades wurde von beyden kriegführenden Partheyen für die Urſache dieſes Zurückbleibens der Schiffe gehalten, beſonders glaubten die Lacedämonier, er habe dem Tiſſaphernes den Rath gegeben, zuzuſehen, daß ſich die Griechen unter einander ſelbſt ins Verderben ſtürzten. Denn es war offenbar, daß diejenige Parthey, mit welcher ſich jene Schiffe vereinigt hätten, der andern ihre ganze Seemacht würde zu Grunde gerichtet haben.

Bald darauf wurde die Herrſchaft der Vierhundert Männer zu Athen aufgehoben, indem die Freunde des Alcibiades ſich eifrig der Parthey

des

des Volks annahmen. Die Einwohner zu Athen wünschten nunmehr den Alcibiades bey sich zu sehn, und beriefen ihn zurück. Er glaubte aber, er müsse nicht mit leeren Händen, und ohne etwas verrichtet zu haben, als wenn er durch das Mitleiden und die Gnade des Volks zurückkehre, sondern mit neuem Ruhme zu Athen erscheinen. Er gieng deßwegen mit einigen Schiffen von Samos ab, und kreuzte bey den beyden Inseln Kos und Knidus. Da er hier aber Nachricht bekam, daß der Spartanische Admiral Mindarus mit der ganzen Flotte nach dem Hellespont hinsegelte, und die Athenienſische Flotte ihm nachfolgte, so eilte er, den Anführern derselben Beystand zu leisten. Und er kam zum guten Glücke mit seinen achtzehn Schiffen eben zu der Zeit an, da beyde Flotten bey Abydos einander angegriffen hatten, und eine Seeschlacht lieferten. Beyde Flotten siegten auf der einen Seite, und wurden auf der andern besiegt. Das Gefecht dauerte mit lebhafter Hitze schon bis an den Abend hin.

Die Annäherung des Alcibiades brachte bey beyden Partheyen eine widrige Wirkung hervor: die Feinde verdoppelten ihren Muth, die Athenienser geriethen in Unordnung. Aber Alcibia-

des ließ geschwind auf dem Admiralschiffe die Athenienſiſche Flagge aufſtecken, um anzuzeigen, daß freundliche Schiffe zu Hülfe kämen, und ſtürmte auf die Peloponneſier, die ſchon den Sieg in Händen hatten, und die Athenienſer verfolgten, los. Er ſchlug ſie in die Flucht, trieb ſie ans Land, verdarb im Nachfolgen eine Menge von ihren Schiffen, und tödtete viele, die ſich beym Ausſteigen mit Schwimmen retten wollten, obgleich Pharnabazus ihnen zu Lande zu Hülfe kam, und an der Küſte mit ſeiner Armee die Landung deckte. Die Athenienſer hatten dreyßig feindliche Schiffe weggenommen, und die ihrigen weggenommenen wieder erobert, und errichteten über dieſen Sieg eine Trophäe.

Dieſes glänzende Glück erweckte bey dem Alcibiades die Ehrbegierde, ſich ſogleich dem Tiſſaphernes in ſeiner Pracht zu zeigen. Er nahm eine Menge öffentliche und Privatgeſchenke mit, und begab ſich mit einem herrlichen Gefolge zu ihm. Aber ſeine Erwartung wurde ſehr betrogen. Tiſſaphernes, der ſchon längſt bey den Lacedämoniern in dem Verdacht der Verrätherey war, und ſich fürchtete, aufs neue bey ſeinem Könige verklagt zu werden, ergrif die Gelegenheit

der

der Ankunft des Alcibiades, um sich durch Ungerechtigkeit von jenem Verdachte zu befreyen, ernahm den Alcibiades gefangen, und schickte ihn nach Sardis in Verhaft.

Alcibiades entkam nach dreyßig Tagen seinen Wächtern, und floh auf einem ungefähr erhaltenen Pferde nach Klazomene. Um sich an dem Tissaphernes zu rächen, breitete er die Nachricht aus, daß ihn Tissaphernes selbst losgelassen hätte. Er selbst begab sich zu Schiffe, und kam in das Athenienſische Lager. Da er hier erfuhr, daß Mindarus und Pharnabazus beysammen in Kyzikus waren, so stellte er den Soldaten vor, wie nöthig es wäre, daß sie nicht allein zur See, sondern auch zu Lande siegten, und eroberten, weil es ihnen sonst, wenn sie nicht allenthalben siegten, an Gelde und Unterhalte fehlen würde.

Er bemannete die Schiffe, und segelte nach Prokonesus zu. Die kleinern Schiffe mußten sich in die Mitte stellen, und es zu verhindern suchen, daß den Feinden seine Ankunft nicht bekannt würde. Es fiel eben ein starker Regen mit einem Donnerwetter, wobey es so finster wurde, daß seine ganzen Anstalten nicht konnten gesehen werden, und er nicht allein die Feinde sondern die

Athenienser selbst hintergieng, die wider Vermuthen sich einschiffen mußten. Da es wieder helle geworden war, sahe man die Peloponnesische Flotte im Angesichte, die vor dem Hafen von Kyzikus vor Anker lag. Alcibiades besorgte, daß die Feinde, wenn sie die Anzahl seiner Schiffe gewahr würden, ans Land fliehen möchten, und befahl daher den Schifshauptleuten, ihm stille hinten nachzusegeln: er selbst aber erschien nur mit vierzig Schiffen, und bot den Feinden ein Treffen an. Diese liessen sich hintergehen, und fiengen, aus Geringschätzung dieser Anzahl Schiffe, mit denen sie allein zu thun zu haben glaubten, das Gefecht an. Als aber währendem Treffen die übrigen Schiffe dazu erschienen, so ergriffen sie mit Bestürzung die Flucht. Alcibiades verfolgte sie mit zwanzig seiner besten Schiffe bis ans Land, stieg aus, jagte den aus den Schiffen entflohenen nach, und tödtete eine Menge von ihnen. Mindarus und Pharnabazus, welche zu Hülfe eilten, wurden zurückgetrieben, Mindarus, der sich herzhaft wehrte, blieb auf dem Platze, Pharnabazus nahm die Flucht.

Die Athenienser bekamen viele Beute, und alle feindliche Schiffe geriethen in ihre Gewalt. Sie

erober-

eroberten Kyzikus, welches Pharnabazus, nach der Niederlage der Peloponnesier, verlassen hatte, und sie behaupteten nicht allein ihre Herrschaft auf dem Hellespont, sondern vertrieben auch die Lacedämonier von dem ganzen Meere. Man fieng auch einen Brief auf, in welchem die vorgefallene Niederlage den Vorstehern der Regierung zu Sparta im Lakonischen Stile berichtet wurde: — „Unser Glück ist hin: Mindarus getödtet: die Soldaten hungern: wir wissen nicht, was wir thun sollen.„

Die Truppen unter dem Alcibiades wurden so sehr vom Stolze eingenommen, daß sie als siegreiche Soldaten mit den andern, die öfters geschlagen worden waren, nicht zusammen dienen wollten. Denn kurz zuvor war Thrasyllus bey Ephesus geschlagen worden, und die Ephesier hatten zur Schande der Athenienser eine Trophäe von Erzt aufrichten lassen. Dieß warfen die Soldaten unter dem Alcibiades denen, die unter dem Thrasyllus gedient hatten, vor, lobten sich und ihren Feldherrn dagegen, und wollten mit jenen zugleich im Lager weder sich üben lassen, noch Dienste thun. Als sie aber vom Pharnabazus, der ein grosses Heer von Reuterey und Fußvolk

bey sich hatte, in der Gegend von Abydos angegriffen wurden, und ihnen Alcibiades mit dem Thrasyllus zugleich zu Hülfe kam, die Feinde schlug, und bis in die Nacht verfolgte, so vereinigten sich beyderley Truppen wieder, und kehrten mit gemeinschaftlicher Freude und Lustigkeit ins Lager zurück.

Den Tag darauf errichtete Alcibiades eine Trophäe, und verwüstete des Pharnabazus Provinz, ohne Widerstand zu haben, doch ließ er alle gefangnen Priester und Priesterinnen ohne Ranzion los. Hierauf gieng Alcibiades zur Belagerung der Stadt Chalkedon ab, welche von den Athenienſern abgefallen war, und Lacedämonische Besatzung eingenommen hatte. Da er aber erfuhr, daß die Chalkedonier alle Güter ihrer Provinz zu den Bithyniern, ihren Bundesgenossen, geschaft hätten, so zog er mit seiner Armee an die Bithynische Grenze, und foderte durch einen Herold diese Güter zurück. Die Bithynier geriethen in Furcht, gaben das verlangte zurück, und errichteten einen Freundschafts-Tractat.

Die Stadt Chalkedon war von einem Meere bis zum andern befestigt, und Pharnabazus rückte zu ihrem Entsatze herbey; zugleich that der Lacedämo-

dämonische Befehlshaber in der Stadt, Hippokrates, mit seinen Truppen einen Ausfall auf die Athenienser. Alcibiades, der mit beyden zu fechten hatte, stellte sich so, daß er den Pharnabazus zu einer schimpflichen Flucht nöthigte, und den Hippokrates tödtete er mit einer Menge von seinen Truppen.

Nach diesem Siege schifte er nach dem Hellespont, um Contributionen zusammen zu treiben. Er nahm auf dieser Expedition die Stadt Selybria ein, wobey er in unvermuthete Gefahr gerieth. Diejenigen, die ihm die Stadt verrathen wollten, hatten ihm versprochen, um Mitternacht mit einer Fackel ein Zeichen zu geben, aber sie wurden genöthigt, es früher zu thun, weil sie sich vor einen der Mitverschwornen fürchteten, der plötzlich seine Gesinnung geändert hatte. Da nun Alcibiades noch nicht seine Soldaten in gehöriger Bereitschaft hatte, als das Zeichen mit der Fackel gegeben wurde, so nahm er nur ungefähr dreyßig Mann, die gleich bey ihm waren, mit, und eilte nach der Mauer, indem die andern Truppen ihm schleunig nachfolgen sollten. Das Thor wird eröfnet, zu seinen dreyßig Mann stossen noch zwanzig Bogenschützen, er dringt in die Stadt,

Stadt, aber sogleich sieht er auch, daß die feindlichen Soldaten auf ihn anrücken. Er sieht, wenn er hier fechten will, keine Errettung für sich, und doch hindert ihn sein Ehrgeitz zu fliehen, da er bis an diesem Tage in allen kriegrischen Unternehmungen unbesiegt geblieben war. Er entschließt sich daher, durch einen Trompeter Stillschweigen verkündigen zu lassen, und einer der bey ihm stehenden muß ausrufen: **Die Athenienser führen nicht wider die Selybrianer die Waffen.** * Dieser Ausruf machte, daß viele weniger Lust zum Fechten bezeugten, weil sie glaubten, daß schon die ganze feindliche Armee in der Stadt wäre, die meisten aber wurden dadurch zur Hofnung eines Vergleichs mit den Athenienſern gebracht. Indem nun von beyden Seiten Unterhandlungen gepflogen wurden, kam des Alcibiades ganze Armee an. Er wurde bald gewahr, daß die Selybrianer zum Frieden geneigt wären, und

* Ich lese hier mit Bryan Σηλυβριανοῖς Ἀθηναίους ἐν. ὁ. μ. τ. an statt der gewöhnlichen Lesart Σηλυβριανὸς Ἀθηναίοις κ. τ. λ. welche letztere Lesart den ganzen Zusammenhang dunkel und kaum verständlich macht.

und befürchtete nur, daß seine Thraciſchen Soldaten die Stadt plündern möchten, deren eine groſſe Anzahl war, die alle aus Neigung gegen den Alcibiades dieſem Feldzuge beywohnten, und ſich immer tapfer verhielten. Er ſchickte daher alle dieſe Völker aus der Stadt, und that den Selybrianern, auf ihre Bitte, keinen Schaden weiter, als daß er Contribution ſich geben ließ, und eine Beſatzung in die Stadt legte, worauf er ſie ſogleich wieder verließ.

Indeſſen hatten die Athenienſiſchen Generale, welche Chalkedon belagerten, mit dem Pharnabazus einen Vergleich gemacht, daß ſie gegen eine gewiſſe Summe Geldes, die ſie erhielten, die Provinz des Pharnabazus nicht weiter beunruhigen wollten, daß aber die Chalkedonier ſich wieder den Athenienſern unterwerfen ſollten; Pharnabazus wolle auch den Geſandten der Athenienſer ein ſichres Geleite zum Perſiſchen Könige geben.

Pharnabazus verlangte bey der Rückkunft des Alcibiades, daß dieſer Feldherr auch den Vergleich beſchwören ſollte, aber Alcibiades wollte es nicht eher thun, bis Pharnabazus zugleich mit ſchwur. Nach geleiſtetem Eide, und berichtigtem Vertrage gieng Alcibiades auf die Byzantiner los, welche

von

von den Athenienſern abgefallen waren. Er belagerte Byzanz. Anaxilaus, Lykurg, und verſchiedne andre verſprachen ihm die Stadt zu überliefern, wenn er ihr keinen Schaden zufügen wollte. Er ließ darauf das Gerücht verbreiten, daß er wegen eines in Jonien entſtandnen Aufruhrs dahin ſich begeben müſſe, und ſegelte auch wirklich mit allen Schiffen ab, kehrte aber des Nachts zurück, und rückte in aller Stille an die Stadtmauern. Indeſſen griffen die Schiffe den Hafen mit groſſem Geſchreye und Lermen an, und ſetzten durch dieſe Ueberraſchung die Byzantiner in Beſtürzung, da hingegen diejenigen, welche der Athenienſiſchen Parthey ergeben waren, deſto ſichrer, indem alles dem Hafen zu Hülfe eilte, den Alcibiades in die Stadt laſſen konnten.

Gleichwol gieng es nicht ohne Gefechte ab. Denn die Peloponneſer, Böotier, und Megarenſer, welche in Byzanz waren, ſchlugen den Sturm auf dem Hafen ab, und trieben die Athenienſer auf ihre Schiffe zurück, und da ſie erfuhren, daß die Athenienſiſchen Truppen ſchon in der Stadt wären, griffen ſie auch dieſe an. In dieſem harten Gefechte ſiegten dennoch Alcibiades, der den rechten Flügel, und Theramenes, der den linken

anführ-

anführte, und bekamen von den noch überbliebnen Feinden auf dreyhundert gefangen. Nach erfochtenem Siege wurde kein Byzantiner getödtet oder vertrieben, denn mit dieser Bedingung war die Stadt überliefert worden, und jeder behielt das seinige.

Daher auch Anaxilaus, da er der Verrätherey zu Lacedämon beschuldigt wurde, in seiner Vertheidung bewies, daß er nichts schändliches gethan habe. „Ich bin, sagte er, kein Lacedämonier, sondern ein Byzantiner: ich sah, nicht daß Sparta, sondern daß Byzanz in Gefahr war. Die Stadt war belagert, alle Zufuhr abgeschnitten, den noch übrigen Vorrath in der Stadt verzehrten die Peloponnesier und Böotier, indeß die Byzantiner mit ihren Weibern und Kindern Hunger litten. Ich verrieth die Stadt nicht an die Feinde, sondern errettete sie vom Kriege und Elend. Ich that, was die redlichsten der Lacedämonier zu thun pflegten, die schlechterdings nur das für gut und gerecht halten, was zum Besten des Vaterlandes gereicht.„ — Diese Vertheidigung gefiel den Lacedämoniern so sehr, daß sie alle die los liessen, die der Verrätherey beschuldigt waren.

Alcibiades sehnte sich nunmehr seine Vaterstadt wieder zu sehen, und besonders wünschte er, sich nun seinen Mitbürgern als einen so vielfachen Sieger zu zeigen. Er kam mit der Athenienssischen Flotte an, bey der alle Schiffe mit vielen Schilden und andrer Beute ringsherum ausgeschmückt waren: hinten nach folgten die weggenommenen Schiffe, und die Zierrathen der von ihm eroberten und verderbten Schiffe, deren in allen über zweyhundert waren. Duris, aus Samos, der sich für einen Nachkommen des Alcibiades ausgiebt, setzt noch hinzu, daß Chrysogonus, der vorher in den Pythischen Spielen den Preis erhalten, mit seiner Flöte den Tact angegeben habe, wie die Schiffe haben segeln und rudern müssen, daß Kallipides, der Schauspieler, im prächtigsten theatralischen Anzuge den Herold dabey vorgestellt, und daß das Admiralschif mit purpurnen Segeln geschmückt in den Hafen eingelaufen sey. Aber weder Theopompus, noch Ephorus, noch Xenophon erzehlen diese Umstände, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Alcibiades, der aus der Verweisung und nach vielen erlittenen Unfällen jetzt zurück kam, sich gegen die Athenienser in einem so übermüthigen Aufzuge, als wenn

er

er von einem lustigen Gastmale zurückkäme, gezeigt hat. Er schifte vielmehr noch ganz furchtsam in den Hafen ein, und wollte auch nicht eher aus seinem Schiffe steigen, bis er vom Borde her seinen Vetter Eurytolemus und viele von seinen Verwandten und Freunden sahe, welche ihn mit Freude empfiengen, und auszusteigen baten.

Als er ausgestiegen war, schien es, als wenn die entgegen kommenden Menschen gar keinen andern General als ihn sähen: sie liefen auf ihn zu, empfiengen ihn mit einem Freudengeschrey, und begleiteten ihn: die nahe bey ihm waren, warfen ihm Kränze zu, die weiter entfernten sahen ganz allein auf ihn, und die Alten zeigten ihn den Kindern. Es wurden auch bey dieser Freude viele Thränen vergossen, und man erinnerte sich bey dem gegenwärtigen Glücke der vorigen Unglücksfälle. „Sicilien, sagte man, würde uns nicht entgangen und unsre andern Hofnungen würden nicht so getäuscht worden seyn, wenn wir den Alcibiades damals an der Spitze der Armee und des Staats gelassen hätten. Er kam wieder dazu, als wir beynahe ganz aus dem Meere vertrieben waren, zu Lande kaum unsre Vorstädte mehr besassen, und Athen selbst sich durch in-

nerliche Zwistigkeiten zerrüttete; er stellte unsern Staat aus seinen elenden Trümmern wieder her, verschafte uns nicht allein wieder die Herrschaft auf dem Meere, sondern machte unsre Truppen auch zu Lande allenthalben zu Siegern über die Feinde.„

Das Decret wegen seiner Rückkunft war schon vorher öffentlich ausgefertigt, und vom Kritias, dem Sohne des Kalläschrus, aufgesetzt, welcher in seinen Gedichten es erwähnt, und den Alcibiades an diese Wohlthat erinnert. — „Das Urtheil, das dich zurief, das gab ich in allem, ich schriebs, ich führte das Werk aus. Meine Zunge drückte das Siegel der Bestätigung drauf.„

Es wurde eine Versammlung des Volks gehalten, in welcher Alcibiades erschien, und seine ausgestandnen Drangsale mit Thränen beklagte, doch machte er dem Volke nur schwache und gelinde Vorwürfe, und schrieb sein ganzes böses Schicksal vielmehr dem Verhängnisse und einem feindseligen Dämon zu. Er breitete sich darauf in seiner Rede über die kriegrischen Entwürfe der Feinde aus, und flößte seinen Mitbürgern neuen Muth und Zuversicht ein. Er wurde darauf mit einer goldenen Krone bekränzt, man trug ihm den

Ober-

Oberbefehl über die Athenienſiſche Macht zur See und zu Lande auf, ſeine Güter wurden ihm durch ein Staatsdecret wieder zurückgegeben, und die Eumolpiden und Herolde mußten die ehemals auf Befehl des Volks wider ihn ausgeſprochnen Flüche aufheben. Bey dieſer Ceremonie ſagte der Oberprieſter Theodorus: **Ich habe ihn nicht verflucht, wenn er der Stadt Athen kein Unrecht gethan hat.**

Bey allem dieſen glänzenden Glücke des Alcibiades beunruhigte doch einige ſeiner Freunde der Tag ſeiner Rückkunft: denn er ſchifte an eben dem Tage in den Hafen ein, an welchem das Feſt Plynteria gefeyert wurde. Die Prieſter, welche Praxiergiden heiſſen, feyern dieſes Feſt am fünf und zwanzigſten Junius. Sie nehmen alsdenn dem Bilde der Göttin Minerva allen Schmuck ab, und bedecken es; daher die Athenienſer dieſen Tag unter ihre unglücklichſten rechnen. Es ſchien als wenn die Göttin Minerva den Alcibiades nicht gern und gnädig aufnähme, ſondern mit bedecktem Antlitze ihn gleichſam wegwieſe.

Indeſſen gieng doch dem Alcibiades alles nach Wunſche. Es wurden hundert Schiffe ausgerüſtet und bemannet, und ſie ſollten eben abſegeln,

als Alcibiades von einer gewissen edlen Ehrbegierde sich verleiten ließ, bis zum Feste der heiligen Mysterien zu warten.

Seitdem Dekelia von den Lacedämoniern war befestigt worden, und der Weg nach Eleusis in feindlicher Gewalt war, hatte der festliche Aufzug dahin, den man zur See anstellte, keine vorige Pracht mehr, und man hatte aus Noth die festlichen Opfer und Tänze, und was sonst die Priester, wenn sie den Bacchus herabführten, vorzunehmen pflegten, aus Noth unterlassen. Alcibiades hielt es für eine ruhmvolle Ehrerbietung gegen die Götter, und für eine Ehre bey den Menschen, wenn er diesem Feste seinen gewöhnlichen Glanz wiedergäbe, den feyerlichen Aufzug zu Lande anstellen liesse, und ihn mit seinen Truppen wider die Feinde beschützte. Er wollte auch gern dadurch den Agis, wenn dieser ihn ruhig ziehen liesse, demüthigen, oder eine heilige und den Göttern angenehme Schlacht für einen der größten Religionsgebräuche im Angesichte seines Vaterlandes liefern, und alle seine Mitbürger zu Zeugen seiner Tapferkeit haben.

In dieser Absicht benachrichtigte er die Eumolpiden und Herolde davon, stellte einige Wachen

auf

auf die Anhöhen, und schickte mit Anbruch des Tages einige Völker voraus. Er nahm die Priester, die sogenannten Mysten und Mystagogen an seine Seite, und führte sie, unter der Bedeckung der Soldaten, in feyerlicher Stille und Pracht nach Eleusis zu. Ein herrliches der Götter würdiges Schauspiel! Alcibiades, der diesen kriegrischen Pomp führte, wurde von denen, die ihn nicht beneideten, ein kriegrischer Oberpriester genannt. Von den Feinden unterstand sich niemand, diesen Zug anzugreifen, und er kehrte unbeunruhigt wieder nach Athen zurück.

Dieser Vorgang machte den Alcibiades noch stolzer, und seine Truppen muthiger, welche glaubten, daß sie unter diesem Feldherrn unüberwindlich wären. Er machte sich aber auch das arme und geringe Volk so zugethan, daß es mit bewundernswürdiger Neigung von ihm unumschränkt beherrscht seyn wollte, und einige sogar zu ihm giengen, und ihn ermunterten, er möchte nun, da er über den Neid erhoben wäre, sich auch über die öffentlichen Verordnungen und Gesetze hinwegsetzen, die Schwätzer, welche die Stadt nur ins Unglück brächten, niederdrücken, und die öffentlichen Geschäfte nach Gutdünken verwalten,

ohne sich vor seinen Feinden zu fürchten. Wie weit seine eigne Gedanken in Absicht einer unumschränkten Herrschaft gegangen sind, ist unbekannt: aber die vornehmsten Athenienser geriethen in Furcht, und gaben alles, was er verlangte, zu, und setzten ihm auch diejenigen zu Nebengeneralen, die er wünschte, um nur seine Abfahrt zu beschleunigen.

Er schifte endlich mit seiner Flotte von hundert Schiffen ab, und landete in Andros. Er schlug zwar die Truppen dieser Insel, und die Lacedämonier, die bey ihnen waren, allein die Stadt konnte er doch nicht einnehmen. Dieß gab seinen Feinden die erste Gelegenheit zu öffentlichen Anklagen wider ihn. Denn wenn irgend jemanden sein eigner Ruhm gestürzt hat, so ist dieß gewiß dem Alcibiades wiederfahren. Sein Ruhm war so groß, und man traute ihm, wegen seines bisherigen Glücks, so viel Tapferkeit und Klugheit zu, daß, wenn ihm irgend etwas mißgerieth, man gleich auf ihn den Verdacht eines mangelnden Eifers warf, weil man glaubte, ihm müsse alles glücken, was er nur mit Eifer unternähme. Die Athenienser hatten sich Hofnung gemacht, bald Nachricht von der Eroberung von Chios und

ganz

ganz Jonien zu hören. Sie waren also sehr unzufrieden, da sie hörten, daß nicht alles so geschwind, wie sie gewollt, gegangen wäre, ohne zu bedenken, daß es ihren Truppen am Gelde fehlte, die mit Feinden Krieg führten, deren König ein grosser Schatzmeister war, und daß Alcibiades oft genöthigt war, mit einem Theile der Flotte wegzusegeln, um Geld und Unterhalt der Soldaten zusammen zu treiben.

Dieß eben gab zu einer neuen Anklage Anlaß. Lysander, der Admiral der Lacedämonischen Flotte, gab wegen der Hülfsgelder, die er vom Cyrus erhielt, jeden Matrosen täglich vier Obeln Sold, an statt der gewöhnlichen drey, da hingegen Alcibiades kaum drey Obeln geben konnte. Dieser schifte daher nach Karien, um dort Geld einzutreiben, und übergab die Aufsicht der Flotte dem Antiochus, der zwar ein guter Steuermann, aber übrigens ein kühner unverständiger Mann war. * Er gab ihm zwar den Befehl, sich durchaus mit den Feinden in keine Schlacht

* Es war eben der, der ehemals, wie Plutarch vorher erzehlt hat, dem Alcibiades die entflogene Wachtel wiederbrachte, und von der Zeit an seine ganz besondre Gunst genoß.

einzulassen, auch wenn sie ihn dazu reitzten: aber Antiochus verachtete diesen Befehl so sehr, daß er mit seinem eignen und noch einem andern Schiffe nach Ephesus absegelte, und, indem er bey den Feinden vorbeyschifte, auf alle mögliche Art durch Worte und Handlungen sie beschimpfte und erbitterte. Lysander verfolgte ihn anfänglich nur mit wenigen Schiffen; da aber die Athenienſische Flotte ihm zu Hülfe kam, grif er ihn mit seiner ganzen Seemacht an, schlug die Athenienser, tödtete den Antiochus, eroberte eine Menge von Schiffen, und errichtete eine Trophäe. Sobald Alcibiades davon Nachricht erhielt, kam er zurück, gieng mit seiner ganzen Flotte nach Samos, und bot dem Lysander ein neues Treffen an. Aber dieser war mit seinem erhaltenen Siege zufrieden, und bewegte sich nicht.

Unter den Feinden des Alcibiades bey der Armee war besonders Thrasybulus, Thrasons Sohn, ihm gehäßig. Dieser gieng nach Athen, den Alcibiades zu verklagen. Er erbitterte das Volk durch seine Vorstellungen. — „Alcibiades, sagte er, hat den Staat ins Unglück gestürzt, und eine Menge Schiffe verloren, da er seine Herrschaft unbesonnen führt, und das Commando der

Trup-

Truppen solchen Leuten anvertraut, die durch Trunk und Matrosenscherze sich seine höchste Gunst erwerben. Er schift indessen sicher herum, und bereichert sich, und vergnügt sich mit dem Trunke und Abydenischen und Jonischen Buhlerinnen, während daß die Feinde sich seinen Truppen entgegen stellen.„

Man machte dem Alcibiades auch darüber Vorwürfe, daß er in Thracien bey Bisanthe ein festes Schloß gebaut hätte, um dahin seine Zuflucht zu nehmen, wenn er in seinem Vaterlande nicht länger leben könnte, oder wollte. Diese Beschuldigungen fanden bey den Athenienſern Beyfall, sie erwählten an seiner Statt andre Feldherren, und bezeigten ihr Mißvergnügen und ihren Unwillen gegen ihn.

Wie Alcibiades davon Nachricht bekam, fürchtete er sich vor den Folgen, und verließ die Armee gänzlich. Er warb fremde Truppen für sich an, und führte mit den Thracischen Völkern, die ohne König waren, Kriege, in welchen Feldzügen er ungemein viel Beute und Reichthum sich erwarb, und zugleich den angrenzenden Griechen Sicherheit wider diese wilden Völker verschafte.

Indessen hatten sich die Athenienſischen Feldherrn Tydeus, Menander und Adimant, mit der ganzen Seemacht, die damals die Athenienſer hatten, beym Aegospotamos gestellt. Sie pflegten täglich, früh morgens, auf den Lyſander, der bey Lampſakus vor Anker lag, loszugehen, und ihm ein Treffen anzubieten, und hernach wieder zurück zu kehren, und den ganzen Tag, aus Geringſchätzung der Feinde, in nachläßiger Unordnung zuzubringen. Alcibiades, der ſich in der Nähe befand, beobachtete es, und ritt zu den Feldherren hin. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie eine unbequeme Station gewählt hätten, wo ſie weder einen Hafen noch eine Stadt in der Nähe hätten, ſondern weit her von Seſtus ihren Unterhalt holen müßten, und daß ſie zu ſorglos wären, wenn ſie ſo die Truppen auf dem Lande herumſtreifen, und wohin ſie wollten, ſich zerſtreuen lieſſen, indem eine feindliche Flotte vor ihnen läge, die gewohnt wäre, auf den Befehl ihres Feldherrn ſogleich alles zu unternehmen.

Die Athenienſiſchen Feldherren verachteten dieſe Vorſtellungen des Alcibiades und auch den Rath, den er gab, mit der Flotte nach Seſtus zu gehen. Tydeus befahl ihm ſogar mit Frechheit,

ſich

sich wegzubegeben, indem nicht er, sondern andre Leute Feldherren wären. Alcibiades gieng mit dem Verdachte weg, daß eine Verrätherey dabey im Spiele wäre. Zu seinen Freunden, die ihn begleiteten, als er das Lager verließ, sagte er: — „Wenn mir die Feldherren nicht so verächtlich begegnet hätten, so hätte ich in wenigen Tagen die Lacedämonier nöthigen wollen, entweder wider ihren Willen ein Treffen zu liefern, oder ihre Schiffe zu verlassen.„ — Einigen schien dieses Pralerey zu seyn, andre hielten es für wahrscheinlich, wenn er nämlich aus Thracien seine vielen Bogenschützen und Reiter herübergebracht, und das Lager der Feinde angegriffen hätte.

Der Erfolg zeigte sehr bald, daß Alcibiades die Fehler der Athenienſischen Feldherrn wohl eingesehn hatte. Lysander überfiel sie plötzlich: nur acht Schiffe mit dem Kanon entkamen durch die Flucht, die andern insgesammt, fast zweyhundert an der Zahl, geriethen den Feinden in die Hände, und dreytausend wurden gefangen, welche Lysander alle tödten ließ.

Kurze Zeit darauf eroberte Lysander Athen, verbrannte alle Athenienſische Schiffe, und zerstörte

störte die lange Mauer, mit welcher die Stadt befestigt war.

Alcibiades, der sich vor den Lacedämoniern fürchtete, die nunmehr auf dem festen Lande und zur See die Herrschaft hatten, begab sich nach Bithynien. Er nahm einen grossen Reichthum mit dahin, ob er gleich noch mehr in dem Schlosse ließ, wo er sich bisher aufgehalten hatte. Aber in Bithynien verlor er wieder sehr viel von seinem Vermögen durch die Streifereyen der da herum wohnenden Thracier. Er entschloß sich daher, zum Persischen Könige Artaxerxes zu gehen, bey welchem er, nach näherer Bekanntschaft, nicht geringer geachtet zu werden glaubte, als vordem Themistokles, zumal da er einen bessern Grund seiner Erscheinung, als jener, vor sich hätte. Denn er wollte nicht wider sein Vaterland, wie Themistokles, sondern für dasselbe wider die Feinde Dienste leisten, und dazu den König um Hülfe bitten. Da er glaubte, daß ihm Pharnabazus das sicherste Geleite zum Könige geben könnte, so begab er sich zu ihm nach Phrygien, und lebte bey ihm in wechselseitiger grosser Achtung.

Die

Die Athenienser ertrugen den Verlust ihrer vormaligen Herrschaft mit größtem Schmerze. Da ihnen hernach Lysander durch die sogenannten dreyßig Tyrannen oder Vorsteher der Stadt ganz ihre Freyheit raubte, so sahen sie nun erst, bey dem Umsturze ihres Staats, die Mittel ein, deren sie sich nicht bedient hatten, da sie den Staat noch hätten retten können, und gedachten mit Jammer an ihre Fehler und Thorheiten, unter denen ihnen die zweyte Feindseligkeit wider den Alcibiades die größte zu seyn schien. Denn sie hatten ihn abgesetzt, ohne ein andres Versehen von ihm erdulden zu müssen, als den Verdruß, daß einer seiner Unterbefehlshaber auf eine schlechte Art einige Schiffe verloren hatte, und dafür hatten sie die Stadt des besten und tapfersten Feldherrn beraubt.

Dennoch faßten sie bey den damaligen Umständen eine schwache Hofnung, daß, so lange Alcibiades lebte, noch nicht alles für sie verloren wäre. Denn er hatte schon bey seiner ersten Flucht nicht ruhig und ohne Thätigkeit für Athen leben können, und schien jetzt, wenn es nur seine Umstände erlaubten, gewiß nicht der stolzen und schimpflichen Herrschaft der Lacedämonier über Athen gelassen

lassen zusehen zu wollen. Es war desto natürlicher, daß das Volk dergleichen angenehme Träume hatte, da sogar die dreyßig Lacedämonischen Vorsteher zu Athen den Alcibiades beobachteten, und allen seinen Handlungen und Absichten nachforschten.

Endlich stellte Kritias dem Lysander vor, daß, so lange das Volk zu Athen seine Gewalt behielte, die Lacedämonier nicht sicher über Griechenland herrschen könnten, und wenn sich auch die Athenienser jetzt ruhig gegen die neue Regierung verhielten, so würde doch Alcibiades, so lange er lebte, sie immer wider diese Regierungsform aufwiegeln. Gleichwol wurde Lysander dadurch zu nichts bewogen, bis von der Regierung zu Sparta geheime Briefe mit dem Befehl ankamen, den Alcibiades aus dem Wege zu räumen, weil man sich entweder zu Lacedämon vor dem unternehmenden Geiste und der Verschlagenheit des Alcibiades fürchtete, oder dem Agis einen Gefallen thun wollte. Hierauf schickte Lysander an den Pharnabazus den Auftrag, die Sache auszuführen, und dieser übertrug sie seinem Bruder Magäus, und seinem Vetter Susamithres.

Alci-

Alcibiades hielt sich damals mit seiner Buhlerin Timandra in einem Flecken in Phrygien auf. Er hatte um diese Zeit folgenden Traum. Es deuchte ihm, daß er die Kleider seiner Buhlerin an hätte, und diese ihn in ihren Armen hielte, und sein Gesicht, wie eines Frauenzimmers ihres, putzte, und schminkte. Andre erzehlen, es habe ihm geträumt, daß Magäus ihm den Kopf abschlüge, und sein Körper verbrannt würde. Diesen Traum soll er kurz vor seinem Tode gehabt haben.

Die ausgeschickten Mörder wagten es nicht, in sein Haus zu gehen, sondern umringten es, und steckten es in Brand. Wie Alcibiades es gewahr wurde, so nahm er seine meisten Kleidungsstücke und Teppiche und Geräthe, und warf es ins Feuer. Er wickelte darauf seine linke Hand in seinen Mantel, und gieng, mit dem Degen in der rechten, noch unbeschädigt durch das Feuer hindurch, ehe seine Kleider anfiengen zu brennen. Bey seiner Erscheinung zerstreuten sich sogleich die Barbaren: niemand hielt ihn auf, oder grif ihn an, aber sie schossen von weiten mit Pfeilen und Wurfspiessen auf ihn, und brachten ihn auf diese Art um.

So=

Sobald die Mörder weg waren, wickelte Timandra den todten Körper in ihre Kleider, und begrub ihn so prächtig und ehrenvoll, als es ihre Umstände erlaubten. Die berühmte Korinthierin, Lais, soll die Tochter dieser Timandra gewesen, und zu Hykkara, einer kleinen Stadt in Sicilien, zur Sklavin gemacht worden seyn.

Einige Geschichtschreiber, welche übrigens die Ermordung des Alcibiades auf gleiche Art erzehlen, behaupten, daß weder Pharnabazus, noch Lysander, noch die Lacedämonier daran Schuld gewesen sind, sondern die Brüder eines vornehmen Frauenzimmers, welches Alcibiades verführt und bey sich behalten habe, über welchen Schimpf die Brüder so erbittert worden, daß sie des Nachts das Haus angesteckt, in welchem sich Alcibiades aufgehalten, und ihn, als er durchs Feuer sprang, auf vorerwähnte Art erschossen haben.

Corio-

Coriolanus.

Das Patriciſche Geſchlecht der Marcier zu Rom hat viele berühmte Männer hervorgebracht, unter welchen auch Ancus Marcius, der Enkel des Numa, war, welcher nach dem Tullus Hoſtilius König wurde. Publius und Quintus Marcius legten zu Rom die größte und ſchönſte Waſſerleitung an, und Cenſorinus hatte die Ehre, daß ihn das Römiſche Volk zweymal zum Cenſor erwählte, hernach brachte er es durch ſeine Vorſtellung beym Volke dahin, daß durch ein Geſetz verordnet wurde, niemanden zweymal dieſes Amt zu geben.

Cajus Marcius, deſſen Leben wir beſchreiben, verlor ſeinen Vater frühzeitig, und wurde von der verwittweten Mutter erzogen. Er wurde ein Beweis, daß der Wayſenſtand, der ſonſt manche Uebel hat, dennoch kein Hinderniß ſey, ein thätiger und vorzüglicher Mann zu werden, und daß er nur ſchlechten Seelen ein Vorwand zur Beſchwer-

de über eine verderbliche Versäumniß sey. Aber er bewies auch zugleich, daß ein vortrefliches und gutes Genie, wenn ihm die Cultur fehlt, so wie ein fruchtbarer Acker, der nicht gehörig gebaut wird, viel Gutes und Böses unter einander hervorbringe. Denn seine feste Standhaftigkeit in allen seinen Gesinnungen bewirkte zwar in ihm grosse und thätige Triebe zu vortreflichen Thaten, aber seine heftige Leidenschaften und sein starker Ehrgeitz machten ihn zu einem unangenehmen und beschwerlichen Gesellschafter der andern Menschen. Man bewunderte seine Unempfindlichkeit gegen die Wollust, die Arbeit, und den Reichthum, man nannte es Mäßigkeit, Gerechtigkeit, männliche Stärke, und zugleich beschwerte man sich über ihn, daß er in politischen Verhandlungen unerträglich und gebietrisch sey. Unter allen Gaben der gütigen Musen ist dieß gewiß die größte, daß die Menschen durch Wissenschaften und Cultur ihr Genie verfeinern, und mit Verstande allenthalben das Uebertriebene vermeiden, und die Mittelstrasse beobachten können. In den damaligen Zeiten schätzte man zu Rom unter allen Tugenden Tapferkeit und kriegrischen Muth am höchsten, wie auch der Name bezeugt, den

man

man der Tugend überhaupt von der Tapferkeit her gab, indem virtus, welches eigentlich Tapferkeit heißt, der Tugend im allgemeinen Sinne beygelegt wurde.

Marcius, der gegen das kriegrische vor allen andern Neigung hatte, nahm gleich von Jugend auf die Waffen in die Hand. Ueberzeugt, daß die künstlichen Waffen denjenigen wenig helfen, die nicht ihre angeborne Waffen durch Uebung vervollkommnen, brachte er es durch alle Arten von kriegrischen Leibesübungen so weit, daß er sowohl schnell laufen als auch im Kämpfen seinen Gegner mit solcher Stärke fassen konnte, daß dieser sich nicht konnte von ihm losmachen. Diejenigen, welche ihm den Vorzug an Muth und Tapferkeit lassen mußten, schrieben diesen Sieg seiner unermüdeten und unbezwinglichen körperlichen Stärke zu.

Er war noch sehr jung, als er den ersten Feldzug that, da der aus Rom vertriebne König Tarquinius, nach vielem Verluste und Niederlagen, gleichsam den letzten Wurf im Spiele that, und mit den meisten Lateinischen und vielen andern Italienischen Völkerschaften auf Rom losgieng. Diese Völkerschaften leisteten ihm nicht sowohl

aus Neigung für ihn Hülfe, sondern vielmehr aus Eifersucht und Furcht wegen der anwachsenden Macht der Römer, die sie schwächen wollten. In der dabey vorgefallenen Schlacht, in welcher der Sieg lange zweifelhaft blieb, bezeigte sich der junge Marcius im Angesichte des Dictators sehr tapfer, und stellte sich einem Römer zu Hülfe, der in der Nähe von ihm niedergeschlagen war, beschützte ihn, und tödtete den auf ihn losgehenden Feind.

Nach erhaltenem Siege beschenkte der Dictator den Jüngling vor allen andern mit einem Eichenkranze, eine Belohnung, die gesetzmäßig demjenigen ertheilt wird, der einen Mitbürger das Leben erhalten hat; entweder weil man die Eicheln, der Arkadier wegen, die Gott Apollo zu Delphos mit dem Zunamen der Eicheleſſer beehrte, hochschätzte, oder weil man auch im Kriege allenthalben leicht Eichen findet, oder weil man glaubte, daß sich der Eichenkranz zur Belohnung für die Errettung eines Bürgers sehr gut schickte, da die Eiche dem Städtebeschützer Jupiter geheiligt ist. Die Eiche trägt unter den wilden Bäumen die meiste Frucht, und hat unter den andern Bäumen die meiste Härte. Ehedem war auch

die

die Eichel eine Speise, und ein aus ihr zubereiteter Meth ein Trank. Sie verschafte auch durch den von ihr gemachten Vogelleim, womit man viele Thiere fieng, den Menschen Speise.

Man erzehlt, daß in jener Schlacht mit den Lateinern Castor und Pollux erschienen sind, und gleich nach der Schlacht auf dem Markte an dem Brunnen, wo jetzt ihr Tempel steht, sich haben auf schäumenden Pferden sehen lassen, und den erhaltenen Sieg verkündigt haben. Daher ist auch der funfzehnte Julius, der Tag dieses Sieges, dem Castor und Pollux gewidmet.

Bey jungen Leuten, die nur einen leichtsinnigen Ehrgeitz besitzen, wird die Begierde und der Durst nach Ehre bald gestillt, wenn sie frühzeitig zu Ansehn gelangen, aber starke ehrgeitzige Gesinnungen werden durch Ehrenbezeigungen noch vermehrt und angeflammt, und wie vom Winde zu dem was ihnen glänzend dünkt getrieben. Denn sie betrachten die Ehrenbezeigungen nicht als eine Belohnung, die sie empfangen, sondern als ein Unterpfand, das sie geben, und schämen sich, ihren Ruhm zu verlassen, und ihn nicht durch ihre Thaten zu übertreffen. So war Marcius gesinnt; er schien auf seine eigne Tapferkeit ei-

ferſüchtig zu ſeyn, er wollte immer neue Thaten verrichten, er bewies eine kriegriſche Vorzüglichkeit nach der andern, er brachte einen feindlichen Raub nach dem andern: die Feldherren, unter denen er diente, wetteiferten mit einander, wer ihm die meiſte Ehre anthun, und das beſte Lob geben könnte. Aus den damaligen vielen Feldzügen und Schlachten der Römer kam Marcius niemals ohne einen Ehrenkranz, oder einen Preis erhalten zu haben zurück. Und wenn bey andern die Ehre der Endzweck ihrer Tapferkeit war, ſo war bey ihm der Endzweck der Ehre die Freude ſeiner Mutter. Seine Mutter ſeine Lobſprüche anhören zu laſſen, vor ihr mit einem Ehrenkranze zu erſcheinen, und ſie, indem ſie Freudenthränen vergoß, zu umarmen, dieß hielt er für das ſeligſte und ehrenvolleſte Vergnügen. Eben ſolche Geſinnungen ſoll Epaminondas zu erkennen gegeben, und es für ſein größtes Glück gehalten haben, daß ſein Vater und ſeine Mutter ſeinen Sieg bey Leuktra erlebten. Dieſer genoß das Vergnügen, die Freude und das Frohlocken ſeiner beyden Eltern zu ſehen: Marcius glaubte, er ſey ſeiner Mutter auch die dem Vater gebührende Dankerkenntlichkeit ſchuldig, und überſchüt-

tete

rete die Volumnia mit Freude und Ehre. Auch heyrathete er nach ihren Willen, und wohnte, da er schon Kinder hatte, in einem Hause mit ihr.

Seine Tapferkeit hatte ihm schon viel Ansehn und Gewalt in der Stadt erworben, als der Senat, der die Parthey der Reichen hielt, mit dem Volke, welches von den Wucherern, die Geld auf Zinsen liehen, viel Ungerechtigkeit zu erdulden glaubte, in öffentlichen Zwist kam. Denen, die mittelmäßiges Vermögen besassen, wurde das, was sie noch hatten, durch Auspfändungen und öffentlichen Verkauf ihrer Güter genommen. Die ganz Armen wurden ins Gefängniß geschleppt, und ihre Körper gefesselt, an denen sie noch die Narben von den Wunden trugen, die sie in den Kriegen fürs Vaterland empfangen hatten, deren letzter der Krieg wider die Sabiner gewesen war, bey welcher Gelegenheit noch die Reichen versprochen hatten, gelinder mit ihnen umzugehn, und der Dictator Manius Valerius über ein deswegen ausgestelltes Senatsdecret die Gewähr geleistet hatte. Aber nach diesem durch ihre Tapferkeit glücklich geendigtem Kriege und der Besiegung der Feinde hatten die Wucherer nicht die geringste Gelindigkeit bewiesen; und

der Senat erinnerte sich seines Versprechens nicht, sondern ließ die Schuldner von neuen wieder auspfänden, und ins Gefängniß setzen. Dadurch entstanden nun gefährliche Tumulte und Unruhen in der Stadt. Den Feinden der Römer blieb diese Unruhe des Volks nicht unbekannt: sie fielen ins Römische Gebiet, und verwüsteten alles mit Feuer und Schwerdt. Die Consuln riefen die junge Mannschaft vergeblich zu den Waffen: Niemand gehorchte. Der Senat gerieth darüber selbst mit einander in Uneinigkeit. Einige meynten, man müsse den Armen helfen, und die Strenge der Schuldgesetze mildern; andre waren gegenseitiger Meynung, unter welchen sich auch Marcius befand, welcher glaubte, daß es nicht sowohl aufs Geld angesehen sey, sondern daß der freche und widerspenstige Pöbel einen Versuch und Anfang mache, die Gesetze ganz abzuändern, und daß der Senat, wenn er weise seyn wolle, dieß Unternehmen ganz unterdrücken müsse.

Der Senat kam in kurzer Zeit sehr oft zusammen, aber konnte zu keinem Entschlusse kommen. Da traten plötzlich die Armen zusammen, ermunterten einander, und verliessen die Stadt. Sie

zogen

zogen auf den jetzt so genannten heiligen Berg, und lagerten sich bey dem Flusse Anio. Sie verübten keine Gewaltthätigkeit, begiengen keine aufrührerische Ausschweifungen, sondern schrien nur, daß sie schon längst von den Reichen zur Stadt heraus verwiesen worden wären, und Wasser, Luft, und eine Grabstätte würden sie in ganz Italien finden, mehr hätten sie auch zu Rom nicht gehabt, und sich noch für die Wohlfahrt der Reichen im Kriege müssen verwunden und tödten lassen.

Der Senat gerieth darüber in Furcht, und schickte von den ältesten Senatoren diejenigen an sie ab, welche die gelindesten Gesinnungen hatten, und am meisten dem Volke geneigt waren. Der Anführer der Abgeordneten war Menenius Agrippa. Dieser bat das Volk mit vielen Vorstellungen und freymüthiger Vertheidigung des Senats, und brachte zuletzt jene berühmte Fabel vor: — „Die Glieder des menschlichen Körpers empörten sich einstmals alle wider den Magen, und beschwerten sich über ihn, daß er allein, ohne etwas beyzutragen, mitten im Körper, müßig läge, die andern aber alle, um seine Begierden zu stillen, viel Mühe und Arbeit haben müßten.

Der Magen aber lachte über ihre Einfalt, daß sie nicht wüßten, daß er zwar alle Nahrung in sich aufnähme, aber sie wieder weiter gäbe, und allen andern Gliedern mittheilte. Eben so, sagte er, lieben Mitbürger, verhält sich der Senat gegen euch. Denn seine nach den jedesmaligen Umständen schicklich genommenen Entschlüsse und Unternehmungen besorgen und vertheilen das Wohl und den Nutzen von euch allen.„

Dadurch wurden sie besänftigt, aber sie erlangten und erhielten vom Senate, daß fünf Männer erwählt wurden, welche sich ihrer Bedürfnisse annehmen sollten, und den Namen der Tribunen oder Vorsteher des Volks bekamen. Die ersten, die sie zu dieser Stelle erwählten, waren die Anführer der Empörung gewesen, Junius Brutus, und Sicinius Bellutus. Sobald die Stadt wieder einig war, stellte sich das Volk mit den Waffen ein, und war bereit, den Befehlen der Consuln gemäß in den Krieg zu ziehen.

Marcius, ob er gleich sehr unzufrieden war, daß das Volk die Oberhand behalten hatte, und die Herrschaft des Adels so geschwächt wurde, und auch sah, daß viele andre Patricier mit ihm gleiche Gesinnung hatten, ermunterte sie dennoch,

in

in der Vertheidigung des Vaterlandes dem Volke nichts nachzugeben, und zu zeigen, daß es mehr die Tapferkeit als der Reichthum sey, worinnen die Patricier vor dem Volke den Vorzug hätten.

In der Völkerschaft der Volsker, wider welche damals Krieg geführt wurde, war die Stadt der Coriolaner die vorzüglichste. Wie der Consul Cominius diese Stadt belagerte, so eilten die übrigen Volsker, voller Furcht vor dem Schicksale dieser Stadt, derselben zu Hülfe, um bey der Stadt ein Treffen zu liefern, und die Römer von zweyen Seiten anzugreifen. Cominius theilte also seine Armee, er selbst gieng den von andern Orten herziehenden Volskern entgegen, und den Titus Lartius, einen der vornehmsten Römer, ließ er mit dem übrigen Heere die Belagerung fortsetzen. Die Coriolaner schätzten die vor ihrer Stadt zurückgebliebnen Römer zu geringe, um nicht einen Ausfall zu thun. Sie schlugen die Römer im ersten Angriffe, und verfolgten sie bis in ihr verschanztes Lager. Hier aber gieng Marcius mit weniger Mannschaft auf sie los, schlug diejenigen zurück, die ihm am nächsten kamen, stellte sich den andern andringenden entge-

gen, und schrie den Römern zu, die Schlacht wieder von neuen anzufangen. Er war hier, wie Cato will, daß ein Krieger seyn soll, nicht allein mit seiner Faust, und seinem Schwerdte, sondern auch mit seiner Stimme und seinem Anblicke den Feinden fürchterlich und schrecklich. Da sich wiederum sehr viele um ihn herum zusammen stellten, so wichen die Feinde endlich aus Furcht zurück. Aber er war damit nicht zufrieden, sondern verfolgte die zerstreut fliehenden bis an die Thore der Stadt. Ob er gleich sahe, daß hier die Römer aufhörten den Feind zu verfolgen, weil die Belagerten von der Mauer viele Pfeile abschossen, und es keinem einfiel, mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt einzudringen, welche mit bewafneten Truppen erfüllt war, so unternahm er es doch, und ermahnte die andern dazu, und schrie, das Glück hätte den Römern mehr als den Feinden die Stadt eröfnet. Nur wenige folgten ihm, mit denen er durch die Feinde in die Thore und Stadt drang, indem es anfänglich niemand wagte, sich zur Wehre zu stellen. Als man hernach gewahr wurde, daß überhaupt nur wenig Römer in der Stadt waren, und man einander zu Hülfe kam, und den Marcius angrif,

so

so soll er in der Mitte seiner Begleiter und der Feinde ganz unglaubliche Heldenthaten verrichtet, und mit der Stärke seiner Faust, der Behendigkeit seiner Füsse, und mit dem kühnsten Muthe alle besiegt haben, gegen die er sich gewandt hat, und einen Theil in die entlegensten Gegenden der Stadt, den andern zur Niederlegung der Waffen getrieben, und dadurch dem Lartius die Sicherheit des Eingangs seiner unter ihm von aussen anrückenden Truppen verschaft haben.

Da sich nach Einnahme der Stadt die meisten Truppen mit Beute machen und Plündern beschäftigten, gerieth Marcius darüber in Unwillen, und rief ihnen zu, es sey schändlich, jetzt, da vielleicht der Consul mit seinen unterhabenden Truppen den Feinden ein Treffen lieferte, herum zu laufen und Beute zu machen, und unter dem Vorwande sich zu bereichern die Gefahr zu scheuen. Er nahm die wenigen Freywilligen, die sich dazu anboten, und gieng mit ihnen auf den Weg hin, den, wie er glaubte, das Römische Heer genommen hatte. Unterwegens ermahnte er seine ihn begleitenden Soldaten öfters, den Muth nicht sinken zu lassen, und oft auch betete er zu den Göttern, daß sie ihn noch zu rechter Zeit der

Schlacht

Schlacht ankommen lassen möchten, um an dem Treffen und den Gefahren seiner Mitbürger Theil zu nehmen.

Es war damals bey den Römern gewöhnlich, daß sie, wenn sie sich in Schlachtordnung stellen wollten, ihre Schilde nahmen, und sich rüsteten, ihr Testament mündlich machten, und in Gegenwart dreyer oder vier Zeugen ihre Erben ernannten. Marcius kam eben an, als die Römischen Soldaten damit beschäftigt waren, und den Feinden im Angesichte standen. Anfänglich beunruhigte seine Erscheinung verschiedne, weil er mit Blut und Schweiß bedeckt, und nur mit wenigen ankam. Aber er lief bald freudig auf den Consul zu, ergrif seine Hand, und benachrichtigte ihn von der Eroberung der Stadt. Cominius umarmte und küßte ihn. Ein Theil der Truppen hörte die glückliche Begebenheit erzehlen, der andre vermuthete sie, alles verlangte mit Geschrey gegen den Feind ins Treffen geführt zu werden. Marcius aber erkundigte sich noch vorher bey den Cominius, wie die Schlachtordnung der Feinde eingerichtet wäre, und wo ihre besten Truppen stünden. Da dieser ihm sagte, er vermuthete, da die in der Mitte gestellten Truppen die Antia-

ten

ten wären, die tapferſten und muthigſten unter allen; ſo ſagte Marcius: „Thue mir den Gefallen, und ſtelle mich dieſen Männern entgegen.„ Der Conſul bewunderte ſeinen Muth, und erfüllte ſeine Bitte.

Sobald die Lanzen auf einander angelegt waren, ſprengte Marcius hervor. Die voranſtehenden Volsker konnten ſeinen Angrif nicht aushalten, der Theil der Schlachtordnung, auf welchen er ſtieß, ſtürzte aus einander. Darauf wandten ſich die Feinde von beyden Seiten und umringten ihn, ſo daß ſelbſt der Conſul aus Beſorgniß für ihn ſeine beſten Leute ihm zu Hülfe ſchickte. Das Gefecht um den Marcius herum wurde ſehr hart, in kurzer Zeit lagen eine Menge Todten um ihn herum, die Römer überwältigten die Feinde, und ſchlugen ſie in die Flucht, baten aber den Marcius, als ſie ſie verfolgten, daß er wegen der Ermattung von ſeinen Wunden und dem Kampfe ins Lager zurückkehren möchte. Aber Marcius antwortete: Ein Sieger muß nicht müde ſeyn, und half mit die flüchtigen Feinde verfolgen. Auch der andre Theil der feindlichen Armee wurde überwunden, viele wurden getödtet, und viele gefangen.

Als am folgenden Tage Marcius in der Versammlung der Truppen vor dem Consul erschien, und der Consul das errichtete Gerüste bestiegen hatte, so wandte er sich, nach dem den Göttern vor so grosse Glücksbegebenheiten bezeigtem Danke, an den Marcius. Er rühmte zuerst dessen bewundernswürdige Tapferkeit, von welcher er theils selbst ein Zuschauer gewesen war, theils vom Lartius Nachricht bekommen hatte. Hierauf befahl er ihm, von der vielen Beute am Gelde, Pferden, und Gefangnen den zehnten Theil sich auszulesen, ehe man eine Theilung vornehmen wollte. Ausserdem beschenkte er ihn, zu einem Preise für seine Tapferkeit, mit einem vollkommen ausgeschmücktem Pferde.

Die Römer billigten die Ehrenbezeigungen des Consuls, aber Marcius trat hervor und sagte: — „Ich freue mich über das Lob des Consuls, und nehme das Pferd an, das andre aber halte ich für einen Sold, und für keine Ehrenbezeigung, nehme es nicht an, und will mit dem, was ein jeder bekommt, zufrieden seyn. Ich bitte aber, eine einzige besondre Gnade mir zu verstatten. Ich hatte unter den Volskern einen braven und guten Mann zum Freunde, mit dem ich das Gastrecht hielt.

hielt. Dieser ist jetzt gefangen, und aus einem reichen und glücklichen Manne ein Sklave geworden. Ich will vergnügt seyn, wenn ich von den vielen Uebeln, die ihn jetzt treffen, ihm eines abwenden kann, die Verkaufung von ihm zum Sklaven.„

Diese Rede des Marcius wurde mit einem Freudengeschrey aufgenommen; es bewunderten noch mehrere die Großmuth des Mannes, mit welcher er den Reichthum verachtete, als die Tapferkeit, mit der er die Feinde besiegt hatte. Selbst diejenigen, welche über die ihm erzeigte vorzügliche Ehre eifersüchtig waren, glaubten, er sey nun deßwegen, weil er das angebotne nicht angenommen hatte, noch grössrer Belohnungen würdig, und sie schätzten die Großmuth, mit welcher er solche Geschenke verachtete, höher als die Tapferkeit, durch welche er sie verdient hatte: Denn es ist rühmlicher, das Geld als die Waffen gut zu gebrauchen, und mehr Ehre bringt es, Geld nicht zu begehren als es zu gebrauchen.

Sobald der Lerm des Freudengeschreyes aufgehört hatte, hielt Cominius folgende Anrede an die Soldaten: — „Cameraden, ihr werdet den Marcius nicht zwingen können, die Geschenke an-

zunehmen, die er durchaus nicht annehmen will. Lasset uns ihm das geben, was er nicht verbitten kann, laßt uns ihm den Zunamen Coriolanus beylegen, wenn ihm nicht schon seine Heldenthat diesen Namen gegeben hat.„ Auf diese Art bekam Marcius seinen dritten Namen, Coriolanus, und daraus kann man sehen, daß Cajus sein eigentlicher Name, Marcius sein zweyter Geschlechtsname, und Coriolanus ein Zuname war, dergleichen wegen einer That, einer glücklichen Begebenheit, der Gestalt, oder einer andern Eigenschaft wegen pflegte gegeben zu werden. So haben die Griechen von Thaten her die Zunamen Soter (Erretter) und Kallinikus (Siegrisch,) von der Gestalt her Physkon (Dickbauch) und Grypus (Habichtsnase) gegeben; tugendhafte Eigenschaften gaben Gelegenheit zu den Namen Evergetes (Wohlthäter) Philadelphus (Schwesterfreund;) glückliche Begebenheiten zu den Namen Eudämon (Glücklich,) welchen unter andern der zweyte von den Batten führte. Einigen Königen sind auch schimpfliche Zunamen gegeben worden, z. B. dem Antigonus der Name Doson, (Versprecher) einem Ptolemäus, der Name Lamyrus

myrus * (Schwätzer.) Die Römer haben diese Art der Zunamen noch häufiger gebraucht. So nannten sie einen von den Metellen **Diadematus** (den mit der Kopfbinde) weil er, wegen eines Geschwüres, lange Zeit mit einer Binde um den Kopf hatte erscheinen müssen. Einen andern Metellus nannten sie **Celer** (den Geschwinden) weil sie die Geschwindigkeit bewunderten, mit welcher er, wenige Tage nach dem Tode seines Vaters, die Feyerlichkeiten des Leichenbegängnisses mit den Fechterspielen zu Stande gebracht hatte. Einigen geben sie noch bis jetzt von einem Umstande ihrer Geburt Zunamen. Einen in der Abwesenheit des Vaters gebornen nennen sie **Proculus**, einen nach des Vaters Tode gebornen **Posthumus**. Wenn einer von den beyden Zwillingen am Leben bleibt, so nennen sie ihn **Vopiscus**. Auch von körperlichen Eigenschaften her geben sie die Namen **Sylla**, **Niger**, **Rufus**, **Cäcus**, **Claudius**, wodurch sie die rühmliche Gewohnheit einführen

* Drey Bodl. Codd. lesen λάθυρον statt λάμυρον: welche Leseart wahrscheinlicher ist als die gewöhnliche. Der Aegyptische König Ptolemäus Lathurus ist bekannt. Conf. Bryan. ad h. l.

Digitized by Google

wollen, weder die Blindheit noch irgend einen körperlichen Fehler für eine Schande zu halten, sondern sich damit, wie mit seinem eignen Namen, nennen zu lassen. Allein diese Untersuchung gehört für eine andre Art von Schrift als die gegenwärtige ist.

Nach geendigtem Kriege erregten die Anführer des Volks abermals eine Empörung, ohne irgend eine neue Ursache, oder eine gerechte Beschuldigung zu haben. Sie brauchten die Uebel, die auf ihre ehemalige Unordnung und Zwistigkeit nothwendiger weise folgten, zum Vorwande wider die Patricier. Denn sie hatten das mehrste Land unbesäet und unbearbeitet liegen lassen; und der Krieg hatte verhindert, daß keine starke Zufuhr gewesen war. Es entstand also eine grosse Theurung. Die Anführer des Volks wurden kaum gewahr, daß entweder auf dem Markte kein Getraide war, oder, wenn es da war, das Volk nicht Geld genug zum kaufen hatte, als sie allerhand schmähsüchtige Reden wider die Reichen vorbrachten, und sie beschuldigten, daß sie aus Rache gegen das Volk die Theurung einführten.

Indessen kamen Abgeordnete von Veliträ nach Rom, welche ihre Stadt den Römern übergaben,

und

und sie ersuchten, neue Colonisten dahin zu schikken; denn eine dort entstandne Pest hatte eine solche Verwüstung unter den Menschen angerichtet, daß kaum der zehnte Theil der Einwohner war übrig geblieben. Dieser Zufall zu Veliträ schien den klügsten unter den Römern sehr zur gelegnen Zeit zu kommen. Sie hofften dadurch die Theurung zu mildern, und zugleich den Aufruhr zu zerstreuen, wenn sie die Stadt von dem wildesten und am meisten durch die Vorsteher aufgebrachten Theile des Volks, wie gleichsam einen Körper von dem Uebermasse der bösesten Säfte, reinigten. Die Consuln ernannten also dergleichen Leute zur Versendung in die neue Colonie, und boten den andern Theil des Volks zum Kriege wider die Volsker auf, um auf solche Art den innerlichen Unruhen ein Ende zu machen, indem man hofte, daß im gemeinschaftlichen Kriege und im Lager die Reichen mit den Armen und die Patricier mit dem Volke freundlicher umgehen, und sich mit einander aussöhnen würden.

Aber die Vorsteher des Volks Sicinius und Brutus widersetzten sich, und schrien, man gäbe der allergrausamsten Sache nur den gelinden Namen einer Versendung zur neuen Colonie, man

treibe die armen Leute in den Abgrund des Verderbens, indem man sie in eine Stadt schicke, die von der Pest angesteckt, und voller Todten wäre, wo sie unter einem fremden und erzürnten Schutzgotte wohnen sollten; und damit noch nicht zufrieden, daß ein Theil des Volks durch Hunger, der andre durch die Pest umkäme, wolle man noch von freyen Stücken einen Krieg anfangen, daß der Stadt, weil sie nicht in der Sklaverey der Reichen seyn wolle, kein Uebel fehlen möge.

Das Volk, durch solche Vorstellungen eingenommen, stellte sich weder bey dem Consul zu Kriegsdiensten ein, noch wollte es von der neuen Colonie etwas hören. Der Senat wurde bestürzt; aber Marcius, der schon mit stolzen Gesinnungen erfüllt war, und eine ausgezeichnete Hochachtung der Patricier genoß, widersetzte sich ganz offenbar den Vorstehern des Volks. Man schickte die neue Colonie ab, und zwang die, welche das Loos getroffen hatte, durch Bedrohung grosser Strafen, nach Veliträ zu gehen. Aber zum Kriege konnte man das Volk durchaus nicht bringen. Marcius gieng nur mit seinen Clienten und einigen Freywilligen ab, und durchstreifte das Gebiet der Antiaten. Er fand hier viel

Lebens-

Lebensmittel und viele Beute an Vieh und Menschen, von welchem allen er nichts für sich behielt, aber den Schwarm seiner Kriegsvölker bereichert nach Rom zurückbrachte. Die andern, welchen es gereuete, daß sie den Feldzug nicht mitgemacht hatten, beneideten die reich zurückgekommenen Soldaten, und haßten den Marcius, dessen Ansehn und wider das Volk heranwachsende Macht ihnen beschwerlich war.

Kurze Zeit darauf bewarb sich Marcius um das Consulat. Die meisten gaben nach, und das Volk schämte sich, daß ein Mann von so vorzüglicher Geburt und so grossen Eigenschaften jetzt, nach so wichtigen dem Senate erwiesenen Diensten, ohne Ehrenbelohnung bleiben sollte. Es war damals gewöhnlich, daß diejenigen, welche sich um das Consulat bewarben, auf dem Markte erschienen, die Bürger um ihre Stimmen baten, und ihre Hände mit Freundlichkeit drückten; sie trugen alsdenn nur den Oberrock, ohne Unterkleid, entweder um sich in dieser Gestalt desto demüthiger zu zeigen, oder wenn sie fürs Vaterland gefochten und Wunden empfangen hatten, die Narben als die Merkmale ihrer Tapferkeit zeigen zu können; denn der Verdacht von Bestechungen

oder Geschenken war gar nicht Ursache, daß diese die Stimmen des Volks suchende Männer ohne Unterkleid und Gürtel erscheinen mußten. Spät und lange Zeit hernach erst schlich sich die Erkaufung der Stimmen ein, und da mischte sich auch Geld in die öffentliche Gerichte. Darauf fand die Bestechung auch im Lager und im Kriege Eingang, verwandelte die Republik in Monarchie, und machte die Waffen zu Sklaven des Geldes. Jener Römer sagte sehr wohl: Der hat zuerst das Römische Volk um die Freyheit gebracht, der ihm zuerst öffentliche Gastmale und Geschenke gab. Es scheint, daß dieses Uebel sich zu Rom ganz in der Stille und nur nach und nach eingeschlichen hat, und sobald nicht öffentlich bekannt geworden ist. Man weiß nicht, wer in Rom der erste war, der das Volk oder die Richter bestochen hat. Zu Athen soll zuerst Anytus, des Athemions Sohn, seine Richter bestochen haben, da er am Ende des Peloponnesischen Krieges angeklagt worden, daß er Pylos verrathen habe, zu welcher Zeit noch auf dem Römischen Markte das goldne unverdorbne Zeitalter blühte.

Marcius zeigte seine vielen Wundmäler, die er in vielen Schlachten, in denen er während der

Zeit

Zeit seiner siebzehnjährigen Kriegsdienste sich hervorgethan, erhalten hatte. Die wählenden Bürger versprachen ihm unter einander aus Ehrerbietung für seine Tapferkeit ihre Stimmen. Als er aber am Wahltage in grossem Pompe unter der Begleitung des Senats auf dem Markte erschien, und alle Patricier sich um ihn versammelten, mit einem Eifer, den sie noch vor niemanden bezeigt hatten, so verlor das Volk sogleich alle Gunst für ihn, und verwandelte sie in Haß und Neid. Zu diesen Leidenschaften kam noch die Furcht hinzu, daß, wenn ein Mann, der so sehr der Aristokratie ergeben war, und so viel Ansehn unter den Patriciern hatte, das Consulat erhielte, er das Volk leicht um seine Freyheit bringen könnte. Diese Gesinnungen machten, daß das Volk den Marcius übergieng, und zwey andre zu Consuln erwählte.

Der Senat empfand darüber sehr viel Verdruß, und glaubte, er sey mehr als Marcius selbst beschimpft. Aber auch Marcius konnte diesen Zufall nicht mit Gelassenheit ertragen, denn er pflegte immer dem zornigen und heftigen Theile der Seele zu folgen, und hielt diese Leidenschaften für hohen Geist: er hatte keine durch Erzie-

hung und Klugheit mit Sanftmuth vermischte Standhaftigkeit, worinnen der größte Theil der Staatskunst besteht: er wußte nicht, daß der Eigensinn, der, wie Plato sagt, der Begleiter der Einsamkeit ist, am allermeisten von dem muß vermieden werden, der sich öffentlichen Geschäften widmen, und mit einer Menge Menschen zu thun haben will, und daß ein solcher die von einigen so sehr verlachte Duldung üben müsse.

Marcius Coriolanus war immer gerade zu und unbiegsam. Er glaubte, es sey der Tapferkeit eigen, in allem schlechterdings durchzudringen, und nicht aus Schwachheit oder Weichlichkeit seinen Zorn, wie ein Geschwür aus dem kranken und leidenden Theile der Seele, wegzuschaffen. Er gieng voller Verdruß und Erbitterung gegen das Volk nach Hause. Die jungen Patricier, die am meisten auf ihren Adel stolz waren, und gegen ihn immer eine eifrige Ehrerbietung bewiesen hatten, hiengen ihm jetzt, zum Unglücke, noch mehr an, und reitzten durch ihren Unwillen und Theilnehmung an seinem Verdrusse seinen Zorn noch mehr. Denn er war im Kriege gleichsam ihr Anführer und freundschaftlicher Lehrmeister gewesen, und hatte unter ihnen einen Wetteifer

ser nach kriegrischen Vorzügen ohne Neid unterhalten.

Inzwischen kam viel Getraide in Rom an, welches theils in Italien aufgekauft, theils von dem Könige Gelon zu Syrakus dem Römischen Volke geschenkt worden war. Viele schmeichelten sich mit der guten Hofnung, daß dadurch zugleich der Mangel und die Unruhe in der Stadt gestillt werden würden. Der Senat versammelte sich, und das zusammengelaufene Volk erwartete vor dem Rathhause das Ende des Entschlusses, und hofte, theils das Getraide um einen wohlfeilen Preiß zu erhalten, theils das geschenkte umsonst ausgetheilt zu bekommen; denn man hatte einige an den Senat mit dieser Bitte abgeordnet.

Aber Marcius hielt wider diejenigen, die für das Volk günstig gesinnt waren, eine harte Rede. Er nannte sie Anführer des Pöbels und Verräther der Aristokratie. „Ihr säet, sagte er, selbst den Saamen der Frechheit und des Stolzes unter dem Volke aus, und ernährt wider euch selbst diese Uebel. Es wäre gut, wenn man gleich in ihrer Entstehung nicht nachsichtig gegen sie wäre, und nicht das Volk in seiner schon so grossen Gewalt bestärkte, welches schon so fürchterlich ist,

und

und alles nach seinem Willen haben will, zu nichts mehr, was ihm mißfällig ist, gezwungen werden kann, den Consuln den Gehorsam versagt, keine Herrschaft mehr erkennt, und seine eignen Aufwiegler zu seiner Obrigkeit erwählt. Diejenigen, welche die Verschenkung und Vertheilung des Getraides unter das Volk beschliessen, wie es diejenigen Griechischen Republiken thun, wo das Volk die höchste Gewalt hat, stürzen den Staat gänzlich ins Verderben, und befördern die Widerspenstigkeit des Volks. Werden die Aufrührer nicht sagen, daß sie dadurch eine Belohnung für die Kriegsdienste, denen sie sich entzogen haben, für den Aufruhr, in welchem sie die Stadt verliessen, und für die Verleumdungen, die sie wider den Senat ausgeschüttet haben, erhalten? Sie werden glauben, daß wir aus Furcht ihnen nachgeben, daß wir ihnen durch die Schenkung des Getraides schmeicheln wollen, ihre Widerspenstigkeit und Unruhe wird nie aufhören. Es wäre also ein Unsinn, ihnen zu willfahren. Wenn wir klug sind, werden wir Mittel ergreifen, die Gewalt der Tribunen oder Vorsteher des Volks, wodurch die Macht der Consuln zerstört wird, aufzuheben, da die Stadt dadurch so sehr

in

in Zwiespalt gekommen ist, daß sie nicht mehr, wie vorhin, eine einzige, sondern getrennt ist, und dadurch die Wiederherstellung der Harmonie und Vertilgung unsrer Uebel und innerlichen Unruhen verhindert wird.„

Durch diese und viele andre solche Vorstellungen brachte er bey den jungen Römern und fast bey allen Reichen gleiche heftige Gesinnungen hervor, und sie schrien, daß er der einzige Mann in der Stadt wäre, der Standhaftigkeit und Abneigung gegen Schmeicheley besässe. Einige der ältern Senatoren, die die Folge vorhersahen, waren andrer Meynung. Aber es kam nichts gutes zu Stande. Denn wie die Tribunen, die gegenwärtig waren, bemerkten, daß Marcius mit seiner Meynung die Oberhand behalten möchte, so liefen sie mit Geschrey unter das Volk, und ermahnten es, sich zusammen zu stellen, und ihnen Beystand zu leisten. Wie das tumultuarisch sich versammelnde Volk die Reden hörte, die Marcius gehalten hatte, so fehlte nicht viel, daß es nicht in der Hitze das Rathhaus gestürmt hätte. Aber die Tribunen klagten den Marcius öffentlich an, und liessen ihn vor das Gericht des Volks fodern. Er trieb die an ihn gesandten Gerichtsdiener

schimpf-

schimpflich fort: da giengen die Tribunen mit den Aedilen selbst hin, um ihn mit Gewalt wegzuführen. Schon legten sie Hand an ihn, als die Patricier sich ihm zu Hülfe stellten, und die Tribunen und Aedilen mit Schlägen wegtrieben. Der einbrechende Abend machte damals der Verwirrung ein Ende.

Mit dem Anfange des folgenden Tages lief das erbitterte Volk von allen Orten her auf den Markt zusammen. Die Consuln befürchteten das größte Unglück für die Stadt, und hielten eine Senatsversammlung, in welcher sie befahlen, Maasregeln zu nehmen, daß man den Pöbel durch sanftes Zureden und gelinde Decrete besänftigen, und wieder zur Ruhe bringen möchte, da es jetzt die Zeit sey, wo die Klugheit wollte, daß man nicht für Ehre und Ansehn streiten müsse, sondern die unsichern und gefährlichen Umstände eine sanfte und freundliche Politik erfoderten. Die meisten Senatoren stimmten dieser Meynung bey, worauf die Consuln zu dem Volke herausgiengen, und dasselbe, so viel möglich war, zu besänftigen suchten, die dem Senate gemachten Vorwürfe auf eine gelinde Art widerlegten, und Verweise und Ermahnungen mit

Mäßi-

Mäßigung beyfügten, in Ansehung der Lebensmittel und des Getraides aber erklärten, daß sie mit dem Volke einig werden wollten.

Der meiste Theil des Volks gab nach, und bezeigte durch sein anständiges und bescheidnes Zuhören, daß es sich die Anträge gefallen liesse. Auch die Tribunen standen auf, und sagten, daß das Volk in allen billigen Dingen bey der Mäßigung des Senats geneigt sich bezeigen würde, aber Marcius müßte sich vertheidigen, ob er nicht zur Abänderung der gegenwärtigen Staatsverfassung und Unterdrückung des Volks den Senat ermuntert, da er vors Gericht des Volks gefodert, sich ungehorsam bezeigt, zuletzt die Aedilen öffentlich beschimpft und geschlagen, und soviel in seiner Macht gestanden, einen innerlichen Krieg zu erregen, und die Waffen der Bürger gegen einander zu wenden, gestrebt hätte? Sie sagten dieß in der Absicht, um entweder den Marcius zu demüthigen, daß er ganz wider seinen Charakter dem Volke schmeicheln sollte, oder um bey dem Volke, wenn er seiner Störrigkeit gemäß sich bezeigte, einen unversöhnlichen Haß gegen ihn zu erregen; welches letztere sie desto eher vermutheten; da sie seinen steifen Sinn kannten.

Mar-

Marcius Coriolanus trat auf, ſich zu vertheidigen: das Volk hörte ihm ruhig zu. Da er aber gegen dieſe Leute, die eine Art von Abbitte von ihn erwarteten, ſich einer verhaßten Freymüthigkeit bediente, und mehr ſelbſt das Volk anklagte als ſich vertheidigte, auch durch den Ton ſeiner Stimme und ſeiner Mienen eine Unerſchrokkenheit zeigte, die nahe an Verachtung grenzte, ſo wurde das Volk erbittert, und zeigte offenbar Verdruß und Unwillen über ſeine Rede. Der kühnſte unter den Tribunen, Sicinius, unterredete ſich mit den andern Tribunen kurze Zeit, und machte darauf dem Volke bekannt, daß die Tribunen des Volks den Marcius zum Tode verdammt hätten: dieſemnach befahl er den Aedilen, ihn auf den Tarpejiſchen Felſen zu führen, und da herabzuſtürzen. Die Aedilen griffen ihn ſchon an. Aber ſelbſt vielen vom Volke ſchien dieſes Verfahren zu hart und grauſam zu ſeyn, und die Patricier, voll Entſetzen und Mitleiden, ſtürzten zu ihm hin, ihm beyzuſtehen: ſie ſtieſſen diejenigen weg, die ihn greifen wollten, und nahmen ihn in ihre Mitte, einige baten das Volk mit ausgeſtreckten Händen um Mitleid, weil man keine Stimme und kein Wort bey der groſſen Verwir-

rung

rung und dem Tumulte vernehmen konnte. Endlich stellten selbst die Freunde und Anverwandten der Tribunen vor, daß man den Marcius nicht ohne Ermordung vieler Patricier abführen und bestrafen könne, und gaben den Rath, diese ungewöhnliche und grausame Strafe zu lindern, und den Marcius nicht unverhörter Sache mit Gewaltthätigkeit zu tödten, sondern die Stimmen des Volks über sein Urtheil zu sammeln.

Darauf fragte Sicinius die Patricier: „Was soll das bedeuten, daß ihr den Marcius dem Volke, das ihn bestrafen will, entreisset?„ — Die Patricier antworteten: „Was soll das von euch bedeuten, und was denkt ihr, daß ihr einen der angesehensten Römer ohne Untersuchung zu einer so grausamen und gesetzwidrigen Strafe verdammt?„ — „Gut, sagte Sicinius, ihr sollt dem Volke diesen Vorwurf einer aufrührerischen Uneinigkeit nicht machen. Es gesteht euch das zu, was ihr verlangt, Marcius soll ordentlich gerichtet werden. Dir aber Marcius befehlen wir, am dritten Markttage vor dem Volke zu erscheinen, und dich vor deinen Mitbürgern, die ihr Urtheil über dich fällen werden, zu vertheidigen.„

Die Patricier waren für diesesmal mit dem Ausgange der Sache zufrieden, und giengen mit dem Marcius vergnügt nach Hause. In der Zwischenzeit bis zum dritten Markttage, denn die Römer haben jeden neunten Tag einen Markttag, welchen sie Nundinas nennen, bekamen die Patricier wegen eines Krieges gegen die Antiaten Hofnung, die ganze Sache zu hintertreiben. Sie glaubten, daß der Krieg von langer Dauer seyn, und das Volk indessen seinen Haß mildern, oder ihn in den kriegrischen Beschäftigungen ganz ablegen, und biegsamer werden würde. Aber der Krieg gegen die Antiaten war bald vorbey. Die Patricier kamen öfters zusammen, und hielten voller Furcht Berathschlagungen, wie sie den Marcius nicht verlassen, und doch den Tribunen keine Gelegenheit zu einer neuen Empörung des Volks geben möchten.

Appius Claudius, den man beschuldigte, daß er einer der heftigsten Feinde des Volks wäre, behauptete, das Volk würde alle Gewalt des Senats aufheben, und die ganze Staatsverfassung umstürzen, wenn man zugeben wollte, daß es über die Patricier gerichtliche Urtheile fällen könnte.

Die

Die ältesten Senatoren, und die dem Volke günstiger waren, behaupteten das Gegentheil, und glaubten, das Volk würde bey diesem ihm zugestandnen Rechte sich nicht hart oder strenge, sondern sanft und milde bezeigen. Denn es verachte nicht den Senat, sondern halte sich von dem Senate für verachtet, und die Erlaubniß des Gerichts würde ihm ein so ehrenvoller Trost seyn, daß es mit der Urtheilsstimme zugleich seinen Haß ablegen würde.

Marcius, welcher einsah, daß der Senat aus Liebe gegen ihn, und aus Furcht vor dem Volke, in zweifelhafter Ungewißheit schwebte, fragte die Tribunen, wessen Verbrechens sie ihn beschuldigten, und worüber eigentlich sie eine Untersuchung wider ihn anstellen wollten? Da sie ihm darauf antworteten, daß sein Verbrechen darinnen bestünde, daß er nach der unumschränkten Oberherrschaft gestrebt hätte, und sie würden zeigen, daß er sich zum Tyrannen habe aufwerfen wollen, so sagte er, er wolle sogleich vor das Volk treten, und sich vertheidigen, er scheue dabey keine Art der Untersuchung, und wenn er dieses Verbrechens überführt würde, keine Art der Strafe; nur, setzte er hinzu, müßt ihr diese Anklage

vorbringen, und dem Senate keine Unwahrheit sagen. Sie versprachen es, und das Gericht wurde nun gehalten.

Als aber das Volk sich versammelt hatte, so setzten es die Tribunen mit Gewalt durch, daß die Stimmen nicht nach den Centurien sondern nach den Tribus gegeben werden sollten, wodurch der arme, aufrührerische und allen Anstand verachtende Pöbel mehr Stimmen bekam, als die reichen, vornehmen, und dem Kriegsdienste gewidmeten Römer. * Und die Beschuldigung wegen der gesuchten unumschränkten Gewalt, die nicht bewiesen werden konnte, liessen sie bald fahren, und

* Für diejenigen, welche mit der Römischen Staats- und Gerichtsverfassung nicht bekannt sind, ist es hier hinlänglich zu bemerken, daß die Römischen Bürger in Ansehung ihres Vermögens in 6 Klassen und 193 Centurien eingetheilt waren, und daß die Klasse der Reichsten, oder die erste, allein hundert Centurien hatte, die andern nur 93. Aber das Römische Volk war auch, nach den Distrikten, wo es wohnte, in 21, nachher 35 Tribus eingetheilt, und da waren reiche und arme untereinander, und der armen immer natürlicher weise mehr.

Digitized by Google

und brachten wieder diejenige Rede vor, welche Marcius vordem im Senate gehalten, als er den wohlfeilen Preiß des Getraides zu verhindern gesucht, und den Rath gegeben hatte, die Stellen der Tribunen des Volks abzuschaffen. Eine neue Beschuldigung, die sie wider ihn vorbrachten, war die Vertheilung der Beute von dem Feldzuge wider die Antiaten, welche er nicht öffentlich, sondern nur denen ausgetheilt hatte, die mit ihm diesen Feldzug gemacht hatten. Ueber diese Anklage soll Marcius am meisten erschrokken seyn, denn er hatte sie nicht erwartet, und konnte sich auch in der Geschwindigkeit nicht zur Befriedigung des Volks vertheidigen, vielmehr brachte er durch das Lob derjenigen, die mit ihm diesen Feldzug gemacht hatten, die andre weit grössre Anzahl, die nicht mit gezogen war, sehr auf. Da endlich die Stimmen wider ihn nach den Tribus gesammelt wurden, so waren dreye mehr, welche ihn verdammten. Die ihm zuerkannte Strafe war eine ewige Verweisung.

Nach verkündigtem Urtheile gieng das Volk mit grösserer Freude und stolzerem Muthe aus einander, als wenn es eine Schlacht wider die Feinde gewonnen hätte. Der Senat hingegen war trau-

rig und niedergeschlagen. Es gereuete ihm, daß er nicht eher alles gewagt, und das äuserste erwartet hatte, ehe er zugegeben, daß das Volk sich eine so freche Gewalt anmaßte. Man brauchte damals, um den Unterschied des Standes zu bemerken, weder auf die Kleider noch andre Kennzeichen zu sehen, sondern es war sicher allemal einer, der sich freuete, einer aus dem Volke, und der, der traurig war, ein Patricier.

Nur Marcius selbst blieb unerschüttert, und ließ keine Betrübniß blicken: seine Stellung, sein Gang, seine Miene blieb sich gleich; er schien unter allen ihn umgebenden Traurigen der einzige zu seyn, der nichts empfände. Dieß war nicht die Wirkung der Klugheit und Gelassenheit oder der Fassung bey gegenwärtigem Schicksale: es war Heftigkeit und Stärke des Zorns, welches Unwissende für keine Betrübniß halten. Denn wenn die Betrübniß sich in eine Art von entflammter Wuth verwandelt, so entfernt sie Niedergeschlagenheit und Ruhe, der erzürnte wird thätig, und geräth gleichsam in ein hitziges Fieber, die Seele ist in einer Art von Aufwallung, Ausdehnung und Schwulst.

Das

Das Betragen des Marcius zeigte auch bald diese Leidenschaften. Er gieng nach Hause, nahm von seiner Mutter und seiner Frau, welche heulten und schrien, Abschied, ermahnte sie, mit Gelassenheit dieß Schicksal zu ertragen, und gieng, unter Begleitung aller Patricier, nach dem Thore. Er bat um nichts, nahm auch von niemanden etwas an, und verließ Rom nur mit drey oder vier Clienten.

Er hielt sich noch einige Tage auf seinen Gütern auf, wo er auf verschiedne Einfälle kam, wie sie ihm sein Zorn eingab, die aber nichts gutes und nützliches, sondern Rache gegen die Römer zur Absicht hatten, und er beschloß, gegen sie einen beschwerlichen nachbarlichen Krieg zu erregen. Er nahm sich vor, zuerst einen Versuch bey den Volskern zu machen, deren kriegrische Mannschaft und Reichthum ihm bekannt war, und er glaubte, daß sie durch die bisher erlittenen Niederlagen nicht so viel an Stärke verloren, als an Eifersucht und Rachbegierde gegen die Römer zugenommen hätten.

Es lebte damals in der Stadt Antium ein Mann, der wegen seines Reichthumes, seiner Tapferkeit und seines berühmten Geschlechts bey

allen Volskern im königlichen Ansehn stand; er hieß Tullus Amfidius. Marcius wußte, daß er von diesem Manne mehr als irgend ein andrer Römer gehaßt wurde, denn sie hatten einander in den Schlachten öfters mit Drohungen im Wetteifer der Tapferkeit herausgefodert, wie es junge von Eifersucht und Ehrgeitz getriebne Krieger zu thun pflegen, und dadurch zu der öffentlichen Feindschaft noch eine besondre Feindschaft wider einander hinzugefügt. Aber Marcius kannte auch die Großmuth des Tullus, und wußte, daß er mehr als irgend ein Volsker wünschte, von den Römern Gelegenheit zu bekommen, sich an ihnen zu rächen. Er bestätigte nun jenen Gedanken eines gewissen Dichters: — Schwer ists wider den Zorn zu kämpfen; denn er vollendet was er will, und wär's um den Preiß des Lebens. Er verkleidete sich so, daß er glaubte nicht erkannt zu werden, und schlich sich, wie Ulysses, in die Stadt feindlicher Männer ein.

Es war Abend, und unter den vielen, die ihm begegneten, erkannte ihn keiner. Er gieng in das Haus des Tullus, und setzte sich sogleich mit verhülltem Gesichte an den Hausaltar, und blieb so ganz stille sitzen. Die Leute im Hause verwun-

wunderten sich darüber, aber wagten es nicht, ihn aufstehen zu heissen, denn seine ganze Stellung und sein Schweigen hatte etwas ehrwürdiges: sie benachrichtigten den Tullus, der eben zu Tische saß, von dieser seltsamen Begebenheit.

Tullus stand sogleich auf, gieng zu ihm hin, und fragte, wer er wäre, und was er begehrte? Marcius enthüllte sich darauf, und sagte, nach einigem Stillschweigen: — „Wenn du mich noch nicht kennst, Tullus, und deinen eignen Augen nicht traust, so muß ich mich selbst angeben. Ich bin Cajus Marcius, der dir und den Volskern viel Schaden gethan hat, wie selbst der Zuname Coriolanus den ich erhalten habe, mich nicht leugnen läßt. Ich habe für alle meine Bemühungen und ausgestandne Gefahren keine andre Belohnung von den Römern, als diesen Zunamen, das Denkmal meiner Feindschaft gegen euch, erhalten. Und dieses einzige auch haben sie mir gelassen: das andre alles insgesammt hat mir der Neid und die Frechheit des Pöbels, und die Zaghaftigkeit und Verrätherey der Consuln und Patricier entrissen. Ich komme als ein Verwiesener, und nehme zu deinem Hausaltare meine Zuflucht, nicht um Sicherheit

für mein Leben zu suchen, denn wie hätte ich hieher kommen dürfen, wenn ich mich zu sterben fürchtete? sondern ich will mich an denen rächen, die mich verwiesen haben, und räche mich an ihnen schon dadurch, daß ich mich in deine Gewalt übergebe. Wenn du, edler Tullus, deine Feinde angreifen willst, so gebrauche meinen Zufall, und mache mein Unglück zum allgemeinen Glücke der Volsker. Ich werde desto besser für euch streiten, als ich ehemals wider euch stritt, je besser diejenigen, die die Umstände der Feinde wissen, Krieg führen können, als diejenigen, die sie nicht wissen. Wenn du mir dieses verweigerst, so verlange ich nicht weiter zu leben, und es schickt sich alsdenn auch nicht für dich, das Leben desjenigen zu erhalten, der längst euer Feind und Gegner war, und jetzt ganz unnütz ist.„

Tullus hörte das alles mit vielem Vergnügen, ergrif seine Hand, und sagte: „Stehe auf, Marcius, und sey getrost. Du kommst wie ein grosses Glück zu uns, da du dich selbst uns übergiebst. Erwarte noch viel Grosses von den Volskern.„ Er bewirthete ihn darauf aufs freundlichste. In den folgenden Tagen berath-

rathschlageten sie sich mit einander wegen des Krieges.

Rom wurde indessen durch das Misvergnügen der Patricier gegen das Volk, wozu die Verdammung des Marcius eine neue Ursache geworden war, beunruhiget. Es erregten auch viele Wunderzeichen, welche die Wahrsager, Priester, und gemeine Leute verkündigten, Aufmerksamkeit. Eins davon war folgendes. Titus Latinus, ein Mann von keinem grossen Ansehn, der eine ruhige ordentliche Lebensart führte, und von dem Verdachte des Aberglaubens und aller Prahlerey frey war, diesem erschien Jupiter im Traume, und befahl ihm, dem Senate zu sagen: **Man hätte ihm bey der letztern öffentlichen Procession einen üblen Vortänzer geschickt, der ihm mißfällig wäre.** Latinus achtete anfänglich auf diese Erscheinung nicht, als er sie aber zum zweyten und drittenmale gehabt, und vernachläßigt hatte, so starb ihm ein sehr gutes Kind, und sein Körper verlor alle Kräfte, als wenn er gelähmt wäre. Er ließ sich also in einer Sänfte aufs Rathhaus bringen, und offenbarte seine Erscheinung. Man erzehlt, daß er nach dieser gethanenen Anzeige gemerkt, daß sein Körper wieder

der stärker werde, und vom Rathhause zu Fusse nach Hause gegangen sey.

Die Senatoren geriethen darüber in Verwundrung, und stellten eine vielfache Untersuchung an. Die Sache war diese. Es hatte ein gewisser Mann einen seiner Sklaven den andern Sklaven übergeben, und befohlen, ihn über den Markt zu führen, und zu Tode zu geisseln. Indem sie dieses thaten, und den Menschen peitschten, und dieser für Schmerz allerhand Wendungen und unanständige Bewegungen machte, kam eben der feyerliche Aufzug hinter her. Viele von den Begleitern dieses Aufzugs waren über diesen traurigen Anblick und die unschicklichen Wendungen des Menschen entrüstet worden, aber niemand hatte die Sache bestraft, sondern man hatte bloß Flüche und Verwünschungen wider den Mann ausgeschüttet, der seinen Sklaven hatte so hart strafen lassen. Damals gieng man zu Rom mit den Sklaven sehr gelind um, und brauchte gegen sie, weil man selbst mit Handarbeit that, und die Knechte immer bey sich hatte, viele Mäßigung. Eine grosse Strafe vor das Versehen eines Sklaven war, daß er das Holz am Wagen, worauf die Deichsel ruht, auf seine

Schul-

Schultern nehmen, und so in der Nachbarschaft herumgehen mußte. Wer diese Strafe erlitten, und so von den Nachbarn und Hausinwohnern gesehen worden war, wurde für treulos gehalten. Er bekam den Namen Furcifer, weil Furca bey den Römern eine Gabel und eine Stütze bedeutet.

Nach langem Nachdenken, auf die geschehne Anzeige des Latinus, wer wohl bey jenem Aufzuge der üble und dem Jupiter mißfällige Vortänzer möchte gewesen seyn, erinnerten sich einige, wegen des ungewöhnlichen bey jener Strafe, des Sklaven, der über den Markt hinweg gegeisselt und umgebracht worden war. Die Priester stimmten der Muthmassung bey. Der Herr des Sklaven wurde bestraft, und der dem Jupiter gewidmete feyerliche Aufzug wurde nebst den Schauspielen wieder von neuen gehalten. Numa hat daher unter andern weisen gottesdienstlichen Verordnungen auch sehr wohl diese gemacht, um die Ehrerbietung gegen die Götter zu beobachten, daß, wenn die obrigkeitlichen Personen oder Priester eine gottesdienstliche Handlung vornehmen, ein Herold vorangeht, und mit starker Stimme ruft, hoc age, gebt Achtung. Dadurch

durch wird befohlen, auf die heilige Handlung Aufmerksamkeit zu wenden, und sie durch kein andres Geschäft zu stören, weil er wußte, daß die meisten menschlichen Dinge auf eine gewisse Art mit Zwang und Gewalt zu Stande gebracht werden.

Die Römer pflegten die Opfer, feyerlichen Aufzüge und Schauspiele öfters, und nicht allemal aus einem so wichtigen Grunde, sondern auch wegen geringerer Ursachen wieder von neuen zu halten. Sie thaten es sogar, wenn eines von den Pferden, die den Wagen mit den Heiligthümern zogen, matt wurde, oder der Fuhrmann den Zügel mit der linken Hand ergriffen hatte. In den spätern Zeiten haben sie ein Opfer dreyssigmal wiederholt, weil sie immer glaubten, daß dabey ein Versehen, oder ein Fehler vorgefallen wäre. So groß war der Römer Genauigkeit bey ihren gottesdienstlichen Handlungen.

Marcius Coriolanus und Tullus hielten zu Antium geheime Berathschlagungen mit den Anführern der Volsker, und ermunterten sie, einen Krieg gegen die Römer anzufangen, indem sie noch in innerlicher Uneinigkeit wider einander wären. Sie hatten aber dabey Bedenken, weil

die

die Volsker mit den Römern auf zwey Jahre Waffenstillstand und Freundschaft errichtet hatten. Aber die Römer gaben selbst Anlaß zum Kriege, da sie bey öffentlichen feyerlichen Spielen, entweder wegen eines Verdachts, oder wegen einer falschen Angabe hatten ausrufen lassen, daß sich alle Volsker vor Untergang der Sonnen aus der Stadt hinwegbegeben sollten. Einige schrieben dieß einer List des Marcius selbst zu, welcher den Consuln zu Rom hätte fälschlich hinterbringen lassen, daß die Volsker die Römer währenden Schauspielen überfallen, und die Stadt Rom in Brand stecken wollten.

Der öffentliche Befehl, die Stadt zu verlassen, erregte einen noch stärkern Haß der Volsker gegen die Römer. Tullus vergrösserte die Sache noch mehr, und beredte seine erbitterte Völkerschaft endlich, daß sie eine Gesandschaft nach Rom abgehen, und das Land, und die Städte wiederfodern ließ, welche die Römer den Volskern im Kriege weggenommen hatten.

Die Römer antworteten den Abgeordneten der Volsker voll Unwillens über ihren Vortrag: „Die Volsker würden zwar zuerst die Waffen ergreifen, aber die Römer sie zuletzt niederlegen.„

Hier-

Hierauf rief Tullus eine allgemeine Versammlung seiner Völkerschaft zusammen, in welcher der Krieg beschlossen wurde, und er den Rath gab, den Marcius kommen zu lassen, seine vorigen verursachten Uebel zu vergessen, und zu glauben, daß er als Mitgenosse der Volsker in ihren Kriegen ihnen mehr Vortheile verschaffen würde, als er, da er wider sie gefochten, ihnen Schaden zugefügt hätte.

Marcius wurde vor die Versammlung gerufen. Er hielt eine Rede, nach welcher man ihn für einen eben so grossen Redner als Helden hielt, und für einen Mann, der an Kühnheit und Klugheit alle andre überträfe. Er wurde nebst dem Tullus zum unumschränkten Feldherrn gemacht. Da er besorgte, daß die Zeit, in welcher die Volsker ihre Kriegszurüstungen machen mußten, etwas lange dauern, und ihm die gute Gelegenheit, etwas auszuführen, rauben möchte, so ließ er die Obrigkeiten und Vornehmsten in den Städten dergleichen Zurüstungen besorgen, er selbst aber gieng mit den muthigsten Freywilligen ohne Musterung zu Felde, und fiel ins Römische Gebiet ein. Niemand hatte diesen Einfall vermuthet. Er machte eine so grosse Beute,

daß

daß sie die Volsker kaum fortbringen, und im Lager verzehren konnten. Aber die Beute und die Verwüstung des Römischen Gebiets waren die geringsten Vortheile, welche er durch diesen Einfall suchte. Er wollte die Patricier bey dem Volke in Verdacht bringen. Denn indem er alles verwüsten und verderben ließ, schonte er die Landgüter der Patricier aufs genaueste, und ließ von denselben nichts wegnehmen, und keinen Schaden verursachen. Darüber entstanden zwischen den Patriciern und dem Volke noch mehr gegenseitige Beschwerden und Unruhen. Jene beschwerten sich über das Volk, daß es einen so viel vermögenden Mann unrechtmäßiger weise vertrieben hätte: das Volk beschuldigte die Patricier, daß sie aus Rachsucht den Marcius zu Feindseligkeiten eingeladen hätten, und, indem andre vom Kriege beschädigt würden, ruhige Zuschauer wären, und selbst den auswärtigen Krieg zum Beschützer ihres Reichthums und ihrer Güter hätten. Marcius aber, der durch diese Streiferey den Volskern ein grosses Zutrauen zu sich, und eine Geringschätzung der Römer beygebracht hatte, führte, nach erreichter Absicht, seine Truppen sicher wieder zurück.

Bald darauf war mit vielem Eifer die ganze, zahlreiche Kriegsmacht der Volsker zusammen gekommen. Man beschloß, einen Theil zur Sicherheit in den Städten zurück zu lassen, und mit dem andern gegen die Römer zu Felde zu gehen. Marcius überließ dem Tullus die Wahl, welches von den beyden Kriegsheeren er unter seinen Befehl nehmen wollte. Tullus erklärte, daß Marcius, der es ihm an Tapferkeit völlig gleich thäte, aber in allen Gefechten immer mehr Glück als er gehabt hätte, das Commando der Truppen, die ins Feld zögen, übernehmen sollte, er selbst wolle die Besatzungen in den Städten commandiren, und für die Zufuhre der Kriegsbedürfnisse zu dem im Felde stehenden Heere sorgen.

Marcius, der dadurch noch mehr Ansehn bekam, rückte zuerst vor Circäum, eine Pflanzstadt der Römer, die sich ihm freywillig ergab, und keinen Schaden litt. Darauf verwüstete er das Gebiet der Lateiner, wo er hofte, daß sich die Römer mit ihm in eine Schlacht einlassen würden, weil die Lateiner ihre Bundesgenossen waren, und von ihnen zu wiederholten malen Hülfe begehrten. Aber das Volk war unwillig zum Kriege, und die Consuln hatten nur noch kurze Zeit zu regie-

regieren, und wollten in dieser Zeit nichts gefährliches unternehmen: sie schickten die Abgeordneten ohne Hülfe fort. Nun rückte Marcius vor die Städte selbst, und nahm Tolerium, Labicum, * Pedum, und Bola mit Sturme ein, und weil sie sich hartnäckig widersetzt hatten, wurden die Städte geplündert, und die Menschen zu Sklaven gemacht. Für diejenigen Städte, welche sich ihm unterworfen hatten, bewies er viel Vorsorge, und damit sie nicht auch wider seinen Willen Schaden litten, schlug er seine Lager in Entfernung von ihnen auf, und vermied ihr Gebiet zu betreten.

Er nahm hierauf Bovillä ein, welche Stadt nicht weiter als hundert Stadien von Rom liegt, wo er sehr reiche Beute machte, und beynahe alle junge Mannschaft niederhauen ließ. Nun wollten auch diejenigen Volsker, welche in die Städte zur Besatzung verlegt waren, nicht mehr zurück bleiben; sie liefen mit ihren Waffen zum Marcius, und erklärten, daß sie ihn für ihren einzigen Feldherrn und Befehlshaber erkennten. Der

* Vergl. Liv. Libr. II. c. 36. und Xyl. Anmerk. zu d. St.

Name des Marcius Coriolanus wurde jetzt durch ganz Italien groß; man bewunderte diejenige Tapferkeit, welche durch die Versetzung eines einzigen Mannes eine so ausserordentlich grosse Veränderung bewirkt hätte.

Zu Rom herrschte die größte Unruhe: das Volk wollte nicht fechten, täglich verband sich ein Theil wider den andern, und führten empörerische Reden, bis die Nachricht einlief, daß Lavinium von den Feinden belagert würde. In dieser Stadt wurden die ältesten Heiligthümer der Römer verwahrt, und es war ihr Stammort, denn es war die erste Stadt, die Aeneas in Italien erbaut hatte. Jetzt veränderte das Volk auf eine wunderbare Art plötzlich seine Gesinnung, und die Patricier änderten die ihrige im Gegentheile ganz seltsam. Das Volk verlangte, daß man das Verdammungsurtheil wider den Marcius aufheben, und ihn nach Rom zurück berufen sollte. Der Senat aber verwarf nach gepflogner Berathschlagung den Vorschlag des Volks, und hintertrieb die Ausführung, entweder aus festgefaßter Eifersucht, dem Volke in allem, was es begehrte, entgegen zu seyn, oder weil er nicht wollte, daß Marcius der Gnade des Volks seine Zu-

rück-

rückberufung sollte zu danken haben, oder der Senat war selbst schon gegen ihn aufgebracht worden, weil er sich allgemein feindselig bezeigte, da ihm doch nicht allgemein Unrecht geschehen war, und er eine Feindschaft gegen das Vaterland bewies, in welchem doch der vornehmste und beste Theil ihn bedauert hatte, und mit ihm zugleich beleidigt worden war. Der dem Volke verkündigte Schluß des Senats setzte das Volk ausser Stand, darüber Stimmen zu sammeln, weil es ohne vorhergegangnen Schluß des Senats nicht geschehen konnte.

Marcius wurde durch die davon erhaltne Nachricht noch mehr erbittert. Er hob die Belagerung von Lavinium auf, und rückte in vollem Zorne auf Rom an. Er nahm sein Lager bey dem so genannten cluilischen Graben, vierzig Stadien von der Stadt. Seine fürchterliche Erscheinung setzte alles in Bestürzung, machte aber auch, daß nun alle Uneinigkeit aufhörte. Denn es unterstand sich nun niemand, kein Consul, kein Senator dem Volke in Ansehung der Zurückberufung des Marcius zu widersprechen. Sie sahen die Weiber in der Stadt hin und her laufen, die Alten in den Tempeln fußfällig mit Thränen

beten, und alles niedergeschlagen, und unfähig gute Rathschläge zu fassen. Sie sahen ein, daß das Volk sehr wohl gethan, daß es an eine Aussöhnung mit dem Marcius gedacht, der Senat aber ein Versehen begangen, da er eben zu der Zeit, die eine Vergessenheit des Hasses gegen ihn nothwendig gemacht hätte, Haß und Rache gegen ihn hätte anfangen wollen.

Es wurde nun allgemein beschlossen, Gesandten an den Marcius abgehen zu lassen, welche ihn einladen sollten, in sein Vaterland zurückzukehren, und bitten, den Krieg zu endigen. Die vom Senate abgeschickten waren Anverwandte des Marcius, sie hoften gleich bey ihrer Ankunft von einem Manne, der ihr Anverwandter und Freund war, freundlich aufgenommen zu werden. Aber dergleichen erfolgte nicht: sie wurden mitten durchs feindliche Lager zu ihm geführt. Er empfieng sie sitzend mit einem unerträglichen Stolze und mit Härte. Die vornehmsten Volsker waren um ihn herum. Er befahl ihnen, zu sagen, was sie vorzubringen hätten. Sie hielten eine bescheidne und den Umständen angemessene freundliche Rede. Er beantwortete sie in Ansehung dessen, was ihn selbst angieng, mit Bitter-

keit

keit und Heftigkeit; in Betracht der Angelegenheiten der Volsker antwortete er als Feldherr: „Die Römer sollten das Land und die Städte, die sie den Volskern im Kriege weggenommen, wiedergeben, und mit ihnen ein Bündniß eben so mit dem Bürgerrechte errichten, wie die Lateiner hätten; auf keine andre als diese gerechte und billige Bedingung würde man einen dauerhaften Frieden schliessen.„ Er gab ihnen darüber dreyßig Tage Bedenkzeit, und nachdem die Gesandten weg waren, verließ er sogleich das Römische Gebiet.

Dieß gab nun denjenigen unter den Volskern, welche schon längst sein grosses Ansehn mit Verdruß und Neid betrachtet hatten, den ersten Anlaß zur Beschuldigung wider ihn. Einer davon war selbst Tullus, der zwar durch nichts vom Marcius persönlich beleidigt worden war, aber die menschliche Schwachheit des Neides empfand. Er nahm mit Misvergnügen wahr, daß sein Ruhm ganz verdunkelt und er von den Volskern gering geschätzt wurde, daß der einzige Marcius ihnen alles war, und sie glaubten, die andern Anführer müßten mit so viel Ehre und Macht, als er ihnen mittheilte, zufrieden seyn. Daher brei-

teten sich die ersten Beschuldigungen wider ihn in der Stille aus. Verschiedne Volsker verbanden sich aus Mißvergnügen über ihn mit einander, und nannten seinen Rückzug aus dem Römischen Gebiete eine Verrätherey, nicht zwar, daß er Städte und Waffen den Feinden überliefert, sondern die Zeit vernachläßigt hätte, durch die man diese Dinge ebenfalls erhalten und verlieren könne, indem er dreyßig Tage Zeit den Römern gelassen hätte, als wenn nicht in noch kürzerer Zeit auch wohl grössere Veränderungen sich zutragen könnten.

Indessen brachte Marcius diese Zeit nicht unthätig zu. Er grif die Länder der Bundesgenossen der Römer an, verwüstete sie, und eroberte sieben grosse und volkreiche Städte. Die Römer wagten es nicht, ihren Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen: ihre Seelen waren mit einer Art von Trägheit erfüllt, sie bezeigten sich in diesem Kriege wie Menschen, deren Glieder ganz erschlaft, und die in Schlaf versunken sind.

Da die Frist der dreyßig Tage vorbey war, erschien Marcius wieder mit seiner ganzen Macht. Die Römer schickten abermals Abgeordnete an ihn, welche ihn bitten sollten, seinen

Zorn

Zorn fahren zu lassen, die Volsker aus dem Römischen Gebiete abzuführen, und Vorschläge zu thun, die er für beyde Völkerschaften am zuträglichsten hielte. Sie mußten hinzufügen, daß die Römer aus Furcht nichts nachgeben würden, wenn er aber glaubte, daß die Volsker etwas, das der Billigkeit gemäß wäre, erhalten müßten, so würde man ihnen das alles alsdenn zugestehen, wenn sie die Waffen niederlegen wollten. Marcius sagte darauf, daß er ihnen jetzt nicht als Feldherr der Volsker Antwort geben, sondern noch als Römischer Bürger sie vermahnen wolle, sich gegen seine gerechte Foderungen bescheidner zu betragen, und binnen drey Tagen mit der Bestätigung der von ihm vorgeschlagnen Bedingungen wieder zu kommen; im andern Falle sollte es ihnen nicht erlaubt seyn, mit vergeblichen Vorschlägen wieder im Lager zu erscheinen.

Der Senat zu Rom, als er diese Nachricht von den zurückkommenden Gesandten hörte, nahm bey dem grossen Sturme, der den Staat traf, zu dem äußersten Mittel seine Zuflucht. Alle Priester in der Stadt, alle Diener bey heiligen Gebräuchen, die Hüter der Heiligthümer, und die Wahrsager aus dem Vogelfluge, welcher eine

von alten Zeiten her eingeführte Wahrsagerkunst war, alle diese wurden befehligt, in dem feyerlichen Anzuge, den sie bey ihren gottesdienstlichen Handlungen gebrauchten, zu dem Marcius zu gehen, und ihn zu bitten, daß er den Krieg aufheben, und mit seinen Mitbürgern wegen der Angelegenheiten der Volsker gütliche Unterhandlung pflegen möchte.

Marcius Coriolanus ließ zwar diese Leute ins Lager kommen, aber er verwilligte ihnen nichts, und bezeigte sich auch weder in Reden noch im ganzen Betragen gelinder als vorher. Er erklärte: „Daß die Römer auf die schon vorher angegebnen Bedingungen Friede machen oder Krieg führen müßten.„

Nach der Rückkunft der Priester beschloß man, die Stadt herzhaft zu vertheidigen, und die angreifenden Feinde zurückzutreiben, wobey man die größte Hofnung auf die Zeit und die ungefähren Glücksfälle setzte; denn vor sich selbst wußte man kein ander Rettungsmittel zu finden; alles war in der Stadt voller Verwirrung, Angst, und übler Ahndung, bis sich endlich etwas ereignete, dergleichen Homer öfters anführt, ob ihm gleich die meisten dabey den Glauben versagen.

gen. Wenn er von grossen und wunderbaren Begebenheiten erzehlt, so sagt er: **Ihm gabs die Göttin Minerva ein,** — an einem andern Orte: — **Einer der Unsterblichen wandte die Gedanken, und gab dem Sinne des Volks ein** — und wiederum: — **That er aus eignem Sinn' es, oder gebot es ein Gott ihm?** — Man tadelte den Homer, daß er durch dergleichen unglaubliche Fabeln von unmöglichen Dingen den freyen Willen der Menschen aufhebet. Aber Homer thut das nicht, sondern schreibt das, was wahrscheinlich und natürlicher weise Wirkung der Vernunft ist, unsern eignen Kräften zu. Er sagt gar oft: — **Ich berathschlagte mit meinem großmüthigen Geiste,** — und im Anfange der Ilias: — **Er sprachs. Den Peliden ergrif der Schmerz, er dachte unter der rauhen Brust zweyerley Vorsatz;** und an einem andern Orte: — **Aber sie beredte den weisen Bellerophon nicht, der nur dem Guten folgte.** —

Hingegen bey unglaublichen und ungewöhnlichen Begebenheiten, welche einen gewissen ausserordentlichen Trieb der Begeisterung erfodern, stellt er zwar nicht Gott so vor, daß er den freyen Willen aufhebt, aber daß er ihn in Bewegung

setzt,

setzt, und zwar den Trieb selbst nicht wirkt, aber doch Vorstellungen der Seele, die zu dem Triebe leiten. Dadurch macht er die Handlung nicht nothwendig, sondern giebt nur dem freyen Willen den Anfang zur Handlung, und erweckt Muth und Hofnung. Denn man muß entweder annehmen, daß Gott sich um den Grund und den Anfang unsrer Handlungen gar nicht bekümmere, oder er muß auf eine besondre Art den Menschen beystehen, und mit ihnen wirken. Denn er führt nicht unsern Körper, oder unsre Hände und Füsse zu den nothwendigen Bewegungen, sondern er erweckt den Vorsatz und den thätigen Willen in unsrer Seele durch gewisse Vorstellungen, oder Gedanken, oder wendet uns im Gegentheile davon ab, und hält uns zurück.

Zu Rom beteten damals die Frauenzimmer in verschiednen Tempeln zu den Göttern; die meisten und vornehmsten aber fleheten am Altare des Jupiters auf dem Capitolium. Unter diesen war auch Valeria, die Schwester des Publicola, der den Römern so viele und wichtige Dienste in Staats- und Kriegssachen erwiesen hatte. Publicola selbst war schon vorher gestorben, wie wir in seiner Lebensbeschreibung gemeldet haben.

Vale-

Valeria, die den Ruhm ihrer Familie durch ihr Betragen behauptete, stand zu Rom in grossem Ansehn. Diese empfand nun plötzlich einen solchen Trieb, von welchem ich eben geredet habe, und gerieth, nicht ohne göttliche Wirkung, auf einen Gedanken, der dem Staate sehr nützlich wurde. Sie stand auf, redte den andern Frauenzimmern um sich herum zu, eben das zu thun, und gieng mit ihnen zu der Volumnia, der Mutter des Marcius Coriolanus.

Sie fand, wie sie ankam, die Volumnia bey ihrer Schwiegertochter sitzend, und die Kinder des Marcius auf ihrem Schooße. Sie stellte sich mit ihren Begleiterinnen um die Volumnia herum, und hielt diese Anrede: — „Volumnia und Vergilia, wir Weiber kommen zu euch Weibern, nicht auf Befehl des Senats, oder der Consuln, sondern Gott scheint sich über unser Flehen erbarmt zu haben, und hat in uns den Trieb erweckt, uns zu euch zu wenden, und euch um unsrer und der andern Römischen Bürger Errettung zu bitten, welche euch einen glänzendern Ruhm erwerben wird, als den die Töchter der Sabiner erhalten haben, da sie den Krieg zwischen Vätern und Männern in Friede verwandelten,

ten, und Freundschaft unter ihnen stifteten. Kommt, und geht mit uns zum Marcius Coriolanus. Fleht ihn mit uns zugleich an, und gebt dem Vaterlande das wahre und gerechte Zeugniß, daß es bey den vielen Uebeln, die es von ihm erlitten, euch nichts zu Leide gethan, noch irgend einen rachgierigen Entschluß wider euch gefaßt hat, sondern euch ihm vielmehr wiedergiebt, wenn es auch keine billige Friedensbedingungen von ihm erlangen sollte.„

Die übrigen Frauen begleiteten diese Rede der Valeria mit Geschrey, und Volumnia antwortete: „Auch wir, meine Lieben, nehmen an dem allgemeinen Unglücke Antheil, und leiden noch dazu den eignen Schmerz, daß wir die Ehre und Tugend des Marcius verloren haben, und ihn in der Mitte bewafneter Feinde mehr bewacht, als errettet sehen müssen. Aber das größte Unglück für uns ist, daß die Macht des Vaterlandes so sehr herabgesunken ist, daß es seine Hofnung auf uns richten muß. Ich weiß nicht, ob er für uns einige Achtung bezeigen wird, da er sie nicht gegen das Vaterland bezeigt, welches er doch sonst immer höher als Mutter, Frau, und Kinder geschätzt hat. Allein gebraucht unsre Hülfe, wie

es

es euch gut dünkt, und führt uns zu ihm hin; wir können, wenn wir nichts anders können, im Flehen fürs Vaterland sterben.„

Hierauf gieng Volumnia und Vergilia mit den Kindern des Marcius und den andern Frauen in das Lager der Volsker.

Ihr Anblick erweckte Mitleiden, und Ehrfurcht und Stillschweigen bey den Feinden. Marcius saß auf einem erhöheten Sitze in der Mitte der feindlichen Obersten. Als er die Weiber ankommen sah, wurde er bestürzt, doch beschloß er, indem er seine eigne Frau, die den andern vorangieng, erkannte, bey seinem vorigen unbeweglichem und unerbittlichem Sinne zu beharren. Aber er konnte der Leidenschaft nicht widerstehen. Der Anblick machte ihn so verwirrt, daß er sie nicht sitzend erwarten konnte, sondern von seinem Stuhle herabstieg und ihnen entgegen eilte. Er küßte zuerst seine Mutter eine lange Zeit, alsdenn seine Frau und Kinder, seine Zärtlichkeit brach in Thränen aus, und er ließ sich von dieser Leidenschaft, wie von einem Strome, hinreissen.

Nachdem er seiner Zärtlichkeit Gnüge gethan hatte, und merkte, daß die Volumnia, seine Mutter, anfangen wollte zu reden, stellte er die vornehm-

nehmsten Volsker um sich herum. Volumnia hielt folgende Rede: — „Du siehst, mein Sohn, wenn wir dir es auch nicht selbst sagen, in unsrer Kleidung und unsrer elenden Gestalt die Kennzeichen des Zustandes, in den uns deine Entweichung versetzt hat. Bedenke, daß wir die unglücklichsten aller Weiber geworden sind, da uns das Schicksal den angenehmsten Anblick zu dem schrecklichsten gemacht hat, da ich meinen Sohn, und diese ihren Mann die Vaterstadt belagern sehen. Und selbst das, was bey allen andern Unglücksfällen ein Trost ist, das Flehen zu den Göttern, ist für uns Besorgniß geworden. Denn wir können nicht zugleich um Sieg für das Vaterland und für deine Erhaltung bitten, unser Gebet schließt Dinge in sich, mit denen uns nur unsre Feinde fluchen können. Denn deine Frau und Kinder müssen entweder des Vaterlandes oder deiner beraubt seyn. Ich für mich werde es nicht erwarten, daß das Glück noch bey meinem Leben diesen Krieg entscheide. Denn wenn ich es nicht von dir erlangen kann, daß du diese Uebel und Uneinigkeit durch Freundschaft und Friede endigst, und mehr ein Wohlthäter beyder Völkerschaften, als ein Verwüster der einen wirst,

so

so bedenke es, und mache dich darauf gefaßt, daß du deine Vaterstadt nicht eher wirst angreifen können, bis du über deine todte Mutter hinweggegangen bist. Denn es schickt sich nicht, daß ich jenen Tag erlebe, an welchem entweder das Vaterland über meinen Sohn, oder mein Sohn über das Vaterland einen Triumph hält. Wenn ich dich bäte, dein Vaterland mit dem Verderben der Volsker zu erhalten, so würde dieß freylich eine schwere Bedenklichkeit für dich seyn. Denn wenn es schändlich ist, seine Mitbürger ins Verderben zu stürzen, so ists auch ungerecht, diejenigen zu verrathen, die sich auf unsre Treue verlassen. Aber wir bitten dich nur um die Beendigung der Uebel, welches beyden Völkerschaften gleich nützlich, und den Volskern sehr rühmlich ist, da sie uns bey ihrer gegenwärtigen Uebermacht das größte Gut zu geben scheinen werden, und ein nichts geringeres dagegen erhalten, als Friede und Freundschaft. Du wirst die vorzüglichste Ursache davon seyn, wenn es aber nicht geschieht, ganz allein die Schuld davon bey beyden Völkerschaften tragen. Denn bey dem ungewissen Schicksale des Krieges ist das doch gewiß, daß du, wenn du siegest, ein Zerstö-

rer des Vaterlandes seyn wirst, wenn du aber besiegt wirst, wird man dich für einen Mann halten, der aus Zorn seine Wohlthäter und Freunde ins größte Unglück gebracht hat.„

Diese Rede der Volumnia wurde vom Marcius nicht beantwortet. Sie fieng, als sie lange stille gestanden hatte, von neuen an: „Warum schweigst du, mein Sohn? Ist es anständig, dem Zorne und der Rache alles aufzuopfern? Ist es unanständig, einer flehenden Mutter solche Bitten, wie die meinigen sind, zuzugestehen? Oder schickt es sich für einen grossen Mann, ein erlittenes Unrecht nicht zu vergessen, und ist es etwa nicht die Pflicht eines grossen und guten Mannes, die Wohlthaten, welche Kinder von Eltern empfangen, im ehrerbietigen Andenken zu erhalten? Und niemanden kommt diese Dankerkenntlichkeit mehr zu, als dir, der du die dir bewiesene Undankbarkeit so bitter verfolgst. An deinem Vaterlande hast du schon grosse Rache genommen, deiner Mutter aber hast du noch keine Dankerkenntlichkeit erwiesen, und es wäre die zärtlichste Dankerkenntlichkeit, wenn du mit freyem Willen mir meine so billige, so gerechte Bitte gewährtest. Und wenn ich dich nicht erbitten

kann,

kann, was soll ich mich bedenken, die letzte Hofnung zu wagen?„

Bey diesen Worten fiel sie mit der Frau und den Kindern des Marcius ihm zu Füssen. Er fuhr mit einem Geschrey auf: — „Mutter, was thust du gegen mich! richtete sie auf, und drückte ihre Hand: — „Du hast, sagte er, einen für das Vaterland glücklichen, für mich aber unglücklichen Sieg gewonnen. Von dir allein überwunden ziehe ich ab. Er hielt darauf mit seiner Mutter und Frau noch eine kurze Privatunterredung, und schickte sie, nach wiederholten Bitten von ihnen, nach Rom zurück. In der folgenden Nacht führte er die Volsker zurück, welche über dieses Verfahren nicht alle einerley Urtheil fällten. Einige tadelten den Feldherrn und sein Betragen, andre, die mehr zum Frieden geneigt waren, keines von beyden. Verschiedene waren zwar über sein Verfahren mißvergnügt, aber meynten, daß Marcius nicht strafbar sey, sondern Verzeihung verdiene, da er durch einen so grossen Drang sich hätte rühren lassen. Indessen widersetzte sich niemand, sondern alle folgten ihm, mit grössrer Hochachtung für seine kindliche Zärtlichkeit, als für seine Gewalt.

Das Römiſche Volk zeigte erſt nach Endigung dieſes Kriegs, in welcher Furcht und Gefahr es währendem Kriege geſchwebt hatte. Denn ſobald die Wachen auf der Mauer die Volsker abziehen ſahen, wurden alle Tempel eröfnet, und man opferte, und ſetzte ſich Kränze auf, wie nach einem erhaltenen Siege. Beſonders zeigte ſich die Freude der Stadt öffentlich durch die Dankerkenntlichkeit und Ehre, welche der Senat und das ganze Volk den Frauen bewies, die man als die Urheberinnen der Errettung des Staats anſah. Der Senat ließ ihnen erklären, daß die Conſuln ihnen, was für einen Beweis der Hochachtung und Dankerkenntlichkeit ſie auch fodern wollten, zugeſtehen würden. Sie verlangten weiter nichts, als daß der Glücksgöttin der Weiber ein Tempel ſollte erbaut werden, wozu ſie ſelbſt die Koſten beytragen wollten, die Einrichtung aber des gehörigen Gottesdienſtes der öffentlichen Anordnung der Stadt überlieſſen.

Der Senat ertheilte dieſem Edelmuthe der Frauen Lobſprüche, und ließ den Tempel und die Statüe der Göttin auf öffentliche Koſten verfertigen. Aber die Frauen brachten nichts deſtoweniger Geld vor ſich zuſammen, und lieſſen eine

zwey-

zweyte Statüe verfertigen, von welcher die Römer erzehlen, daß sie bey der Aufstellung im Tempel diese Worte habe hören lassen: „Ihr Weiber habt mich mit einer gottgefälligen Ehrfurcht geweiht.„

Man erzehlt, daß diese Stimme sich habe zweymal hören lassen, und will uns etwas ungereimtes, unglaubliches bereden. Daß man Statüen hat schwitzen, Thränen vergiessen gesehen, einige blutige Tropfen an ihnen bemerkt hat, ist nichts unmögliches: denn Holz und Steine nehmen oft eine Art von Rost und Feuchtigkeit an, und geben oft von selbst verschiedne Farben, oder bekommen Flecken, und es hindert uns nichts zu glauben, daß zuweilen dadurch Gott etwas anzeige. Es ist auch möglich, daß dergleichen Statüen einen Schall von sich geben, der dem Heulen oder Seufzen ähnlich ist, wenn sie bersten, oder ihre Theile inwendig mit Gewalt aus einander reissen. Aber daß etwas lebloses eine articulirte Stimme und eine deutliche vernehmliche Rede haben könne, ist schlechterdings nicht möglich, da die Seele und selbst Gott ohne körperliche, zur Rede geschickte Organe, nicht sprechen kann. Wenn aber die Geschichte durch viele und

glaubwürdige Zeugnisse uns dergleichen für wahr zu halten zu nöthigen scheint, so muß man annehmen, daß auf die Einbildungskraft der Seele etwas, das jener Empfindung ähnlich sey, wirke, so wie es im Schlafe uns vorkommt, daß wir etwas hören oder sehen. Diejenigen hingegen, welche aus einem heftigen Religionseifer dergleichen Dinge weder verwerfen noch bezweifeln können, gründen sich auf die wundervolle unsre Vorstellungen übersteigende Macht Gottes. Und da er auf keine Art dem menschlichen Wesen ähnlich ist, weder in Absicht seiner Natur, noch seiner Wirksamkeit, noch seiner Macht, so dürfen wir es auch nicht für unmöglich halten, wenn er etwas uns unmögliches, und unbegreifliches thut. Er, der in allen von uns verschieden ist, muß in seinen Wirkungen am meisten uns unähnlich und verschieden seyn. Allein die meisten göttlichen Dinge werden, wie Heraklitus sagt, wegen unsers Unglaubens nicht von uns erkannt.

Sobald Marcius von seinem Feldzuge nach Antium zurückgekommen war, suchte Tullus, der ihn haßte und fürchtete, ihn aus dem Wege zu räumen, weil er glaubte, daß, wenn er diese jetzige Gelegenheit nicht nützte, er keine andre bekommen

men möchte. Er wiegelte daher viele wider ihn auf, und verlangte, daß er seine Befehlshaberstelle niederlegen, und den Volskern von seinem Betragen Rechenschaft geben sollte. Marcius, der sich fürchtete, wieder in den Privatstand zu treten, indem Tullus als Feldherr die höchste Gewalt bey seiner Völkerschaft hätte, erklärte, daß er seine Stelle niederlegen wolle, wenn es ihm die ganze Völkerschaft befehlen würde, denn von dieser hätte er seine Stelle erhalten; aber Rechenschaft von seinem Betragen wollte er auch den Antiaten jetzt sogleich geben, wenn sie es verlangten.

Es wurde eine Versammlung gehalten. Die dazu bestellten Redner erbitterten das Volk wider den Marcius. Als er aber aufstand sich zu vertheidigen, hörte aus Ehrfurcht für ihn der grosse Tumult auf, und er konnte mit Sicherheit reden. Die rechtschaffensten unter den Antiaten und die am meisten den Frieden billigten, bezeugten öffentlich, daß sie seine Vertheidigung geneigt anhören, und ihm beym Gerichte Gerechtigkeit wiederfahren lassen würden. Tullus fürchtete sich vor der Rechtfertigung des Marcius, denn er war ein sehr guter Redner, und seine ersten gros-

sen Thaten hatten ihn mehr Gunst erworben, als sein letzteres Versehen Beschuldigung. Und seine Beschuldigung selbst war im Grunde ein Beweis seiner Verdienste: denn die Volsker hätten sich nicht beschweren können, daß nicht Rom ihnen unterwürfig gemacht worden wäre, wenn sie nicht Marcius bis zur Einnahme der Stadt Rom gebracht hätte. Man wollte also nicht erst warten, was das versammelte Volk thun würde. Die verwegensten fiengen an zu schreyen, man müsse ihn nicht hören, noch zugeben, daß ein Verräther die Volsker beherrsche, und seine Befehlshaberstelle nicht niederlegen wolle. Es fiel ein Haufe über ihn her, und schlug ihn todt, da keiner aus der Versammlung ihm beystand.

Es zeigte sich bald darauf, daß die meisten an dieser That keinen Gefallen hatten. Das Volk lief häufig aus den Städten zur Bestattung seines Körpers herbey, welche mit Ehrenbezeigungen geschah, und sein Grab wurde, wie das Grab eines Helden und Feldherrn, mit Waffen und Beute geschmückt.

Die Römer liessen nach der erhaltenen Nachricht von seinem Tode weder ein Zeichen der Hochachtung noch des Hasses gegen ihn sehen. Doch erlaub-

erlaubten sie dem Frauenzimmer, zehn Monate um ihn zu trauern, so wie um einen Vater, Sohn oder Bruder pflegte getrauert zu werden. Dieß war die längste Trauerzeit, die Numa Pompilius bestimmt hatte, wie wir in seiner Lebensbeschreibung erzehlt haben.

Die Umstände der Volsker wurden bald darauf so, daß sie den Marcius sehr vermißten. Denn erstlich kamen sie mit den Aequern, ihren Freunden und Bundesgenossen, wegen der Wahl eines Feldherrn, in einen so blutigen Streit, daß viele verwundet und getödtet wurden. Hernach wurden sie von den Römern in einem Treffen geschlagen, in welchem Tullus mit ihrer besten Mannschaft umkam: sie mußten sich die schimpflichsten Bedingungen des Friedens gefallen lassen, den Römern unterwürfig werden, und ihren Befehlen zu gehorchen versprechen.

Vergleichung des Alcibiades mit dem Coriolanus.

Aus den jetzt erzehlten merkwürdigsten Thaten dieser beyden Männer wird man leicht einsehen, daß in Absicht des kriegrischen Ruhms auf keiner Seite eben ein grosser Ausschlag ist. Als Soldaten haben beyde ihre kriegrische Kühnheit und Tapferkeit durch viele Thaten bewiesen: als Feldherren haben sie vielfältig Kriegswissenschaft und Klugheit gezeigt, wenn man nicht etwa deswegen den Alcibiades für einen vollkommnern Feldherrn halten will, weil er nicht allein zu Lande, sondern auch zur See in vielen Schlachten beständig Sieger und glücklich war. Beyde haben das gemein, daß ihr Vaterland glücklich war, so lange sie in demselben lebten, und Anführer waren, und hingegen durch ihre Entfernung grossen Schaden litt.

Das allzuschmeichelhafte Betragen des Alcibiades gegen das Volk in seiner Staatsverwaltung, wo-

wodurch man Ordnung und Anstand verletzt sah, wurde von den klügsten Athenienſern verabscheut: hingegen haßte das Römische Volk das ganz ungefällige, stolze, und der Herrschaft der Patricier günstige Betragen des Marcius Coriolanus. Keines von beyden verdient Lob. Doch verdient derjenige, der sich dem Volke gefällig bezeigt, geringere Beschuldigung, als soiche Menschen, welche, um nicht das Ansehn zu haben, als wenn sie dem Volke schmeichelten, es unterdrücken. Es ist schändlich, dem Volke zu schmeicheln, um dadurch sich in die Höhe zu schwingen; aber sich durch Furcht und Unterdrückung Gewalt zu erwerben, ist nicht allein schändlich, sondern auch grausam.

Der aufrichtige und strenge Charakter des Marcius ist eben so deutlich in seinem Leben zu sehen, als das listige und falsche Betragen des Alcibiades in den Staatsgeschäften. Am meisten tadelt man an dem letztern die boshafte List, mit welcher er die Lacedämonischen Gesandten hintergieng, und, wie Thucydides sagt, den Frieden brach. Aber eben diese Staatsliſt machte, ob sie gleich Athen in einen neuen Krieg verwickelte, die Athenienſer auch durch das Bündniß mit den Mantineern und Argivern, welches Alcibiades zu Stande brachte, mächtiger und furchtbarer. Aber auch Marcius hat, wie Dionysius erzehlt, durch eine List die Römer und Volsker mit einander in Krieg verwickelt, da er die Volsker, welche zu dem öffentlichen Schauspiele nach Rom gegangen waren, fälschlich wegen eines Anschlags auf die Römer, angeben ließ. Aber der Bewegungsgrund macht die That noch schlimmer. Denn er that es nicht aus Ehrgeitz, oder aus einem politischen

Wett-

Wetteifer, wie Alcibiades, sondern um seinem Zorne Gnüge zu thun, von dem, wie Dionysius sagt, niemand Dank bekommt, und beunruhigte einen grossen Theil Italiens, und opferte viele unschuldige Städte der Rachgier gegen sein Vaterland auf.

Alcibiades machte ebenfalls seinen Zorn zur Ursache vieler Unglücksfälle seiner Mitbürger, aber sobald er sah, daß ihnen ihr Verfahren gegen ihn gereuete, wurde er ihnen geneigt. Und als er zum zweytenmale von ihnen war beleidigt worden, fand er an den Fehlern der Feldherren kein Vergnügen, und blieb bey ihren schlechten und gefährlichen Maasregeln nicht gleichgültig, sondern that eben das, was Aristides gegen den Themistokles mit so vielem Ruhme that; er begab sich zu den damaligen Feldherren, die nicht seine Freunde waren, und warnete sie, und rieth ihnen, was sie thun sollten. Marcius hingegen bewies seinen Zorn gegen die ganze Stadt, da ihn doch nicht die ganze Stadt beleidigt hatte, sondern vielmehr der beste und angesehenste Theil derselben mit ihm zugleich Unrecht erlitten, und an seinem Schmerze Antheil genommen hatte. Und da er hernach durch so viele Gesandschaften und Bitten, welche ein einziges Unrecht wieder versöhnen sollten, sich nicht bewegen noch erbitten ließ, so zeigte er deutlich, daß er, nicht um die Rückkehr in sein Vaterland sich zu verschaffen, sondern um sein Vaterland ins Verderben zu stürzen, einen schweren Krieg, wobey kein Friede zu hoffen, erregt hätte.

Darinnen aber, wird man sagen, sind diese beyden Männer einander unähnlich, daß Alcibiades

aus

aus Furcht und Haß gegen die Spartaner, welche ihm nachstellten, zu den Athenienſern wieder übergieng: Marcius hingegen die Volsker, welche ſich billig gegen ihn bezeigten, ohne Schande nicht verlaſſen konnte. Denn ſie machten ihn zu ihrem Feldherrn, und vertrauten ihm ihre ganze Kriegsmacht; Alcibiades aber wurde von den Lacedämoniern mehr gemißbraucht als gebraucht, er mußte in ihrer Stadt herumirren, in ihrem Lager in Gefahr ſchweben, bis er ſich endlich dem Tiſſaphernes übergab, wenn er nicht etwan aus Verlangen in ſein Vaterland zurückzukehren, denſelben zu gewinnen ſuchte, um zu verhindern, daß Athen nicht gänzlich ins Verderben geſtürzt würde.

Alcibiades ließ ſich, wie man erzehlt, öfters durch Geſchenke beſtechen, und wendete das erworbene Geld übel zur Pracht und Wolluſt an. Marcius ließ ſich nicht bewegen, auch nur das anzunehmen, was ihm ſeine eigne Feldherren zur Ehrenbelohnung geben wollten. Daher haßte ihn auch das Volk bey den wegen der Schulden entſtandnen Streitigkeiten deſto mehr, weil er nicht aus Gewinnſucht, ſondern aus Stolz und Härte gegen die Armen ſo grauſam zu ſeyn ſchien.

Antipater ſagt in einem Briefe über den Tod des Philoſophen Ariſtoteles: **Bey ſeinen übrigen Eigenſchaften hatte er auch die Gabe, ſich beliebt zu machen.** Der Mangel dieſer Gabe machte, daß die vortreflichſten Thaten und Eigenſchaften des Marcius ſelbſt denjenigen unangenehm waren, die davon den Nutzen hatten, weil ſie ſeinen Stolz und Eigenſinn, **den Begleiter der Einſamkeit**, wie Plato ſagt, nicht ertragen konnten. Beym Alcibiades hingegen, welcher ſich in alle, mit denen

er

er umgieng, zu schicken wußte, ist es kein Wunder, daß er bey der Ehre, die ihm seine glücklichen Thaten erwarben, auch Liebe und Hochachtung genoß, daß sogar einige seiner Fehler zuweilen für Annehmlichkeiten gehalten wurden. Daher kam es auch, daß er, da er seiner Vaterstadt schon vielen Schaden zugefügt hatte, zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt erwählt wurde, Marcius im Gegentheile, da er sich schon sehr tapfer und verdienstvoll bewiesen hatte, das Consulat, um welches er sich bewarb, nicht erhielt. Jenen konnten seine Mitbürger nicht hassen, auch wenn er sie beleidigt hatte, diesen konnten die Römer nicht lieben, auch wenn sie ihn bewunderten.

Marcius that nicht allein als Feldherr seinem Vaterlande Dienste, sondern den Feinden wider das Vaterland: Alcibiades erzeigte als Soldat und als Feldherr den Athenienſern viele Dienste. Auch besiegte er seine Feinde, wenn er gegenwärtig war, nach Wunsche, und die Beschuldigungen wider ihn hatten nur alsdenn, wenn er abwesend war, Erfolg. Marcius wurde gegenwärtig von den Römern verurtheilt, und in der Versammlung der Volsker, obgleich auf eine ungerechte und boshafte Art, umgebracht. Er hatte aber selbst den Vorwand zur Entschuldigung dieser That gegeben, da er den öffentlich angebotenen Frieden nicht annahm, und sich durch eine Privatbitte von Frauen hatte bereden lassen, und die beste Gelegenheit, die Römer zu besiegen, verabsäumt hatte, ohne Frieden zwischen den Volskern und Römern zu machen. Er mußte, wenn er Gerechtigkeit gegen die Volsker beobachten wollte, mit ihrer Einwilligung, da sie ihr ganzes Vertrauen auf

ihn

ihn gesetzt hatten, sich zurückziehen. Wenn er aber die Vortheile der Volsker nicht achtete, sondern bloß, um seinem Zorne Gnüge zu thun, den Krieg erregt hatte, und nach Befriedigung seines Zorns ihn endigen wollte, so war es nicht der Ehre gemäß, das Vaterland der Mutter wegen zu schonen, sondern er mußte die Mutter mit dem Vaterlande zugleich schonen, denn seine Mutter und seine Frau waren ein Theil der Vaterstadt, die er belagerte. Denn daß er sich gegen die öffentlichen Bitten der Abgesandten, und gegen das Flehen der Priester so hart bewies, und hernach der Mutter den Abzug seiner Völker zugestand, war keine Ehre für die Mutter, sondern Schande für das Vaterland, welches, als wenn es keine Erhaltung durch sich selbst verdient hätte, durch die Vorbitte einer Frau, und durch das Mitleiden gegen diese Frau errettet wurde.

Dieses war eine verhaßte, grausame, und beyden Theilen gewiß nicht angenehme Gnade, denn er gieng zurück, ohne von den Feinden darum gebeten, noch von den Freunden deswegen gebilligt zu seyn. Der Grund von diesem allen war sein unbiegsamer, stolzer und eigensinniger Charakter, welcher an sich schon verhaßt ist, aber, wenn der Ehrgeitz dazu kommt, unerträglich wird. Denn dergleichen Menschen bezeigen sich gegen das Volk nicht gefällig, gleichsam als wenn ihnen an der Ehre nichts gelegen wäre, und werden unwillig, wenn sie sie nicht erhalten. Zwar bezeigten sich auch Metellus, Aristides und Epaminondas der Schmeicheley gegen das Volk, und der Gunstbewerbung bey demselben abgeneigt, aber sie verachteten auch wirklich alles das, was ihnen das

Volk

Volk geben oder nehmen konnte, und wenn sie öfters verwiesen, abgesetzt oder verurtheilt wurden, so erzürnten sie sich nicht über die Ungerechtigkeiten ihrer Mitbürger, sondern liebten sie wieder, wenn sie ihr Unrecht bereueten, und versöhnten sich wieder, wenn sie gebeten wurden. Wer dem Volke nicht schmeicheln kann, muß auch an dem Volke keine Rache nehmen; der Unwille über eine gesuchte und nicht erlangte Ehre entspringt aus einer heftigen Ehrbegierde.

Alcibiades verbarg seine Freude über die erhaltenen Ehrenbezeigungen eben so wenig als seinen Schmerz über Geringschätzung, und er suchte deswegen sich seinen Mitbürgern angenehm und gefällig zu machen. Hingegen ließ es der Stolz dem Marcius nicht zu, derjenigen Gunst zu suchen, die ihm Ehre ertheilen und ihn erheben konnten, aber sein Ehrgeitz machte ihn unwillig und erzürnt, wenn er übergangen war. Und dieß war an ihm tadelhaft. Das andre alles war *glänzend*. Seine Mäßigkeit und seine Uneigennützigkeit macht ihn würdig, den vortreflichsten und unbescholtensten Griechen an die Seite gesetzt zu werden, nicht dem Alcibiades, der darinnen viel Frechheit und Geringschätzung der Ehre bewies.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Index.

1. Camillus. B. II. p. 3–91.
2. Pericles. B. II. p. 91–171.
3. Fabius Maxi-
mus — B. II. p. 171–231.
4. Alcibiades. B. II. p. 238–321.
5. Coriolanus. B. II. p. 321–394.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

8/94
ichner
Inderel
01 Hohenthann
Digitized by Google